
THEODOR KÖRNER
FÜR HERVORRAGENDE VERDIENSTE
DDR
NATIONALE VOLKSARMEE
FÜR TREUE DIENSTE
DDR
NATIONALE VOLKSARMEE



NVA
NVA
NVA
NVA
NVA
DDR
NATIONALE
VOLKSARMEE
NVA

Arsenal

3

Ein Sammelband
über Militärwesen und
sozialistische Landesverteidigung
für junge Leute



Militärverlag
der
Deutschen
Demokratischen
Republik

Illustrationen von Gerhard Preuss

Inhalt

Fünfundzwanzig

Oberst Werner Hübner

Das Geburtsdatum der Nationalen Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik ist der 18. Januar 1956. An diesem Tag beschloß die oberste Volksvertretung unseres Staates, die Volkskammer, das „Gesetz über die Schaffung der Nationalen Volksarmee und das Ministerium für Nationale Verteidigung". Diesem gewichtigen Akt war ein Vertrag über die Beziehungen zwischen der DDR und der UdSSR vom 20. September 1955 vorausgegangen, der die volle Gleichberechtigung und die uneingeschränkte Verantwortung des ersten sozialistischen deutschen Staates für seine Innen- und Außenpolitik bekräftigte. Bis dahin hatte die Sowjetunion als Siegermacht über das faschistische Deutschland Rechte und Pflichten zum äußeren militärischen Schutz des Territoriums der ehemaligen sowjetischen Besatzungszone wahrgenommen. Nunmehr, nachdem sich die Staatsmacht in der DDR gefestigt hatte, war der Zeitpunkt gekommen, auch den militärischen Erfordernissen des Kampfes um den Frieden und die Verteidigung des Sozialismus in eigener Verantwortung voll nachzukommen.

Mit diesem Staatsvertrag und dem im Mai 1955 vollzogenen Beitritt zum Bündnis der sozialistischen Staaten, das als „Warschauer Vertrag" bezeichnet wird, übernahm die DDR militärische Aufgaben zum Schutz ihres Volkes, ihres Territoriums und ihres Gesellschaftssystems sowie der sozialistischen Bruderstaaten.

Im Hintergrund dieser staatsrechtlichen Abkommen stehen zeitgeschichtliche Ereignisse, die man kennen muß, um die notwendige Bildung einer Nationalen Volksarmee voll zu verstehen. An erster Stelle ist hier herauszustellen, warum sozialistische Staaten überhaupt über militärische Macht verfügen müssen: Imperialistische Armeen bedrohen Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt. 1955 nahm diese Drohung einen sehr gefährlichen Umfang an, als ein Kriegspakt der imperialistischen Hauptländer, der Nordatlantikpakt (NATO), entstand, in welchen ein militärisches Kontingent von 500 000 Soldaten aus der BRD einbezogen wurde. Das erklärte Ziel dieses gefahrbringenden Zusammenschlusses war, den Sozialismus mit einer Strategie des „roll back", des „Zurückrollens", zu beseitigen. Der Schwerpunkt ihres „Wirkens" lag in Mitteleuropa, wo die DDR-Bürger von ihren sozialistischen Errungenschaften „befreit" werden sollten.

Dem mußten die sozialistischen Staaten energisch entgegentreten. Das geschah



durch den Beistandspakt, den die sozialistischen Staaten abschlossen, wobei es selbstverständlich war, daß jedes Land seinen angemessenen eigenen Beitrag leistete.
Weiter gehört zum Bild dieser Zeit, daß günstige Bedingungen für den Kampf um Frieden, Demokratie und Sozialismus entstanden waren. Die Sowjetunion verfügte über eine starke Wirtschaft, die sozialistischen Staaten festigten ihre politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit. Diese Kraft gab auch den Verteidigungsanstrengungen Rückhalt.
So hatte es die Sowjetunion vermocht, das Monopol der USA an Kernwaffen zu brechen und ihre Streitkräfte auf einen solchen Stand zu bringen, daß der XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 zu der Einschätzung gelangen konnte, angesichts des bestehenden Kräfteverhältnisses sei ein Weltkrieg nicht mehr unvermeidlich. Die Gewähr dafür war allerdings die weitere Festigung der Verteidigungskraft aller sozialistischen Staaten, um die Aussichtslosigkeit eines militärischen Überfalls auf den Sozialismus eindrucksvoll zu zeigen.
Die Bildung der Nationalen Volksarmee vollzog sich also unter dem sehr optimisti-

Besuch im Regiment nebenan. Gemeinsame Ausbildung, gegenseitige Hilfe und Leistungsvergleiche sind herausragende Merkmale der Waffenbrüderschaft sozialistischer Armeen









schen Vorzeichen, daß ihre Existenz mithelfen würde, dem Frieden Dauer zu verleihen. Die Gründung der Nationalen Volksarmee bestätigte somit die konsequente Friedenspolitik der DDR. Am selben Tag, als der Gründungsbeschluß für die Nationale Volksarmee gefaßt wurde, schlug die Regierung der DDR vor, daß sich die DDR und die BRD verpflichten sollten, gegeneinander keine Gewalt anzuwenden, für das Verbot der Stationierung von Atomwaffen auf deutschem Boden einzutreten und die Beziehungen zueinander zu normalisieren. Die BRD folgte diesen Vorschlägen nicht und baute auf militärische Drohung.

Die MiG-21 gehört zur Standardausrüstung der Armeen des Warschauer Vertrags

Aufklärer beobachten im Schutze ihres PT-76 das Gelände

Schwere Panzerbüchse

Artillerieausbildung an der 57-mm-Waffe auf einem MSR-Schiff der Volksmarine der NVA

Eine Armee braucht Soldaten, Offiziere, Waffen. Sie muß organisiert, ausgebildet und geführt werden, um ihren Auftrag gut erfüllen zu können.

Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, nach deren Leitlinien der Aufbau der Armee erfolgte, orientierte sich bei allen ihren Entscheidungen am Vorbild der Sowjetunion, die über eine Armee verfügte, die in der schweren und ruhmreichen Praxis des Krieges erprobt war. Dadurch brauchte bei der Schaffung der Nationalen Volksarmee – was solche Fragen wie den Charakter der Armee, ihre Struktur, Führung, Bewaffnung, Ausbildung und politische und militärische Erziehung anbetrifft – kein Neuland betreten zu werden, und es waren auch keine Experimente nötig.

Wie in anderen Bereichen unserer Gesellschaft auch, wurden Parteiorganisationen der SED in den Einheiten der Nationalen Volksarmee gebildet, um von Anfang an die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei zu sichern.

Die Kommandeure kamen aus den Reihen der Kommunisten und des Jugendverbandes. Von den 26 Generalen, die mit der Aufstellung und Führung der NVA beauftragt waren, gehörten 18 schon vor 1933 der Arbeiterbewegung an, 17 hatten am antifaschistischen Widerstand teilgenommen, 8 Generale waren in der Zeit des Hitlerfaschismus in Zuchthäuser und Konzentrationslager geworfen worden. Die jungen Soldaten kamen aus dem Jugendverband, der die Verpflichtung übernommen hatte, mit seinen Kräften dafür zu sorgen, daß in die Armee Menschen eintraten, die bereit waren, bewußt und diszipliniert die sozialistische Heimat zu verteidigen. Es waren Freiwillige, die mindestens zwei Jahre Dienst leisteten, bis 1962 die allgemeine Wehrpflicht für 18 Monate Grundwehrdienst eingeführt wurde. In der Armee selbst wurde die FDJ zur Massenorganisation der Soldaten.

Eine Armee muß gut ausgerüstet sein. Moderne Militärtechnik ist in den Händen bewußter, gut ausgebildeter und klug geführter Soldaten entscheidend für die Kampfkraft der Streitkräfte.

Die Nationale Volksarmee erhielt seit ihrer Gründung stets jene Waffen, die für das Niveau der Armeen der Staaten des Warschauer Vertrags kennzeichnend sind. Bei Panzern begann es z. B. mit dem bewährten T-34, der nach dem zweiten Weltkrieg weiterentwickelt worden war. Der T-54/55 ersetzte ihn später mit neuen Kampfeigenschaften, und auf der Parade am 30. Jahrestag der DDR wurde ein neuer Panzer vorgestellt. Alle großen, komplizierten Waffensysteme werden von der sowjetischen Verteidigungsindustrie erzeugt. Andere Arten von Bewaffnung und Ausrüstungen, von den Uniformen über Handfeuerwaffen und Munition bis zu Fahrzeugen, produzieren Betriebe der sozialistischen Staaten, darunter auch die DDR.

Eine Armee wird gebildet, aber sie entsteht nicht ohne Entwicklung, ohne Bezugspunkte zur Vergangenheit und zur Umwelt in der Gegenwart. Nach dem Mißbrauch deutscher Soldaten für zwei verbrecherische Kriege innerhalb eines Menschenalters mußte sich eine Armee des Arbeiter-und-Bauern-Staates ganz entschieden von den Traditionen des Militarismus abgrenzen. Das war nicht das Problem des äußeren Aussehens, der Uniform, der Prinzipien von Befehl und Gehorsam, sondern das war die Erkenntnis: Militärischer Dienst in den Reihen der Nationalen Volksarmee dient den Interessen der Werktätigen, dem Schutz des Friedens und der Errungenschaften des Sozialismus. Angesichts des Wiederentstehens des Militarismus in Gestalt der Armee in der BRD, der Bundeswehr, wo faschistische Generale alte Traditionen fortsetzen, hob



sich der Charakter der Nationalen Volksarmee besonders ab: hier die Armee im Dienste des werktätigen Volkes, dort die Armee der Ausbeuter und Monopolisten.

Panzer, Uniformen, Befehle und Divisionen hier wie dort. Doch die Bundeswehr ist Erbe und Fortsetzer der reaktionären Klassenlinie der deutschen Geschichte, die Nationale Volksarmee ist Bewahrer und Gestalter der revolutionären Kräfte des deutschen Volkes, die in der DDR ihre Heimstatt haben. Teil dieses revolutionären Erbes ist der Internationalismus deutscher Patrioten. Sie standen mit der Waffe auf der Seite der Kämpfer für Spaniens Freiheit, sie machten dem Namen Deutscher Ehre an der Seite der sowjetischen Genossen gegen die Faschisten, und sie begründeten die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee, ohne die die Nationale Volksarmee nicht denkbar wäre.

Von Anbeginn reihte sich die Nationale Volksarmee in das System des Zusammenwirkens der Armeen der befreundeten Staaten ein, wofür der Warschauer Vertrag mit seinen politischen Führungsorganen und dem Vereinten Oberkom-



Der Schützenpanzer BMP verstärkt mit Kanone und Panzerabwehrlenkraketen die Feuerkraft der mot. Schützen erheblich

Die Truppenluftabwehr ist mit modernen Fliegerabwehrraketen ausgerüstet


5114

mando der Streitkräfte den Rahmen bildet. Der erfolgreiche gemeinsame Schutz der Sicherheit des Sozialismus und des Friedens ist seit 25 Jahren diesem Bündnis zu danken. Diesem Erfolg sind die Anstrengungen der Nationalen Volksarmee zuzuordnen. Die sozialistische Verteidigungskoalition, die sich auf die immer enger werdende Waffenbrüderschaft stützt, hat sich durch die hohen Leistungen ihrer Soldaten, Offiziere und Generale hohen Ruhm erworben: Ihre ständige Bereitschaft und Fähigkeit zum militärischen Kampf führte dazu, daß imperialistische militärische Abenteurer nicht wagten, einen Krieg zu beginnen.

Kritische Situationen gab es genug. Die NATO war bestrebt, das Konzept der Zurückdrängung des Sozialismus in die Tat umzusetzen. Einer ihrer Oberbefehlshaber, der USA-General Gruenther, begrüßte die BRD-Beteiligung an der NATO mit den Worten: „Die deutschen Divisionen mit dem Luft- und Marinebeitrag machen gerade den Unterschied zwischen einer zweitrangigen und einer viel wünschenswerteren weiter nach vorn gerichteten Strategie aus." Und die sollte geradewegs durch das Brandenburger Tor führen!

Der „TAG X", der Tag des Umsetzens der weiter nach vorn, nach Osten gerichteten Strategie, sollte im Juli/August 1961 kommen. Anfang August 1961 wurden NATO-Verbände in Europa in Alarmbereitschaft versetzt. Vor der Küste der DDR fanden Seekriegsmanöver der NATO statt. Ihr Oberbefehlshaber inspizierte die „Aufmarschräume" in unmittelbarer Nähe der Staatsgrenze der DDR.

Im Einvernehmen mit den Staaten des Warschauer Vertrags wurde durch die DDR am 13. August 1961 die Grenze zu Westberlin geschlossen und militärisch gesichert. Gleichzeitig wurde die Sicherheit an der Staatsgrenze zur BRD erhöht. Damit war es künftig dem Imperialismus verwehrt, die bis dahin offenen Grenzen zum Eindringen in die DDR auszunutzen. Im Abriß zur Geschichte der SED wird die Wertung getroffen: „Die Sicherungsmaßnahmen vom 13. August 1961 bedeuteten für den deutschen Imperialismus die schwerste Niederlage seit der Gründung der DDR."

Die Nationale Volksarmee war es, die gemeinsam mit den Grenztruppen der DDR und den Kampfgruppen der Arbeiterklasse, gestützt auf die Stärke der Sowjetarmee, die notwendigen Handlungen durchführte. Panzer der USA-Armee standen in Berlin auf der Linie, die damals die Grenze der Hauptstadt der DDR markierte – aber sie überschritten sie nicht.

Gefechtsbereitschaft ist in akuten Gefahrensituationen äußerst wichtig, doch nicht weniger dann, wenn es gilt, militärische Meisterschaft zu beweisen, um bei einem Gegner jegliche Angriffslust vergehen zu lassen. Das demonstrierten die Manöver der Staaten des Warschauer Vertrages, und das ist die Forderung im Alltag der Nationalen Volksarmee.

Die Ansprüche an die Bereitschaft des einzelnen, sich voll für die Verteidigung einzusetzen, sind gewachsen, denn keinesfalls sind die Gefahren durch imperialistische Aggressivität geringer geworden. Der militärische Organismus und die Kampftechnik, die den Erfordernissen moderner Kriegführung entsprechen, verlangen nicht nur höheres Wissen, sondern auch körperliche Ausdauer, hartes Training vieler einfacher und komplizierter Elemente, Kollektivgeist, diszipliniertes Verhalten und ganz bewußte Mitwirkung jedes Soldaten. Es gibt auch andere Bewährungssituationen in der Gegenwart. Während des Kampfes gegen die Auswirkungen des strengen Winters 1979, als der Schnee



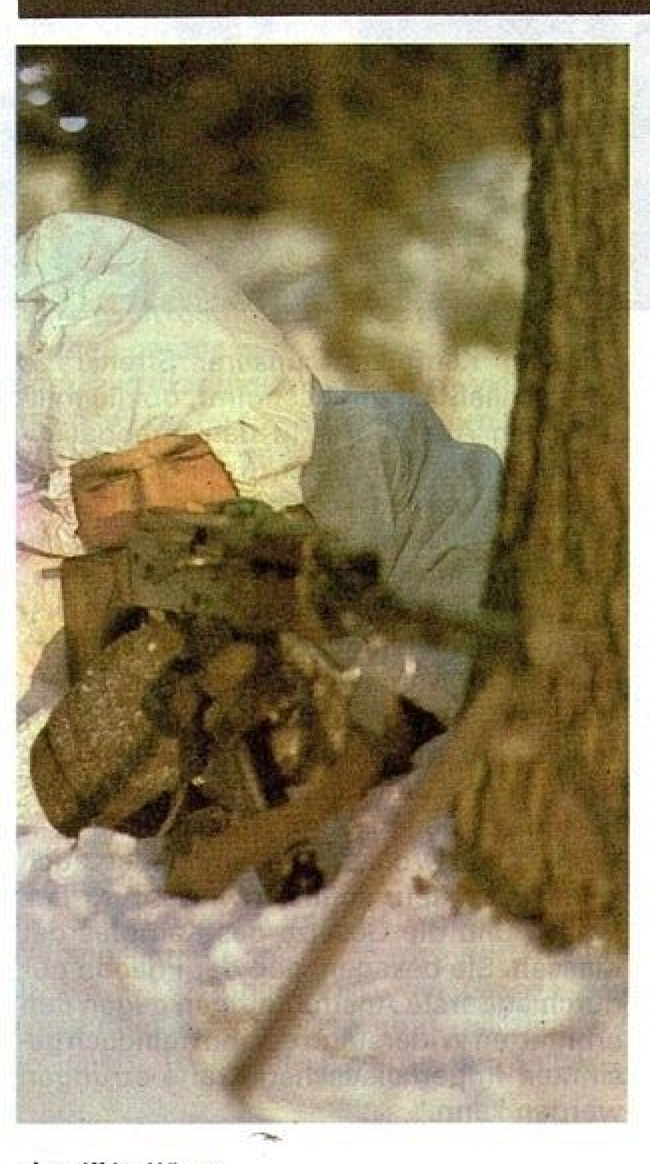
teilweise zu Katastrophensituationen führte, bewiesen Soldaten und ihre Technik, daß sie auch unter solchen schwierigen Umständen schnell und erfolgreich handeln können.
Die Nationale Volksarmee der DDR, gewachsen in 25 Jahren mit ihrem Staat, fest im brüderlichen Bund der Armeen der Staaten des Warschauer Vertrags verankert, hat in dieser Gemeinschaft den Auftrag erfüllt, den Frieden sicherer zu machen und die günstigsten Entwicklungsmöglichkeiten für den Aufbau des Sozialismus und die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR zu gewährleisten.
Das bleibt ihr Auftrag, wobei Menschenführung, Technik und Organisation im kommenden Jahrzehnt immer in Übereinstimmung mit den Erfordernissen einer nicht auszuschließenden militärischen Auseinandersetzung stehen müssen.

Von der Kampfkraft unserer Streitkräfte wird schließlich mit bestimmt, ob die militärischen Abenteurer in den imperialistischen Staaten auf Dauer zu der Einsicht gezwungen werden können, daß mit Krieg ihre Ziele nicht erreichbar sind. Der Generalsekretär des ZK der SED formulierte: „Wir waren – im Gegensatz zu den Imperialisten – nie diejenigen, welche die Welt am liebsten in Waffen starrend, die Menschheit in ständiger Sorge vor Kriegsgefahr sehen, und wir werden es nie sein. Denn zu unseren kommunistischen Idealen gehört der Frieden zum Nutzen und zum Wohle aller Völker. Wir sind aber auch keine Pazifisten, sondern wissen um das Wesen und die Gesetze des Kampfes der Klassen. Sie besagen, daß der Frieden nur durch äußerste Anstrengungen gegen den erbitterten Widerstand der ihm feindlich gesinnten imperialistischen Kräfte errungen werden kann."

Die mot. Schützengruppe

Eine Waffengattung wandelt ihr Gesicht

Werner Hell



Angriff im Winter

Die motorisierten Schützentruppen sind die zahlenmäßig stärkste Waffengattung der Landstreitkräfte der Nationalen Volksarmee. Mit ihrer leichtbeweglichen Bewaffnung und ihren geländegängigen, schwimmfähigen und gepanzerten Gefechtsfahrzeugen können sie verschiedenartige Kampfhandlungen zu jeder Jahres- und Tageszeit in beliebigem Gelände sowohl vom Fahrzeug aus als auch zu Fuß durchführen. Dabei werden sie von den anderen Waffengattungen, z. B. den Panzern, der Artillerie, den Pionieren, unterstützt. Ohne die mot. Schützen (so werden sie kurz genannt) ist es nicht möglich, vom Gegner besetztes Gelände dauerhaft zu erobern oder eigenes Territorium zuverlässig zu verteidigen.
Eine mot. Schützenkompanie besteht aus drei mot. Schützenzügen, diese wiederum haben je drei mot. Schützengruppen in ihrem Bestand. Den Kompanietrupp (mit Funker, Scharfschützen, Sanitäter u. a.) befehligt der Kompaniechef direkt. Ein mot. Schützenbataillon umfaßt neben drei mot. Schützenkompanien noch weitere Einheiten, die mit schweren MGs, Panzerabwehrlenkraketen (PALR) bzw. Nachrichtenmitteln ausgerüstet sind oder Versorgungs- und Instandsetzungsaufgaben erfüllen.





Mot. Schützen überwinden ein Drahthindernis

Die mot. Schützen verfügen über eine eigene Tieffliegerabwehr

Die SPWs 60 PB eignen sich hervorragend zur Aufklärung



Gliederung der mot. Schützenkompanie

Kompaniechef

Stellvertreter

Hauptfeldwebel

Kompanietrupp

1. Zug: Zugführer – Stellvertreter – mot. Schützengruppen

2. Zug: Zugführer – Stellvertreter – mot. Schützengruppen

3. Zug: Zugführer – Stellvertreter – mot. Schützengruppen

Die mot. Schützenregimenter und -divisionen haben neben den mot. Schützen noch andere Einheiten und Truppenteile der verschiedensten Waffengattungen und Dienste (Panzer, Raketen, Artillerie, Pioniere u.a.) in ihrem Bestand. Dadurch sind sie in der Lage, größere Gefechtshandlungen selbständig durchzuführen.

Die mot. Schützengruppe greift in Schützenkette an

Die mot. Schützengruppe – kleinste Einheit der Waffengattung

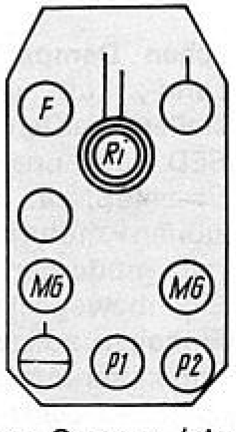
Die mot. Schützengruppe ist die kleinste Einheit mit einem eigenen Kommandeur – dem Gruppenführer. Sie erfüllt ihre Gefechtsaufgaben im Bestand des mot. Schützenzugs. Ihre zahlenmäßige Stärke (1 Gruppenführer und 8 Mann) und ihre umfangreiche Bewaffnung erlauben es aber auch, die Gruppe zur Erfüllung selbständiger Aufgaben einzusetzen, z. B. als Spähtrupp oder als Feldwache.
Eine mot. Schützengruppe der Nationalen Volksarmee hat folgende Zusammensetzung und Bewaffnung (die Reihenfolge entspricht der Aufstellung der Gruppe in Schützenreihe):

Symbol		
	Gruppenführer	MPi
MG	MG-Schütze	IMG + Pistole
P1	Panzerbüchsenschütze 1	Panzerbüchse + Pistole
P2	Panzerbüchsenschütze 2	MPi
	MPi-Schütze	MPi
MG	MG-Schütze	IMG + Pistole
	stellv. Gruppenführer	MPi

Im Gefechtsfahrzeug der Gruppe befinden sich weiter:

Symbol		
Ri	Richtschütze	MPi
F	Fahrer	MPi

Sitzordnung der mot. Schützengruppe auf dem SPW 60 PB im Gefecht



Das Gefechtsfahrzeug der Gruppe (ein SPW 60 PB) hat in einem drehbaren Turm zwei Maschinengewehre, die von dem Richtschützen bedient werden. Handgranaten (Splitter- und Panzerhandgranaten) sowie Leucht- und Signalmittel ergänzen die Bewaffnung der Gruppe.

Die Revolution im Militärwesen – das sind nicht nur Raketen

Ab Mitte der fünfziger Jahre brachten die Raketenwaffen große Veränderungen in der Militärtechnik; zusammen mit den Kernwaffen revolutionierten sie das Militärwesen insgesamt. Aber auch die sogenannte herkömmliche Bewaffnung (Panzer, Artillerie, Flugzeuge, Schiffe) wurde nach neuesten technischen Erkenntnissen verändert. Die Zahl der Panzer und gepanzerten Fahrzeuge nahm zu. Die Truppen wurden mehr und mehr motorisiert. Damit stieg das Tempo der Gefechtshandlungen stark an. Mit dieser Entwicklung konnte eine Waffengattung im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr Schritt halten: die Infanterie. Über Jahrhunderte Rückgrat aller Armeen, war ihr Marschtempo zu Fuß entscheidend für ganze Schlachten gewesen.
Als es 1956 notwendig wurde, zur Sicherung der Landesverteidigung der Deut-

schen Demokratischen Republik eigene Land-, Luft- und Seestreitkräfte aufzustellen, faßten das Zentralkomitee der SED und unsere Regierung auch den Beschluß, an Stelle von Infanteriedivisionen motorisierte Schützendivisionen mit moderner Bewaffnung und voller Eigenbeweglichkeit der Truppenteile und Einheiten aufzustellen, um den Anforderungen der modernen Kriegführung zu entsprechen. Dieser Beschluß war ein ganzes Programm, das wegen der großen ökonomischen Aufwendungen, die für die Landesverteidigung notwendig sind, nur schrittweise erfüllt werden konnte.

Waffenbrüderschaft von Anfang an

Als 1956 die ersten Truppenteile der Nationalen Volksarmee aufgestellt wurden, erhielten sie bewährte sowjetische Handfeuerwaffen als Erstausstattung. Die mot. Schützengruppe mit ihrer damaligen Sollstärke 1/9 (1 Gruppenführer und 9 Mann) war in der Regel mit
– 2 MPis 41,
– 1 lMG DP,
– 6 Karabinern 44,
– 1 Panzerbüchse RPG-2
ausgerüstet. Diese Waffen (von der neueren Panzerbüchse abgesehen) hatten sich im Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion gegen die faschistischen Eindringlinge hervorragend bewährt. Sie standen in größerer Anzahl sofort zur Verfügung. Da sie nur bescheidene Anforderungen an die Ausbildungsbasis der Truppenteile stellten, war damit gesichert, daß die mot. Schützeneinheiten in kürzester Zeit einsatzbereit waren.
Die MPi 41 verschoß 7,62-mm-Pistolenpatronen. Sie zeichnete sich durch eine hohe Zuverlässigkeit aus und versagte selbst bei größter Verschmutzung nicht. Mit dem großen Fassungsvermögen ihres Trommelmagazins von 71 Schuß war sie eine ausgezeichnete Waffe für Feuerstöße auf nahe Ziele. Für das Schießen auf größere Entfernungen war sie wegen der relativ schwachen Pistolenpatrone weniger geeignet. Solche Feueraufgaben wurden mit dem lMG DP und dem Karabiner 44 erfüllt. Beide Waffen verschossen eine leistungsstarke Gewehrpatrone (wie sie heute bei den schweren Maschinengewehren noch verwendet wird), deren Geschoß seine Wirkung über sehr große Schußentfernungen beibehält. Die Feuergeschwindigkeit des Karabiners war aber gering, da er sich nicht automatisch selbst nachlud. Außerdem ist das Schießen von Einzelschüssen auf große Entfernungen nur in besonderen Gefechtssituationen erforderlich, wozu Scharfschützen mit besonderen Gewehren eingesetzt werden. Ab 1957 wurden die Karabiner 44 durch neue sowjetische Selbstladekarabiner Simonow (Karabiner S) ersetzt, die die vierfache Feuergeschwindigkeit aufwiesen und das Schießen vereinfachten.
Zu dieser Zeit standen für die mot. Schützeneinheiten in begrenzter Anzahl sowjetische Schützenpanzerwagen des Typs SPW 40 zur Verfügung, die (einschließlich Fahrer) 10 Mann, also eine volle mot. Schützengruppe, transportieren konnten. Dieses Fahrzeug war mit einem schweren Maschinengewehr SGM (Kaliber 7,62 mm; praktische Feuergeschwindigkeit 250 Schuß/min) ausgerüstet. Eine mot. Schützengruppe mit SPW 40 hatte damit im Jahre 1956 eine Feuerkraft von rund 570 Schuß in der Minute (die Karabiner des SPW-Fahrers und des sMG-Schützen werden hier nicht mitgerechnet). Nach der Umbewaffnung vom Karabiner 44 auf Karabiner S stieg diese Feuerkraft auf 690 Schuß in der Minute an. Die Gruppe



konnte mit der Panzerbüchse RPG-2 Panzer im Nahkampf auf Entfernungen bis 150 m zuverlässig vernichten.
Mit dieser Bewaffnung und Feuerkraft hatten die mot. Schützen innerhalb kurzer Zeit einen modernen Stand erreicht und wesentlich zur Verteidigungsbereitschaft der Nationalen Volksarmee beigetragen. Dank der Hilfe der Sowjetunion sowohl mit Militärtechnik als auch mit militärischen Beratern erfüllte unsere Republik damit auch ihre internationale Verpflichtung im Rahmen der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrags.

Die ökonomische Leistungsfähigkeit und das Militärwesen

Die wachsende ökonomische Kraft der DDR und die Leistungsfähigkeit der Verteidigungsindustrie im sozialistischen Militärbündnis ermöglichten es, die mot. Schützentruppen der NVA mit weiteren modernen sowjetischen Handfeuerwaffen und Gefechtsfahrzeugen auszurüsten. Ab 1959 wurden die MPis 41 durch die modernen Maschinenpistolen des Typs Kalaschnikow (MPi K mit Kolben und MPi KmS mit abklappbarer Schulterstütze) abgelöst. Diese MPi verschießt die gleiche leistungsfähige Patrone M-43 wie der Karabiner S. Zu dieser Zeit hatten die Erfahrungen der Sowjetarmee gezeigt, daß das Schießen von Einzelfeuer vom fahrenden Gefechtsfahrzeug aus wenig wirksam ist. Unsere Armeeführung beschloß deshalb, die Karabinerschützen ebenfalls auf MPi K umzurüsten. An Stelle des lMG DP trat das lMG D.
Um die Beweglichkeit der mot. Schützentruppen im Gefecht und auf dem Marsch weiter zu erhöhen, erhielten die Truppenteile eine große Anzahl des modernisierten

Der BMP überquert ein Wasserhindernis

sowjetischen SPW 152 W1. Dieser konnte (neben seinem Fahrer) 18 mot. Schützen (zwei Gruppen der Stärke 1/8) transportieren. Der SPW war mit einem sMG SGMB (Kaliber 7,62 mm; praktische Feuergeschwindigkeit 250 Schuß/min) bestückt.
Anfang der sechziger Jahre wurde die Umbewaffnung auf MPi K (MPi KmS) zielstrebig fortgesetzt. Gleichzeitig wurde mit der Einführung des leichten Maschinengewehrs Kalaschnikow (lMG K) begonnen, welches sich nur in wenigen Teilen von der gleichnamigen MPi unterscheidet und dessen Verschlußteile auch für das sMG PK, ebenfalls eine Kalaschnikow-Waffe, verwendet werden. Ein solcher Standardisierungsgrad der Bewaffnung ist auf der Welt einmalig.
Zur Verstärkung der Panzerabwehr wurden Panzerhandgranaten und die Panzerbüchse RPG-7 in die Bewaffnung aufgenommen. Die RPG-7 hat die rund dreifache Reichweite ihrer Vorgängerin RPG-2.
In derselben Zeit erhielten die mot. Schützentruppenteile, die für gemeinsame Kampfhandlungen mit Panzertruppenteilen vorgesehen waren, schwimmfähige Ketten-SPWs des Typs 50 PK, um ein hohes Angriffstempo zu sichern und Wasserhindernisse, die in Mitteleuropa zahlreich sind, ohne Verzögerung zu überwinden.
Mit der Umbewaffnung der mot. Schützentruppenteile auf die MPi K (MPi KM) und zwei lMGs K je Gruppe und der Einführung des schwimmfähigen 8-Rad-SPW 60 PB erhöhte sich die Beweglichkeit und die Feuerkraft der Truppenteile weiter. Der SPW 60 PB hat als Eigenbewaffnung in einem drehbaren Turm neben einem 7,62-mm-sMG noch ein überschweres MG des Kalibers 14,5 mm, welches leicht gepanzerte Fahrzeuge und leichte Befestigungen wirkungsvoll bekämpfen kann. Der rundum geschlossene SPW bietet der Besatzung besseren Schutz.

Ende der sechziger Jahre erhielt die mot. Schützengruppe die Gliederung und Ausrüstung, wie sie anfangs bereits dargestellt wurde. Ihre Feuerkraft ist mit rund 950 Schuß in der Minute (das 14,5-mm-üMG wird hier nicht mitgezählt) auf 167 % im Vergleich zu 1956 gestiegen.

Karabiner in der Bewaffnung der NVA

	Karabiner 44	Karabiner S
Kaliber in mm	7,62	7,62
Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse in m/s	820	735
Länge in mm	1020 ohne 1330 mit Bajonett	1020 ohne 1260 mit Bajonett
Masse in kg	3,9	3,85
Patronenanzahl im Magazin	5	10
Feuerart	Einzelfeuer	Einzelfeuer
Praktische Feuergeschwindigkeit in Schuß/min	10	40
Visierschußweite in m	1000	1000
Im Bestand der NVA seit	1956	1957
Aus der Bewaffnung ausgeschieden	1960	1961

Die Entwicklung geht weiter

Mit dem schwimmfähigen Schützenpanzer BMP hat die Sowjetarmee Anfang der 70er Jahre ein Gefechtsfahrzeug der mot. Schützen mit völlig neuen Kampfeigenschaften eingeführt. Er nimmt nicht nur eine mot. Schützengruppe auf, sondern hat eine Eigenbewaffnung, die der eines Panzers nahekommt: eine Kanone mittleren Kalibers (die mit einem sMG gekoppelt ist) und eine Abschußvorrichtung für Panzerabwehrlenkraketen (PALR). Damit ist die Feuerkraft der mot. Schützengruppe vor allem gegen gepanzerte Ziele um ein vielfaches gestiegen.

Maschinenpistolen in der Bewaffnung der NVA

	MPi 41	MPi K	MPi KM
Kaliber in mm	7,62	7,62	7,62
Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse in m/s	500	710	715
Länge in mm	840	870 ohne 1020 mit Bajonett	870 ohne 1020 mit Bajonett
Masse (ohne Patronen) in kg	3,94	3,9	3,8
Patronenanzahl im Magazin	71	30	30
Feuerarten	Einzelfeuer, Feuerstöße und Dauerfeuer		
Praktische Feuergeschwindigkeit in Schuß/min	100	90	100
Visierschußweite in m	500	800	800
Im Bestand der NVA seit	1956	1959	1965
Aus der Bewaffnung ausgeschieden	1961	–	–

Anmerkung: Die MPis mit abklappbaren Schulterstützen (MPi KmS und MPi KMS) haben eine geringfügig höhere Masse und sind bei eingeklappter Stütze kürzer. Sonst unterscheiden sie sich von den MPis K bzw. MPis KM nicht.

Panzerbüchsen in der Bewaffnung der NVA

	RPG-2	RPG-7
Kaliber in mm		
Rohr	40	40
Geschoß	80	85
Größte Geschoßgeschwindigkeit in m/s	84	300
Länge in mm		
Panzerbüchse	950	950
Geschoß	560	640
Masse in kg		
Panzerbüchse	2,75	6,3 mit optischem Visier
Geschoß	1,62	2,2
Visierschußweite in m	150	500
Im Bestand der NVA seit	1956	1964
Aus der Bewaffnung ausgeschieden	1965	–

Leichte Maschinengewehre in der Bewaffnung der NVA

	lMG DP	lMG D	lMG K
Kaliber in mm	7,62	7,62	7,62
Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse in m/s	840	735	745
Länge in mm	1266	1037	1040
Masse (ohne Patronen) in kg	8,4	7,4	5,6
Patronenanzahl im Magazin	47	100	75
Feuerarten	Einzelfeuer, Feuerstöße und Dauerfeuer		
Praktische Feuergeschwindigkeit in Schuß/min	80	150	150
Visierschußweite in m	1500	1000	1000
Im Bestand der NVA seit	1956	1960	1961
Aus der Bewaffnung ausgeschieden	1964	1964	–

Gleichzeitig wurde eine Einmann-Fliegerabwehrrakete in die Bewaffnung der mot. Schützeneinheiten der Sowjetarmee aufgenommen, mit der tieffliegende Ziele zuverlässig vernichtet werden können.
Beide Waffensysteme sind inzwischen Standardausrüstung der Armeen der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrags geworden.
Die Revolution im Militärwesen ist noch nicht abgeschlossen. Sie hat auch die Waffengattung der mot. Schützen grundlegend verändert. Die Entwicklung von Feuerkraft und Beweglichkeit der mot. Schützengruppe zeigt uns das. Aber nicht nur die Technik, die hier vorgestellt werden sollte, hat sich gewandelt. Mit den neuen Waffen und Gefechtsfahrzeugen sind die Anforderungen an die Ausbildung der Soldaten und Kommandeure gestiegen. Unsere mot. Schützen kämpfen im sozialistischen Wettbewerb um höchste Ausbildungsergebnisse, um unsere Landesverteidigung weiter zu stärken.

Ein Freundschaftsbesuch

Oberstleutnant Walter Flegel

Der Kommandeur des Jesener Artillerieregiments, Major Karus, hatte die Einladung zum Besuch des benachbarten sowjetischen Truppenteils mit Freude angenommen. Er wußte, wie nachhaltig solche Begegnungen auf Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere seiner Einheit wirkten. Schon allein die Teilnahme war für sie eine Auszeichnung. Diesmal hatte er die vierte Batterie zur Lehrvorführung eingeteilt, die im Wettbewerb um gute Disziplin und Ausbildungsergebnisse zur Zeit an der Spitze lag und nach ihrem Einbruch bei der letzten Überprüfung ein Erfolgserlebnis brauchen konnte.
Wenige Minuten vor zehn erreichten die Jesener die Kaserne des sowjetischen Artillerieregiments. Alles sah nach großem Empfang aus. Nirgendwo am Tor Schnee, davor und dahinter zu beiden Seiten der Straße Fahnenparade. Rechts ein großes Spruchband: „Wir grüßen unsere Waffenbrüder!"
Auf dem weiten Kasernenplatz reckten sechs der neuen Haubitzen ihre schlanken Rohre empor. Dann hatte Karus keine Zeit mehr, sich umzusehen. Der diensthabende Offizier des Regiments trat zum Wagen. Karus stieg aus. Der Hauptmann begrüßte ihn auf russisch. Das verstand Karus, aber von dem, was dann folgte, bekam der Major nur die Worte „Moschnikow" und „Klub" mit. Er bat den Hauptmann, alles zu wiederholen, doch da sagte Damm, der Fahrer, vom Wagen her: „Oberst Moschnikow bittet Sie, dem Genossen Hauptmann zum Klub zu folgen. Sie werden dort erwartet."
Vor dem Klub – der Diensthabende meldete drinnen die Ankunft der Gäste – sagte Karus zu seinem Fahrer: „Wo haben Sie denn das gelernt? Sie sprechen ja perfekt Russisch."
„Oberschule, Genosse Major, und drei Jahre Abendstudium."
„Fahrer und Dolmetscher in einem. Ich hoffe, Sie fahren mich noch lange."
Damm wollte etwas entgegnen, aber zum Antworten kam er nicht, denn in diesem Augenblick trat der sowjetische Regimentskommandeur aus dem Klub. Er war ebensogroß wie Karus, nur breiter als der Major, und hatte ein rundes, freundliches Gesicht mit einer spitzen Nase. Vom linken Ohr zum Kinn zog sich eine verwachsene Narbe. Moschnikows Augen musterten Karus, während die beiden Offiziere aufeinander zugingen. Sie begrüßten und umarmten sich nach russischem Brauch, stellten einander die Offiziere vor und gin-



gen dann den anderen voraus in den Saal. Als sie eintraten, erhoben sich an zwei langen Tafeln die Soldaten, Sergeanten und Offiziere und begannen zu klatschen.
Moschnikow ging mit den Offizieren zu einer kleineren Tafel, die die beiden langen verband und ebenfalls mit Speisen und Getränken reich gedeckt war. Die Jesener wurden zwischen die sowjetischen Genossen verteilt, die erst zu klatschen aufhörten, als Moschnikow beide Arme hob. Danach begrüßte er die Jesener mit tiefer, rauher Stimme auf russisch und deutsch, umarmte Karus noch einmal, worauf die sowjetischen Soldaten im Chor riefen: „NVA, Freundschaft!" und wieder klatschten, bis Moschnikow ans Rednerpult trat.
Er schilderte einige Eindrücke und Erlebnisse vom zurückliegenden gemeinsamen Manöver. Beifall gab es immer, wenn von den Leistungen der Truppenteile und Einheiten der Nationalen Volksarmee die Rede war, von der Schnelligkeit, Genauigkeit und der hohen Einsatzbereitschaft, mit der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere gekämpft hatten. Die Soldaten klatschten auch, als Moschnikow von dem NVA-General sprach, der die vereinigten Streitkräfte während des Manövers geführt hatte.
Den Jesenern, die an dem Manöver nicht teilgenommen hatten, war es unangenehm, für etwas gefeiert zu werden, was andere geleistet hatten. Schließlich ließen sie sich aber doch von der beschwingten Stimmung anstecken.
Die letzten Sätze sprach Moschnikow deutsch. „Teure Genossen, nichts ist stärker als die Freundschaft und Waffenbrüderschaft zwischen unseren Völkern und Armeen."
Gegen die herzlichen Worte Moschnikows, und vor allem wie er sie gesprochen hatte, erschien Karus die eigene Begrüßungsrede hölzern. Er hatte schon viele Begegnungen mit sowjetischen Armeeangehörigen gehabt. Aufrichtig und bewegend waren sie immer gewesen. Doch jetzt beneidete er die anderen Einheiten geradezu um jenes Manövererlebnis, wobei er viel mehr an sein Regiment dachte als an sich selbst. Und er bedauerte auch, daß nur etwa vierzig Jesener an der heutigen Begegnung teilnehmen konnten.
Im Traditionszimmer verfolgten sie später beim Betrachten der Bilder, Dokumente und Karten den Kampfweg des sowjetischen Regiments, der vor Moskau begonnen und an der Elbe bei Magdeburg geendet hatte.
Dann gingen sie zu den Geschützen. Eine sowjetische Batterie exerzierte unter Führung eines Oberleutnants die Kommandos „Zum Kampf" und „Stellungswechsel". Die Jesener standen ein paar Meter hinter den Geschützen. Fast lautlos schwangen sich die Rohre in die Waagerechte. Ohne ein Wort zu verlieren, arbeiteten die Kanoniere.
Leutnant Krüger drückte auf die Stoppuhr, als alle Geschütze feuerbereit waren. Eine sehr gute Zeit! Die Gäste drängten näher heran und standen schon fast auf der Höhe der Holme. Da rief Moschnikow seinen Kanonieren etwas zu. Der Oberleutnant gab ein Kommando, die Soldaten traten auseinander und winkten die Jesener heran. Jetzt erst lernten sie die Geschütze wirklich kennen, als sie anfaßten und drehten, die Holme spreizten und Übungsgeschosse luden, die optischen Geräte bedienten und die Rohre richteten. Dabei verstanden sich die sowjetischen und die deutschen Kanoniere ohne Worte. Krüger ging von Geschütz zu Geschütz und blickte den Jesenern auf die Hände. Er sah, daß die Genossen gut vorbereitet waren und die Mängel seit jener Überprüfung gründlich ausgemerzt hatten.
„Gute Geschütze", sagte Unteroffizier

Berndt. Er stand bei Zeller am Richtaufsatz der Haubitze, die kräftigen Hände geöffnet, die Finger leicht gespreizt, bereit zuzugreifen. „Wann kriegen wir die?"
„Vielleicht schon morgen", antwortete Krüger.
„Morgen? Wieso?" Zeller wandte sich vom Rundblickfernrohr ab.
„Abwarten", sagte Krüger, „und zu keinem ein Wort."
„Ob wir's mal mit unsrer Bedienung versuchen?" fragte Zeller den Unteroffizier.
Berndt rief die Kanoniere heran. Dann trat er zu den sowjetischen Freunden, die noch am Geschütz standen, und forderte sie durch Gesten auf, Platz zu machen. Berndts Kanoniere zogen die Mäntel aus und gingen an ihre Plätze beim Geschütz.
Leutnant Krüger gab das Kommando zum Stellungswechsel und drückte auf die Stoppuhr. Berndt stand da wie vorhin, seine kräftigen Hände geöffnet, bereit zuzugreifen. Und er griff zweimal zu, einmal an der Holmverriegelung und dann an der Höhenrichtmaschine. Knapp sechs Minuten vergingen, bis das Geschütz kampfbereit war. Inzwischen hatten sich alle Jesener und die sowjetischen Soldaten um das Geschütz versammelt. Das zweite Kommando führten die Kanoniere schon schneller aus. Sie brauchten ein paar Sekunden mehr als fünf Minuten.
„Noch einmal!" verlangte Berndt.
Diesmal brauchte er nicht zuzugreifen, und die Bedingung war dreißig Sekunden schneller fertig als beim ersten Stellungswechsel.
Moschnikow ließ sich die Stoppuhr zeigen und nickte anerkennend. Auch das zweite Kommando „Zum Kampf" führten die Kanoniere rascher aus als das erste. Sie blieben unter fünf Minuten. Der sowjetische Batteriechef trat in den Kreis, der sich um das Geschütz und um Berndts Bedienung gebildet hatte, schob die Soldaten an der rechten Seite auseinander und rief ein paar Worte, worauf sich eine seiner Bedienungen am Nebengeschütz bereitstellte. Obwohl sich Berndts Genossen von neuem steigerten, wurden sie bei beiden Kommandos von der sowjetischen Bedienung geschlagen. Beim zweiten Stellungswechsel jedoch lagen nur noch Sekunden zwischen ihnen, und kampfbereit hatten sie die Haubitzen fast zur selben Zeit. Da wurde geklatscht, und irgendeiner rief in gebrochenem Deutsch: „Nationale Volksarmee..." und alle anderen fielen ein, „acht, neun, zehn, Klasse!" Das war nach ihrer Begrüßung im Klub der erste Beifall, über den sich die Jesener uneingeschränkt freuten, denn sie hatten sich ihn selbst verdient.
Karus nickte Krüger zu. „Gut, gut", sagte er.
Auch Moschnikow sagte „gut, gut" und fragte, auf Krüger weisend: „Kommandeur Batterie?"
„Noch nicht lange", antwortete Karus, „erst neu übernommen."
Der Oberst griff nach Karus' Arm und zog den Major mit sich fort. Aus der Manteltasche holte er eine Schachtel Zigaretten und hielt sie ihm hin. Sie rauchten und schwiegen, bis sie die kleine Tribüne erreicht hatten, die am Rande des weiten Platzes stand. An ihr lehnten Gartenstühle. Moschnikow stellte zwei auf, und die beiden Kommandeure setzten sich. Von den Geschützen, die etwa achtzig Meter entfernt standen, klangen Beifall und Anfeuerungsrufe herüber.
Damm hatte sich ein wenig von den anderen gelöst und blickte zu den Offizieren. Karus würde ihn sicherlich brauchen, denn weder er noch Moschnikow beherrschten die Sprache des anderen so gut, daß sie sich ohne fremde Hilfe unterhalten konnten. Aber noch schwiegen sie. Moschnikow rauchte, nickte Karus zu, dann

schnippte er den Zigarettenrest mit Daumen und Zeigefinger fort. „Gutes Manöver in Thüringen. Überall in Stadt, Dorf, Fabrik Menschen, viele Menschen." Er sprach langsam. „Und immer Geschenke und immer Lachen für uns. Auch auf Straßen, auf Rückmarsch nach hier. Marsch der Freundschaft. Unsere Soldaten ...", er tippte mit zwei Fingern gegen seinen Kopf und gegen seine Brust, suchte nach einem Wort, fand es nicht und wiederholte: „Unsere Soldaten ...", er machte eine Faust und fügte hinzu: „So!"
Karus nickte und winkte Damm heran. Der Kanonier setzte sich hinter die Offiziere und half bei der Verständigung. Nun wurde die Unterhaltung lebhafter. Die beiden Kommandeure fragten einander nach ihrem Leben, nach ihrem Dienst, nach ihren Regimentern, während bei den Geschützen Erfahrungsaustausch und Wettbewerb weitergingen.
Moschnikow erkundigte sich, worauf es im Jesener Regiment zur Zeit ankäme und was das wichtigste wäre.
„Wir bereiten uns auf die Übernahme neuer Kampftechnik vor", antwortete Karus, und Moschnikow sagte, daß er die Qualität der neuen Geschütze schon mehrfach erprobt habe und sehr zufrieden damit sei. Dann fügte er hinzu: „Wir wollen unseren erreichten hohen Ausbildungsstand halten und den Titel Bestes Regiment verteidigen."
Karus wünschte ihm dazu Erfolg und lud ihn nach Jesen zu einem Gegenbesuch ein.
Der Himmel verdunkelte sich plötzlich, ein kalter Windstoß trieb Schneestaub über den Platz, den Fahrzeugen entgegen, die auf die Haubitzen zufuhren. Es waren breite starkrädrige Ural.
Die Zigarettenreste, die Moschnikow während des Gesprächs weggeschnippt hatte, lagen auf einer Fläche von nur etwa zehn Quadratzentimetern zusammen.
„Guter Artillerist", sagte Karus.
Moschnikow lächelte. „Früher besser, fünf Zentimeter."
Schneetreiben setzte ein. Sie kehrten in den Klub zurück...

Wachablösung

Uwe Berger

Gemessenen Schrittes kommen her,
die Wache stehen an dem Grab.
In Gala lösen sie sich ab.
Die blanken Stiefel schlagen schwer,

das Echo tönt. Und Sonnenschein
fließt um die rote Kremlmauer,
das Grün des Wachstums und der Dauer,
das Schauspiel auf dem Platz von Stein.

Doch als wir stehn und schaun –
die Uniformen erdebraun
und Bajonett an Bajonett.
Ein jeder trägt sein Brot und Bett.
Schnee hat den Himmel grau gemacht.

So rückten sie von hier zur Schlacht.

Von der Nacht zum Tage – 1945 in Berlin –

Dr. Laurenz Demps

3. Februar

Seit zwei Tagen ist in Berlin bekannt, daß die sowjetischen Truppen inzwischen sehr nahe herangekommen sind. Mehr erschreckt als wissend, was eigentlich geschehen ist, sehen die Berliner das hektische Treiben der faschistischen Dienststellen, wie Teile des Volkssturmes aufgerufen werden und der Bau von Barrikaden forciert wird. Die Masse der Einwohner ist infolge der vielen Luftangriffe abgestumpft, psychisch zerrüttet und durch die maßlose antisowjetische Hetzpropaganda der Faschisten verwirrt.

An die Bevölkerung von Berlin

Berlin ist eingekesselt!

Alle Versuche, die Stadt zu verteidigen, sind vollständig zwecklos.

Flugblätter des Nationalkomitees „Freies Deutschland" klären die Berliner Bevölkerung über ihre wahre Lage auf

Um 10.27 Uhr heulen die Luftschutzsirenen auf und kündigen die 98. öffentliche Luftwarnung an. Aus Erfahrung wissen die Berliner, daß sie jetzt nur noch wenige Minuten Zeit haben. Sie raffen ihre notdürftigsten Sachen, die sie ständig bereithalten, und rennen in die Luftschutzkeller, die schon seit Monaten ihre häufigsten Aufenthaltsorte sind. 12 Minuten später, um 10.39 Uhr, ertönt das Signal „Fliegeralarm". Der 288. Luftangriff auf Berlin beginnt. 937 Kampfflugzeuge der amerikanischen Luftstreitkräfte werfen ihre todbringende Bombenlast über dem Stadtzentrum zwischen Alexanderplatz und Brandenburger Tor ab. Der Angriff dauert eine Stunde und 37 Minuten. Tausende von Spreng- und Brandbomben sowie Flüssigkeitsbomben und von den Anglo-Amerikanern als „Wohnblockknacker" bezeichnete spezielle Abwurfmittel, die sogar bis in die Keller durchschlagen, regnen auf die Stadt nieder.

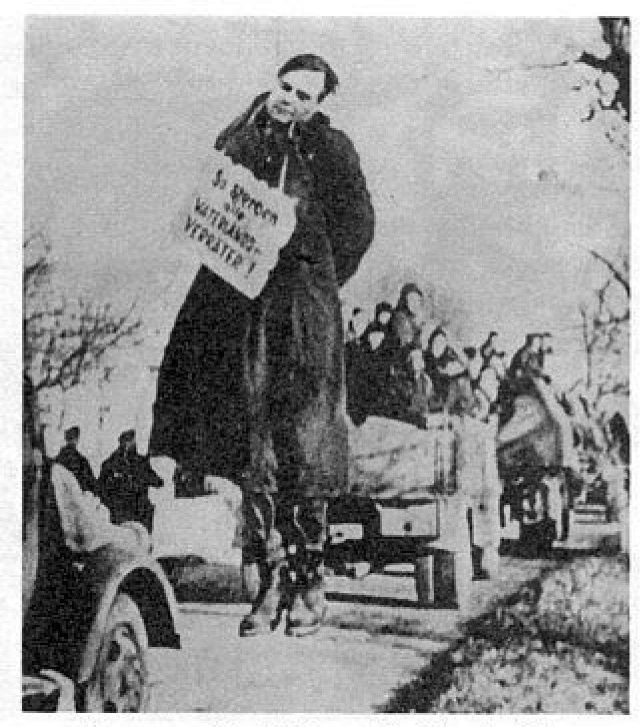
Nach dem Luftangriff zählt man etwa 2 500 Tote, 1 660 Verwundete und 700 Vermißte. Die tatsächliche Zahl der Opfer ist

niemals festgestellt worden. Die Bombenteppiche haben das Zentrum umgepflügt und Tod und Vernichtung gebracht. 2 296 Gebäude sind völlig zerstört, etwa 7 000 Häuser beschädigt, darunter unersetzliche Baudenkmäler wie die mittelalterliche Klosterkirche. Der Geruch von Brand und Ziegelstaub liegt in der Luft, während die Berliner die Luftschutzkeller verlassen. Dieser 288. Fliegerangriff ist der bisher schwerste gewesen.

9. März

Der Befehlshaber des „Verteidigungsbereiches Berlin", Generalleutnant Helmuth Reymann, erläßt den „Grundsätzlichen Befehl für die Vorbereitung zur Verteidigung der Reichshauptstadt". Das zeigt, welche Todesangst die führenden Nazis und faschistischen Militärs haben, denen im Grunde klar ist, daß ihre Terror- und Schreckensherrschaft bald zu Ende sein wird. In skrupelloser Entschlossenheit gedenken sie, Berlin der Vernichtung auszusetzen, und befehlen, die Stadt „bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone" zu verteidigen.

Die Hauptstadt, die in keiner Weise zur Verteidigung geeignet und eingerichtet ist und in der noch zwei Millionen Menschen leben, soll zur „Festung" ausgebaut werden. Dabei nehmen die Faschisten keinerlei Rücksicht auf die Zivilbevölkerung, die sie wild zu Schanzarbeiten antreiben. Nun wird auch Berlin zum Frontgebiet. Sie haben Angst, daß die zahllosen Verbrechen, die die Faschisten an vielen Völkern Europas, besonders in der Sowjetunion, begangen haben, jetzt gerächt werden. Die Leidtragenden sind die Menschen, die hier in dieser Stadt leben. Den Faschisten ist es gleichgültig, was aus ihnen wird. „... jeder Häuserblock, jedes Haus, jedes Stockwerk, jede Hecke, jeder Granattrichter" soll „bis zum äußersten verteidigt" werden. Sinnlos werden halb ausgebildete Kinder und ältere Männer in den Kampf geworfen. „Es kommt gar nicht darauf an, daß jeder Verteidiger der Reichshauptstadt die



Ein alltägliches Bild aus diesen Tagen



Mit solchen Parolen versucht die faschistische Propaganda bis zuletzt, die Menschen irrezuführen



Technik des Waffenhandwerkes bis ins einzelne gut beherrscht..." Der Kampf muß mit „... Fanatismus, Fantasie, mit allen Mitteln der Täuschung, der List und Hinterlist... geführt werden".
Viele hatten vor 1933 vor der faschistischen Diktatur gewarnt. Das „rote Berlin" hatte bei der Reichstagswahl 1932 die KPD in dieser Stadt zur stimmenstärksten Partei gemacht. Unter Führung der KPD organisierten sich Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen und aufrechte bürgerliche Antifaschisten u. a. unter der Leitung von Anton Saefkow und Robert Uhrig sowie in der Schulze-Boysen-Harnack-Gruppe und in der Baum-Gruppe. Mit ihrem antifaschistischen Widerstand, der von diesen Menschen viel Mut und Opferbereitschaft forderte, leisteten sie einen großen Beitrag im Kampf gegen den Faschismus und den verbrecherischen faschistischen Krieg. Tausende von ihnen wurden dafür in Zuchthäuser oder Konzentrationslager verschleppt und ermordet.

Das letzte Aufgebot — die meisten dieser Kinder überlebten nicht

17. April

Die Mehrzahl der Soldaten der faschistischen Wehrmacht ist kriegsmüde. Zunehmend erkennen sie, daß dieser Krieg verloren ist und jedes Weiterkämpfen nur den Tod bringen kann. Aber sie werden zusammengehalten durch den jahrelang eingeübten Kadavergehorsam und den grausamen, schrecklichen Terror der Faschisten. Die Soldaten sehen auf ihrem Rückzug, besonders an den Oderbrücken, ermordete Deserteure, die mit Schildern um den Hals an Brücken oder Bäumen hängen. Angst und Schrecken hält die Übriggebliebenen noch zusammen. Kaum finden sie die Kraft, sich davon zu befreien.
Die faschistische Führung hofft auf einen Zusammenbruch der Antihitlerkoalition, um im Westen einen Separatfrieden abschließen zu können. Sie zieht Truppen von der Westfront an die Oder. Ihre trügerischen Hoffnungen gehen dahin, gemeinsam mit

den Anglo-Amerikanern gegen die Sowjetunion vorgehen zu können. In letzter Minute wollen die Faschisten noch ihr untergehendes Boot retten. „Die Stunde vor Sonnenaufgang ist die dunkelste Stunde!" schreit Goebbels. So vernebeln sie die Hirne der deutschen Soldaten.
Beherrscht von fanatischen SS-Männern und Nazis, fallen sie in diesem mörderischen Kampf, werden zusammengeschossen oder verbluten auf den Seelower Höhen, wie die Hitlerjungen und Teile der Besatzungen der Flaktürme Friedrichshain, die mit ihren Geschützen am Bahnhof Seelow stehen und die sowjetischen Panzer aufhalten sollen.
Aber es gibt auch in den Reihen der Soldaten Widerstand. Manche versuchen, entweder allein oder in größeren Gruppen, den Kämpfen auszuweichen. Alexander Bessarab, Major der sowjetischen 207. Division, erzählt in seinen Memoiren folgende Begebenheit:
Irgendwo auf dem Schlachtfeld an der Oder kapitulieren am 17. April 1945 die Reste des Grenadierregiments der motorisierten Division „Kurmark" der faschistischen Wehrmacht. Der Regimentskommandeur, ein Oberst, tut das nicht freiwillig, wie sich herausstellt, sondern er ist von seinen Soldaten dazu gezwungen worden. Er hatte nämlich zusammen mit mehreren SS-Offizieren den Befehl gegeben, bis zum Einbruch der Nacht weiterzukämpfen. Die SS-Offiziere und der Oberst wollten sich dann bei Dunkelheit nach Westen absetzen. Die deutschen Panzersoldaten nahmen jedoch bis auf zwei Panzerbesatzungen am Gefecht nicht teil. Als daraufhin die SS-Leute den Kommandeur der Panzerbesatzungen, einen Major, erschossen, brachen bei den Soldaten der unterdrückte Zorn und die Wut los. Sie richteten die Kanonen auf den eigenen Stab. Sie verlangten, die SS-Offiziere auszuliefern, erschossen sie und forderten die Kapitulation. Der Oberst mußte nachgeben.

21. April

Sowjetische Truppen stoßen über Hönow-Hohenschönhausen bis zur Lichtenberger Siegfriedstraße und über Karow nach Blankenburg und Blankenfelde vor. In den Mittagsstunden ist Buch befreit. In Hoppegarten kämpft sowjetische Infanterie.
Fieberhaft versuchen die Faschisten, die Berliner immer noch mehr anzutreiben, um ihren eigenen Untergang möglichst hinauszuzögern. Sie lassen weiter Gräben und Panzersperren ausheben. Die Soldaten der faschistischen Wehrmacht und die Zivilbevölkerung werden immer mißmutiger und widerwilliger. Neben dem organisierten antifaschistischen Widerstand kommt es jetzt in zunehmendem Maße zu spontanen Aktionen gegen die Faschisten. Einige finden sogar die Kraft, sie davonzujagen.
In Friedrichsfelde sollen 50 Frauen einen Graben ausheben. Sie weigern sich, verprügeln den NSDAP-Mann, der sie antreibt, und gehen nach Hause. Auch an anderen Stellen der Stadt gibt es solche kleinen, zaghaften Versuche, die aber lokal begrenzt bleiben.
Die faschistische Führung registriert diese Vorkommnisse und antwortet darauf mit Terror und nochmals Terror. Goebbels läßt einige Einwohner, die angesichts der katastrophalen Lage zur Selbsthilfe gegriffen und eine Bäckerei gestürmt haben, öffentlich aufhängen. Der Sicherheitsdienst der SS meldet am 21. April, daß „die Berliner verzweifelt sind ...". Eine Frau sagt sehr treffend: „So weit wie Hitler und seine Regierung hat noch keine andere deutsche Regierung das Volk herunterge-



wirtschaftet. Die Leute müssen zur Verantwortung gezogen werden."
Meldungen wie diese gehen ein: „Je näher die Fronten rücken, um so größer wird die Sorge, ob es möglich sein wird, die Berliner Bevölkerung vor dem Verhungern zu bewahren. Infolgedessen versuchen die meisten, sich irgendwelche Lebensmittel zu beschaffen ..." Meinungen wie „Wenn der Führer das sagt, wird es schon stimmen. Auf den können wir uns verlassen" sind schon die Ausnahme. Die meisten Berliner denken: „...der Krieg ist verloren. Die wenigen Optimisten", heißt es in einem

Straßenkämpfe in der Frankfurter Allee

Bericht aus Wilmersdorf, „werden für verrückt erklärt..."
Zum aktiven Kampf für den Sturz der faschistischen Diktatur ist die Mehrheit der Bevölkerung jedoch nicht bereit. Nach zwölf Jahren faschistischer Herrschaft kann sie sich nicht in einer großen organisierten Bewegung zusammenfinden, um sich von der faschistischen Bestie zu befreien. Die meisten Menschen sind abgestumpft und deprimiert. Vor allem wollen sie erst einmal überleben. Ihr Dasein ist von Hunger, Ungewißheit und Angst vor der Zukunft bestimmt.

22. April

Der Berliner S-Bahn-Ring, der wie ein Halbkreis nach Osten die Innenstadt umschließt, grenzt diese wie ein Wall – in die Erde eingebettet oder über dem Straßenniveau liegend – von den Außenbezirken ab.
An dieser Stelle soll der Vormarsch der sowjetischen Truppen aufgehalten werden; denn hier bietet sich die Möglichkeit, die Panzervorstöße zumindest zu stoppen. Die sechs Brücken zwischen den S-Bahnhöfen Frankfurter Allee und Prenzlauer Allee, wo man die S-Bahn-Anlagen über- bzw. unterfährt, sind zu Hauptverteidigungspunkten ausgebaut worden. Am S-Bahnhof Greifswalder Straße, dessen Brücke durch Luftangriffe beschädigt ist und die man notdürftig wieder hergerichtet hat, liegen Hitlerjungen eines Segelschulschiffs hinter massiven Stein- und Schuttbarrikaden. Von ihnen überlebt nur eine Handvoll. Annähernd 200 Jungen sterben einen sinnlosen Tod. Sie haben die sowjetischen Panzer nicht aufhalten können. Die schwarze Brücke im Zuge der heutigen Artur-Becker-Straße wird von den Faschisten gesprengt, ebenso die Brücke am

S-Bahnhof Frankfurter Allee und die in der Thaerstraße.
Mit der Brücke am S-Bahnhof Landsberger Allee (heute Leninallee) haben die Faschisten das gleiche vor. Auch hier verschanzen sich fanatisierte Hitlerjungen und abgekämpfte Volkssturmmänner hinter Steinhaufen. Am Bahnhof liegt ein Pionierkommando der faschistischen Wehrmacht. Berliner, die die Hitlerjungen auffordern, keinen Widerstand zu leisten, werden abgewiesen. Doch da greifen mutige Antifaschisten, Kommunisten und Christen, ein. Sie mischen sich unter die Besatzung der Panzersperre. Es gelingt ihnen, das Pionierkommando zu überwinden und so die Sprengung der Brücke zu verhindern. Die Hitlerjungen werden von ihnen entwaffnet. Es geht alles sehr schnell, doch gut durchdacht und zum rechten Zeitpunkt. Sowjetische Panzer stehen bereits an der Storkower Straße. Die Antifaschisten hissen über der Sperre eine weiße Fahne. Dies ist für die Menschen in den umliegenden Häusern das Signal. Bald hängen auch hier aus den Fenstern weiße Tücher. Die Brücke ist stehengeblieben. Sinnloses Blutvergießen und Zerstörungen sind damit vermieden worden.
An vielen Stellen der Stadt tauchen Flugblätter auf, die zur Kapitulation auffordern. Widerstandsgruppen von unterschiedlicher politischer Prägung schließen sich zusammen, um gegen die faschistische Herrschaft zu kämpfen, auch mit der Waffe in der Hand.
In Lichterfelde, in der Nähe des großen Güterbahnhofs, werden 80 000 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Lagern festgehalten. Hier bilden sowjetische Kriegsgefangene, deutsche Kommunisten im Sodatenrock der faschistischen Wehrmacht, Franzosen, Belgier und Berliner Einwohner – unter ihnen ein Pfarrer – eine Widerstandsgruppe. Diese Gruppe verhindert weitere sinnlose Kampfhandlungen, indem sie den großen Güterbahnhof besetzt. Insgesamt ist zwar die Anzahl dieser Antifaschisten nicht groß, doch finden sie Unterstützung. Obgleich ihr mutiges Auftreten nicht verhindern kann, daß eine der größten Schlachten des zweiten Weltkriegs auf dem Territorium dieser Millionenstadt geschlagen wird, mobilisiert das doch die Berliner Bevölkerung für die Zeit nach der Befreiung. Diese antifaschistisch gesinnten Menschen sind die Sendboten einer kommenden gesellschaftlichen Veränderung.



Die Nacht ist vorüber

25. April

„Nicht weit vom S-Bahnhof Schöneberg, an der Kreuzung der Hauptstraße und der Tempelhofer Straße, fand die Bevölkerung einen am Laternenpfahl mit einer Wäscheleine aufgehängten Soldaten. Den Waffenrock trug er nicht mehr. Am Hosenträger befestigte die Bevölkerung als sein Richter ein weißes Pappenschild mit der Aufschrift ‚Ich, Obergefreiter Höhne aus Berlin, war zu feige, meine Frau und meine Kinder zu verteidigen'." So lautet eine Notiz in der „Berliner Nachtausgabe", die demagogisch und verlogen den brutalen faschistischen Terror öffentlich verbreitet.
Ein schon fast alltägliches Bild: Die faschistische Bestie, schon im Todeskampf, versucht durch maßlosen Terror ihr Leben um Minuten zu verlängern. Jene Soldaten und Zivilisten, die auch nur ein Zeichen von Kapitulations- oder Desertionsbereitschaft zu erkennen geben, werden von Auffangkommandos der Feldgendarmerie und der faschistischen Partei verfolgt und ermordet, damit nicht noch andere ihrem Beispiel folgen.
Am Hackeschen Markt kontrolliert ein NSDAP-Mann die Passanten. Dabei fällt ihm ein junger Mann auf, der keine Papiere bei sich hat. Der Faschist erkennt ihn als Deserteur, der dem sicheren Tod in der Schlacht um Berlin entgehen will. Drei SS-Leute, die hinzukommen, schlagen ihn. Seine Mutter, die sich dazwischenwirft, wird von den SS-Männern mit Füßen getreten. Sie zerren den jungen Mann zur nahe gelegenen Straßenbahnhaltestelle und ermorden ihn auf brutalste Weise. Die Mutter muß ohnmächtig zusehen. Keiner der Passanten hat sich helfend eingemischt. Sie alle haben unsagbare Angst. Wie geprügelte Hunde schleichen sie sich davon. Dem Ermordeten wird ein Schild umgehängt mit der Aufschrift: „Ich, der Pionier Walter Deichmann, hänge hier, weil ich zu feige war, meine Heimatstadt zu verteidigen."

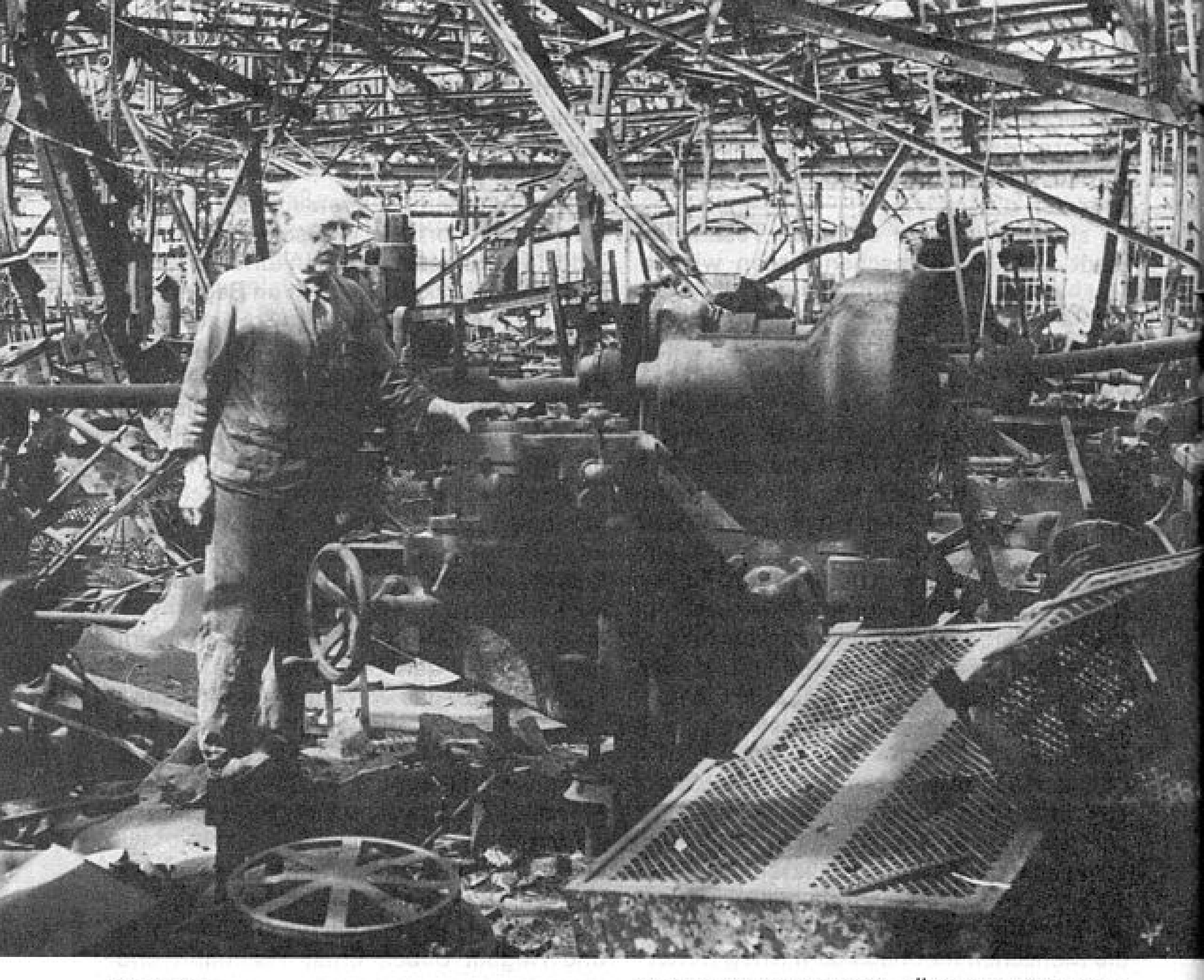
26. April

An diesem Tag beginnt der Kampf um das Stadtzentrum von Berlin. Sowjetische Truppen kämpfen sich durch die Frankfurter Allee. Am Morgen noch befreien sie die Gegend um den Andreasplatz, am Abend erreichen sie den U-Bahnhof Schillingstraße.
In den befreiten Gebieten helfen Sowjetsoldaten, das Leben wieder in Gang zu bringen. Ihnen zur Seite stellen sich bald viele antifaschistisch Gesinnte.
Vor allem sind es die Kommunisten, die, gerade aus ihren illegalen Quartieren, aus Lagern oder Gefängnissen kommend, nun die ersten beim Neubeginn sind. Das erste antifaschistische Verwaltungsorgan Berlins, das der Ortsteile Rahnsdorf, Wilhelmshagen und Hessenwinkel, arbeitet bereits seit dem 21. April. Lichtenberger Antifaschisten haben am 25. April die ersten Schritte zur Versorgung der Einwohner mit Lebensmitteln unternommen. Am selben Tag haben antifaschistische Polizeiorgane in Weißensee begonnen, nach SS- und Naziverbrechern zu fahnden, die sich feige der Verantwortung entziehen wollen.
Am 26. April treffen sich in Biesdorf in der Laube eines Genossen der KPD 16 Personen, Kommunisten und Parteilose. Sie erörtern, wie das Leben am schnellsten wieder normalisiert werden kann. Sie gründen eine Ortsgruppe der KPD für Biesdorf-Süd, die am 29. April eine Kundgebung mit etwa 600 Einwohnern durchführt. Ein antifaschistisches Komitee, das aus Kommunisten, Sozialdemokraten und Parteilosen besteht, leitet die ersten notwendigen Schritte ein: Eine Bäckerei

und einige Lebensmittelgeschäfte werden wieder geöffnet, die Brennstoffversorgung wird organisiert, Maßnahmen zum Wiederaufbau des Gesundheitswesens werden getroffen u. a. m.
So sieht es in allen befreiten Teilen der Stadt aus. Die Menschen fassen wieder Mut.

30. April

„Nach Berlin", „... an der Spree sehen wir uns wieder!" – Diese Worte haben sich die Sowjetsoldaten zugerufen, als sie ihren Kampfweg nach Berlin antraten. Auch jetzt, in den letzten Kriegstagen, werden sie davon beflügelt. Ihr Ziel ist das Regierungsviertel, die Höhle der faschistischen Bestie. Hier hatte einst die faschistische Führung die Pläne ausgearbeitet und den Befehl erteilt zum Überfall auf die Sowjetunion. Und hierher ist nun der Krieg zurückgekehrt.
Mühsam kämpfen sich die Sowjetsoldaten vorwärts, den hartnäckigen Widerstand der faschistischen Wehrmacht brechend. Fanatisch und skrupellos lassen die Faschisten keine Möglichkeit aus, ihr Ende um ein paar Stunden hinauszuzögern. Wie die Menschen hier nach dem Krieg weiterleben sollen, ist ihnen völlig gleichgültig.
In verbrecherischer Weise haben die Faschisten lebenswichtige Versorgungs- und Verkehrsanlagen der Stadt zerstört. Um zu verhindern, daß sowjetische Truppen durch die S- und U-Bahn-Tunnel zur Reichskanzlei vorstoßen könnten, sprengten sie die Tunnel unter dem Landwehrkanal. Die hereinbrechenden Wassermassen brachten für eine bis heute nicht bekannte Zahl von Menschen, die hier Schutz gesucht hatten, den Tod.
Als ein großer Konvoi aus dem Stadtzentrum in Richtung Biesdorf zog, scheute sich die faschistische Luftwaffe selbst jetzt, in allerletzter Minute, nicht davor, auf die wehrlosen Frauen und Kinder Bomben zu werfen.
In und um Berlin waren nahezu 800 000 Zwangsarbeiter in der deutschen Rüstungsindustrie eingesetzt. Ihnen und der Berliner Zivilbevölkerung galt von Beginn der Operation an die Sorge der Sowjetarmee. Sie mußten möglichst aus den Kämpfen herausgehalten werden.
Am 28. April näherten sich die sowjetischen Truppen von Norden her dem Reichstag, überquerten den Landwehrkanal und stießen zum Potsdamer Platz vor. Die Schlinge um das faschistische Ungeheuer wurde immer enger. Am nächsten Tag standen die Sowjetsoldaten wenige hundert Meter vor dem Reichstag.
In den frühen Morgenstunden des 30. April beginnen sie den Sturm auf das Reichstagsgebäude, das von einer Kampfgruppe der SS-Division „Nordland" verbissen und hartnäckig verteidigt wird. Mutig und heldenhaft kämpfen die Sowjetsoldaten. Sie haben es schwer, nur langsam kommen sie voran.
Um 20.50 Uhr weht das Banner des Sieges und der Befreiung über dem Reichstag. Dieses Haus, in dem einst Karl Liebknecht und August Bebel, Ernst Thälmann und Clara Zetkin ihre Stimme gegen den deutschen Imperialismus und gegen den aufkommenden Faschismus erhoben hatten, dieses Haus, das die Faschisten angesteckt hatten, um ihren antikommunistischen Terrorfeldzug demagogisch zu begründen, ist nun zum Endpunkt des Krieges geworden.
Mehr als 100 000 Sowjetsoldaten haben zwischen dem 16. April und dem 8. Mai 1945 ihr Leben hingegeben. Sie sind in jenen Tagen als Helden für den Sieg der Menschlichkeit über die Barbarei und für die Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus gefallen.



2. Mai

„Alle Versuche, die Stadt zu verteidigen, sind vollständig zwecklos!" hat in einem sowjetischen Flugblatt an die Berliner Bevölkerung vom 27. April gestanden. Wie berechtigt diese Aussage gewesen ist, zeigt sich am 2. Mai.
Um 15.00 Uhr kapituliert die Berliner Garnison. Die Stadt ist befreit, das faschistische Untier in seiner Höhle zerschlagen. Erschüttert, müde und erschöpft verlassen die Menschen die Bunker, klettern aus den Kellern. Entsetzen und Trostlosigkeit liegen auf ihren Gesichtern. Überall Trümmer, Asche, Tote, Verwundete. Der Himmel ist eine einzige Rauchdecke. Aus den U-Bahn-Schächten kriechen Soldaten der faschistischen Wehrmacht, die das Inferno der Schlacht überlebt haben. Sie geben sich gefangen.
An der Weidendammer Brücke, in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße, verkohlen auf einer Barrikade die Reste von Büchern aus der Universitätsbibliothek, hinter denen sich faschistische Soldaten verschanzt hatten. Auf der Höhe der heutigen Reinhardtstraße verglimmen die

Zerstörte Werkhallen — so sah es in den meisten Berliner Fabriken aus

letzten brennbaren Teile eines Panzers und eines Schützenpanzers. Führende NSDAP-Leute, unter ihnen der Leiter der Kanzlei der Nazipartei, Martin Bormann, hatten damit versucht, den eisernen Ring der sowjetischen Truppen zu durchbrechen.

Klebekolonnen tauchen auf. Sie bringen an die Mauerreste Plakate an, auf denen der „Befehl Nr. 1 des Chefs der Besatzung der Stadt Berlin" abgedruckt ist. In diesem



Befehl gibt der neuernannte Stadtkommandant, Generaloberst Bersarin, den Einwohnern bekannt, welche Schritte nun zu unternehmen sind, um das Leben in der Stadt wieder zu normalisieren. Gewaltige Schwierigkeiten müssen überwunden werden. Die Lebenslage der Berliner Bevölkerung ist katastrophal. Die Menschen hungern, es besteht Seuchengefahr. Das vorrangigste Problem ist die Lebensmittelversorgung.

Sehr bald spüren die Berliner, wie die Sowjetsoldaten bemüht sind, die Not in der Stadt so schnell wie möglich zu lindern. Aus ihren Heeresreserven verteilen sie Lebensmittel. In den nächsten Wochen werden aus den Depots der Sowjetarmee Tausende Tonnen Getreide, Fleisch, Fett und Zucker nach Berlin transportiert. Angehörige der Sowjetarmee helfen, lebenswichtige Betriebe wieder in Gang zu bringen, die U-Bahn-Tunnel zu entminen, das Energie-, Gas- und Wassernetz zu reparieren.

Seite an Seite mit den Sowjetsoldaten klären deutsche Kommunisten die Bevölkerung über die faschistischen Verbrechen auf, über die Lügen der antisowjetischen Propaganda und über die Aufgaben beim demokratischen Neuaufbau. Bei den ersten Enttrümmerungsarbeiten stehen die Mitglieder der KPD und andere Antifaschisten an vorderster Stelle. Sie sind die „Aktivisten der ersten Stunde". Mit ihrer Initiative und mit ihrem Elan scharen sie immer mehr Menschen um sich. Die großen Leistungen, die die Berliner Bevölkerung vollbracht hat, um das Leben in dieser Stadt wieder zu normalisieren, sind beispielgebend für viele andere Städte und Gebiete gewesen.

Sowjetische Soldaten verteilen an die Berliner Lebensmittel

Erlebte Waffenbrüderschaft

Gisela Reimer

Eine furchtlose, eingeschworene Truppe – das sind die Männer der von Oberstleutnant Manfred Helmuth befehligten Panzerjägerabteilung. Jedes Übungsgefechtsschießen beweist aufs neue, daß vor ihren 100-mm-Kanonen kein gegnerischer Panzer sicher wäre – die Ziele werden überwiegend mit dem ersten Schuß vernichtet. Natürlich stellt sich diese Treffsicherheit, der flinke und perfekte Umgang mit der Kampftechnik, nicht von allein ein. Übung macht den Meister, heißt es in der täglichen, anstrengenden Ausbildung.



Major Gennadi Sacharenko, Suworow-Schüler, Artillerieoffizier, Absolvent der Militärakademie, Kommandeur eines Truppenteils der GSSD

Und unsere Panzerjäger und ihr Kommandeur schwören noch auf eine weitere Voraussetzung ihrer Artilleristen-Meisterschaft: In den Panzerjägern eines sowjetischen Truppenteils haben sie erfahrene und stets hilfsbereite Freunde gewonnen. Freunde, die an den Erfolgen ihrer NVA-Partner keinen geringen Anteil haben.

Bei einem Leistungsvergleich der Soldaten des Truppenteils Helmuth mit ihren sowjetischen Freunden trafen wir deren Kommandeur, Major Gennadi Sacharenko. In einer Pause sprach er freimütig seine Gedanken aus:
„Was die Soldaten hier zeigen, ist keine einmalige Sache. Solche gemeinsamen Überprüfungen unseres militärischen Könnens hat es schon öfter gegeben, und ich bin sicher, daß wir auf diese Weise auch in Zukunft zusammentreffen werden. Das heißt aber nicht, daß diese Leistungsvergleiche für meine Soldaten mit der Zeit keinen Reiz mehr hätten. Man braucht bloß in die Gesichter der Soldaten zu blicken. Ist neben dem Schweiß und den angespannten Mienen nicht auch die Freude am militärischen Handwerk zu erkennen und der Wille, die Normzeiten zu unterbieten? Jeder möchte schneller sein als der Kontrahent, aber ich glaube, wer

die besseren sind, ist hier nicht die entscheidende Frage. Natürlich gibt es in den einzelnen Disziplinen Sieger. Mal sind es meine Geschützbedienungen, mal unsere Freunde. In den Einzelnormen zum Beispiel haben meine Soldaten meist die Nase etwas weiter vorn, in der Geschlossenheit dagegen sehe ich ein kleines Plus für die Genossen der NVA. Beim Stellungswechsel haben sie heute meine Jungen überflügelt, dafür aber ein paar Fehler mehr gemacht. Die Soldaten jedoch freuen sich über jeden Sieg, das ist ganz verständlich.

Aber wie gesagt, im Grunde ist das zweitrangig, zumal beide Seiten alle Normen durchweg mit der Note 1 erfüllen. Viel wichtiger ist, daß sich die Soldaten unserer beiden Armeen persönlich kennenlernen und sich im militärischen Wettstreit gegenseitig zu bestmöglichen Leistungen anspornen.

Wir kennen aber nicht nur den Wettkampf zwischen sowjetischen und NVA-Bedienungen. Sehr beliebt sind bei unseren Genossen auch die Wettbewerbe gemischter Bedienungen. Da ist der Kontakt noch enger, da will man sich noch weniger blamieren, da strengt sich jeder noch mehr an, damit der Nebenmann nicht enttäuscht ist. Möglich wird das, weil wir mit gleicher Technik ausgerüstet sind, uns nach gleichen Normen und gleichen Ausbildungsvorschriften richten. Nirgendwo als in solchen deutsch-sowjetischen Geschützbedienungen empfinden unsere Artilleristen besser den Wert ihres gemeinsamen Handelns als Soldaten des Sozialismus, als Internationalisten.

Waffenbrüderschaft hat viele Seiten. Nehmen wir die Probleme mit dem MT-LB, dem neuen Gleiskettentransporter für die Panzerabwehrkanonen. Als die MT-LB im Truppenteil Helmuth eingeführt wurden, standen die Fahrer, die fast alle vom Panzer auf dieses Fahrzeug umgestiegen waren, ohne jede Erfahrung da. Für uns gab es in dieser Situation kein Zögern. Unsere Fahrer setzten sich neben ihre deutschen Genossen und halfen ihnen, die neue Technik schneller kennenzulernen. Später, als die deutschen MT-LB-Fahrer schon routinierter waren, tauschten wir bei gegenseitigen Besuchen bereits verschiedene Kniffe aus. Und jetzt sind sie längst so weit, daß sie Verbesserungsvorschläge unterbreiten, die beiden Truppenteilen zugute kommen. Auch so etwas verstehe ich unter praktischer, erlebter Waffenbrüderschaft. Keiner von uns wird ja als Internationalist geboren, und deshalb sind solche Begegnungen unserer Soldaten nötig. Oder kann das, was meine Soldaten in der Schule über die Freundschaft zwischen den sozialistischen Ländern gehört haben, dauerhafter untermauert werden als mit der gemeinsamen Soldatentat?

Ich habe das selbst so erlebt. Das Waffenbündnis der Armeen der Staaten des Warschauer Vertrags war mir schon als Suworow-Schüler selbstverständlich. Denn in der Kadettenschule, die ich von 1953 bis 1961 besuchte, wurde ich im Geiste des Internationalismus erzogen. Das verstärkte sich noch während meines Studiums an



Waffenbrüderschaft ist Erfahrungsaustausch



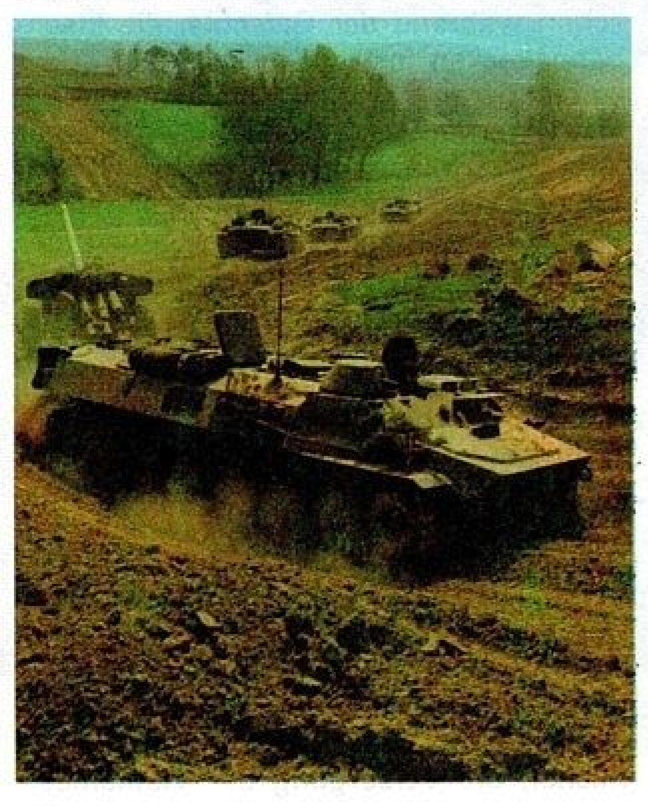
der Artillerie-Offiziersschule in Leningrad. Freilich nur in der Theorie. Meine Versetzung zur Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland gab mir endlich die Gelegenheit, die Grundsätze der Waffenbrüderschaft praktisch zu erproben. Und das habe ich mit meinen Soldaten in all den Jahren ausgenutzt. So weidlich, daß ich während meines Fernstudiums an einer Leningrader Militärakademie eine umfangreiche Arbeit zum Thema ‚Die Waffenbrüderschaft mit der DDR – eine Herzenssache' schreiben konnte. Ein Leistungsvergleich wie der heutige ist die

Waffenbrüderschaft sind schöne Freizeiterlebnisse

Waffenbrüderschaft ist gemeinsamer Kampf für Unterbietung der Normen



Grundlage der Arbeit. Ich habe in ihr u. a. das Herstellen der Feuerbereitschaft analysiert, das Befolgen der Feuerkommandos sowie das taktische Verhalten der Bedienungen, schließlich fügte ich auch noch andere Informationen über den Kampf beider Truppenteile um hohe Gefechtsbereitschaft hinzu.



Und noch etwas: Die meisten unserer Soldaten sind zum ersten Mal in ihrem Leben Hunderte, oft gar Tausende Kilometer von ihrer Heimat entfernt. Die wenigsten erhalten während ihres zweijährigen Dienstes in der DDR Urlaub. Das ist für sie keine einfache Sache. Auch deshalb sind solche Treffen wie das heutige so wichtig oder auch andere Besuche, wie zum Beispiel die Teilnahme an einer Veranstaltung unserer NVA-Freunde, auf der eine Delegierte des IX. Parteitages sprach. Das alles hilft meinen jungen Soldaten in ihrem Dienst. Sie lernen die DDR besser kennen, ihre Bürger und deren Probleme. Meine Soldaten, das kann ich mit ruhigem Gewissen sagen, werden als überzeugte Internationalisten heimkehren.
Übrigens ist der Beginn der Waffenbrüderschaft zwischen unseren beiden Truppenteilen mit einem ganz besonderen Datum verbunden. Genau an jenem Tag im Jahre 1975, als sich unsere Offiziere zum ersten Mal trafen, kam die Nachricht vom endgültigen Sieg des vietnamesischen Volkes. Das zufällige Zusammentreffen dieses welthistorischen Ereignisses mit dem ersten Kontakt unserer Truppenteile spornt uns seitdem an, unsere Waffen- und Klassenbrüderschaft stets in Ehren zu halten."

Waffenbrüderschaft ist Leistungsvergleich

Soldaten bauen Eisenbahnbrücken

Oberstleutnant Kurt Erhart

Brücke: Ingenieurbauwerk, das einen Verkehrsweg über Wasserläufe, Straßen, Eisenbahnen, Täler und andere Hindernisse führt.

So oder ähnlich können wir es im Lexikon nachlesen. Unter den vielen Brückenarten, die dort aufgezählt werden, stehen die Eisenbahnbrücken mit an wichtigster Stelle. Was aber hat die Eisenbahn mit Krieg und Militär zu tun? Liegen ihre Strecken und Brücken nicht weit hinter der Front?

Im zweiten Weltkrieg wurde mit Hilfe der Bombenflugzeuge gegen die Nachschub- und Verbindungswege der jeweiligen Gegner ein systematischer Kampf geführt, der von der schweren Artillerie unterstützt wurde. Dabei verfolgte man das Ziel, die Versorgung der Truppen mit allen notwendigen Mitteln, wie Munition, Treibstoffen, Ersatzteilen, Verpflegung, empfindlich zu stören oder ganz zum Erliegen zu bringen. Welchen Umfang der Eisenbahntransport für die Armeen bereits damals hatte, zeigen uns folgende Zahlen: Im November/Dezember 1944 wurden der sowjetischen Front neben 5000 Tonnen Lebensmitteln 8000 Waggons mit Munition und über 6000 Kesselwagen mit Treibstoff zugeführt. Das ergibt rund 350 Eisenbahnzüge. Hinzu kommen die Truppentransporte, neue Panzer, Geschütze, LKWs – eine fast unvorstellbare Menge von Nachschubgütern, welche über Eisenbahnstrecken transportiert werden mußten, die erst kurz vorher vom Gegner zerstört, deren Brücken gesprengt worden waren. Die sowjetischen Eisenbahnpioniere folgten den kämpfenden Truppenteilen nicht nur, sie begannen zum Teil schon während der Gefechte, die Eisenbahnstrecken instand zu setzen, Brücken zu reparieren bzw. neu zu bauen.

In unserer Zeit sind die Aufgaben, die vor dem Militärtransportwesen und damit auch vor den Eisenbahnpionieren stehen, noch größer geworden. Die Ausstattung der Armeen mit immer mehr Panzern, Kraftfahrzeugen, Flugzeugen z. B. erfordert weitaus größere Mengen an Treib- und Schmierstoffen sowie an Ersatzteilen. Der Munitionsverbrauch wird im modernen Gefecht wegen der vielen automatischen Waffen erheblich größer sein. Andererseits bedrohen die Raketenwaffen das Verkehrsnetz und damit die Eisenbahnverbindungen mehr, als es bisher Bombenflugzeuge und Artillerie vermochten.

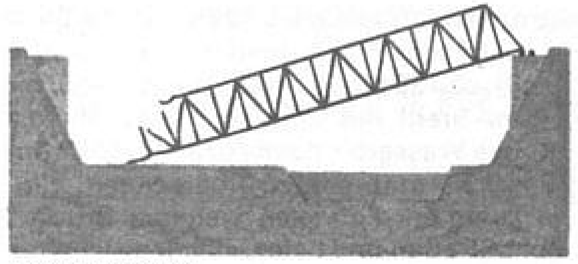
Während des verbrecherischen Krieges der USA-Imperialisten gegen das vietnamesische Volk war das Bestreben der Amerikaner, die Versorgung der Vietnamesi-

schen Volksarmee und der Kämpfer der südvietnamesischen Befreiungsfront zu stören und zu verhindern, klar zu erkennen. Häufige Zielpunkte ihrer Angriffe waren dabei nicht nur die Nachschub- und Verbindungswege schlechthin, sondern vor allem Brücken und andere Übersetzstellen über Wasserhindernisse, weil Ströme und Flüsse nach wie vor schwer zu passierende Hindernisse für Truppen und Transporte darstellen.

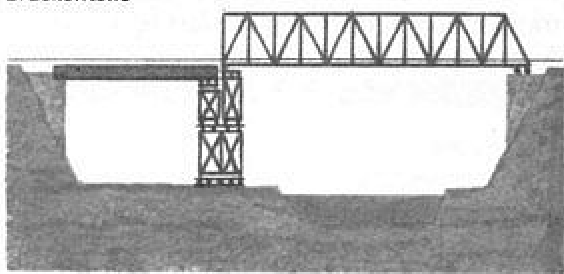
In Mitteleuropa kommen auf 100 km Eisenbahnstrecke bis zu 1 000 m Brückenstrecke (darunter mindestens eine Brücke mit über 45 m Länge). Alle 6 bis 10 km hat die Bahn ein schmales Wasserhindernis (bis zu 60 m breit), alle 30 bis 50 km ein mittleres (60 bis 200 m breit) und alle 80 bis 100 km ein großes Wasserhindernis bzw. einen Strom (über 200 m breit) zu überwinden. Hinzu kommen die vielen weiteren Brücken über Straßen und tiefe Geländeabschnitte. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, daß die Nationale Volksarmee wie auch die Sowjetarmee und die anderen Armeen der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrags über Truppenteile verfügen, deren Aufgabe der Bau bzw. Wiederaufbau von



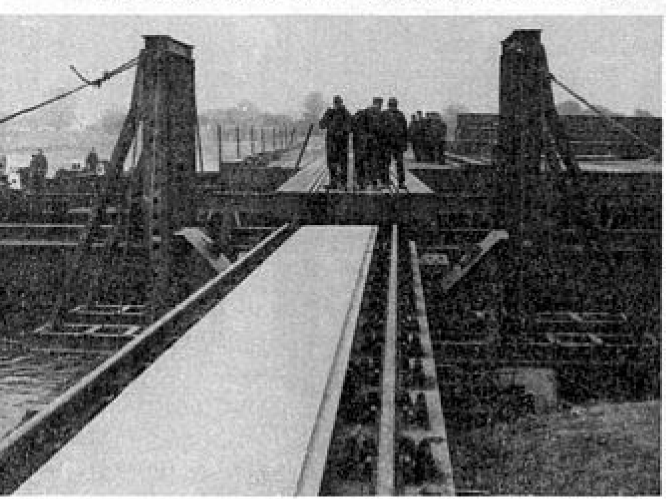
Eine Gerüstbrücke des Typs REM-500 wird mit dem Konsolkran SRK-20 montiert



Wiederherstellung einer zerstörten Brücke unter Verwendung verbliebener Brückenteile



Eisenbahnstrecken und der dazugehörigen Brücken ist. Das heißt aber nicht, daß die Eisenbahnpioniere – so nennt man sie nach alter Tradition – keine richtigen Soldaten wären. Das Schießen mit der MPi, die Abwehr feindlicher Panzer mit der Panzerbüchse, das Aufspüren und Unschädlichmachen gegnerischer Minen und Sprengladungen gehören genauso zu ihrer Ausbildung wie die Arbeit an modernen Erd- und Gleisbaumaschinen, Kränen, Betonmischmaschinen oder an Vermessungsgeräten. Ein Facharbeiterabschluß in entsprechenden Bereichen des Bauwesens oder der Deutschen Reichsbahn ist da schon eine gute Voraussetzung bei der Ausbildung für eine der vielen Spezial-laufbahnen bei den Eisenbahnpionieren.



Der Schwimmteil einer Pontonbrücke wird an das Uferteil herangeschwommen.

Im Vordergrund die höhenverstellbare Stütze

Der militärische Eisenbahnbrückenbau stellt besondere Anforderungen

Brücken, die der Bewegung von Truppenteilen und Armeen sowie ihrer ununterbrochenen Versorgung mit Nachschub dienen sollen, müssen in äußerst kurzer Zeit errichtet bzw. instand gesetzt werden. Der militärische Eisenbahnbrückenbau ist deshalb in der Regel ein Behelfsbrückenbau, an den außer dem hohen Bautempo folgende Anforderungen gestellt werden:

– die Brückenkonstruktionen sollen einfach, die Bauausführung mit unkomplizierten technischen Mitteln möglich sein;
– die Arbeiten müssen den Einsatz auch weniger qualifizierter (angelernter) Kräfte erlauben sowie unter allen Witterungsbedingungen am Tage und bei Nacht durchführbar sein;
– nach Möglichkeit sind örtlich vorhandene Baumaterialien zu verwenden;
– die Arbeiten sind so zu organisieren, daß sie durch gegnerische Überfälle mit Raketen, Flugzeugen und Artillerie nur wenig gestört werden können.

Die Entscheidung, was für eine Brücke über ein zu überwindendes Hindernis gebaut wird, hängt von einer ganzen Reihe von Bedingungen ab. Zuerst ist zu prüfen, ob eine vorhandene, aber zerstörte Brücke einfach und schnell wieder aufgebaut wer-

den kann. Das ist dann möglich, wenn die alte Brücke nicht völlig zerstört ist und ein Teil der alten Überbauten gehoben und weiter verwendet werden kann. Durch den Einbau behelfsmäßiger Pfeiler und das Schließen der im Brückenverband entstandener Lücken durch neue Träger ist es möglich, die Überfahrt in sehr kurzer Bauzeit wieder zu gewährleisten.

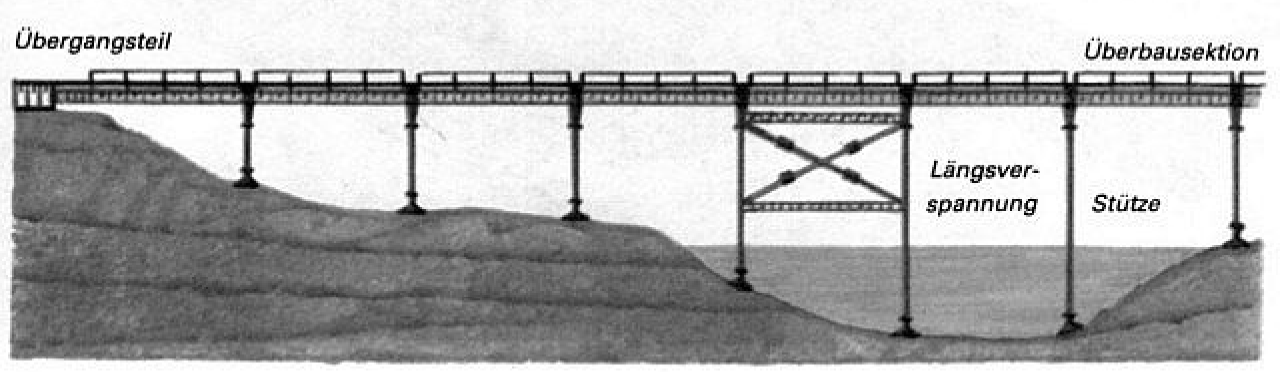
Ist die zerstörte Brücke kurzfristig nicht instand zu setzen, so ist der Bau einer Behelfsbrücke auf festen oder auf schwimmenden Unterstützungen erforderlich.

Brücken auf festen Unterstützungen können aus Brückengeräten, aus Behelfsmitteln oder aus vorgefertigten Brückenteilen gebaut werden.

Brücken aus dem Baukasten

Brückengeräte sind industriell hergestellte Bausätze von Brückenüberbauten und -unterstützungen, mit denen verschieden lange Brücken über unterschiedliche Hindernisse gebaut werden können. Ihre Montage wird in der Regel so durchgeführt, daß vom Eisenbahnstreckenanschluß her die einzelnen Brückensektionen (Überbauteile mit den dazugehörigen Stützen) mit einem Spezialkran (dem Konsolkran) eingefahren und abgesetzt werden. Danach bringt der Kran das nächste Teil. So wächst die Brücke Stück für Stück zum anderen Ufer hinüber und ist in kurzer Zeit betriebsbereit. Werden solche Brücken über Wasserhindernisse gebaut, so ist bei den schweren Lasten der Eisenbahn allerdings ein fester Flußuntergrund notwendig, der die Brücke sicher trägt.

Brückengeräte (wegen ihres Aussehens werden sie auch als Gerüstbrücken bezeichnet) stehen nicht in beliebiger Anzahl zur Verfügung. Die mit ihnen geschaffenen Überfahrten sind durch andere Bauten zu ersetzen (z. B. durch Wiederaufbau der daneben liegenden zerstörten Brücke). Danach wird das Brückengerät wieder abgebaut und steht für den nächsten Einsatz zur Verfügung.



Schema einer Pontonbrücke

Schema der Gerüstbrücke REM-500

Behelfsmäßige Straßenbrücke über eine Eisenbahnstrecke

Von Spezialisten der Ungarischen Volksarmee für die sozialistische Militärkoalition entwickelt: in wenigen Stunden einsatzbereite Eisenbahn-Schiffsbrücke aus Glattdeckprahmen der Binnenschiffahrt

Mit Brücken aus Behelfsmitteln und vorgefertigten Teilen werden vorzugsweise kleinere Hindernisse überwunden. Dazu werden z.B. als Pfeiler Schwellenstapel gebaut; als Träger können noch verwendbare Teile zerstörter Brücken hergerichtet werden. Sehr kleine Wasserläufe (Bäche) werden in Röhren geleitet, über die ein Damm geschüttet wird.

Eisenbahnbrücken, die schwimmen

Breite Wasserhindernisse können mit Schiffsbrücken für die Eisenbahn passierbar gemacht werden. Schiffsbrücken oder Brücken auf schwimmenden Unterstützungen, wie sie in der Fachsprache heißen, stützen sich auf große Schwimmkörper (Pontons, Lastkähne oder Lastprahme der Binnenschiffahrt), die den Brückenüberbau (die Fahrbahn) tragen. Schiffsbrücken werden in Teilen in Ufernähe zusammengebaut, zum Brückenverband vereinigt und dann mit Schubbooten in die Brückenachse eingeschwommen.
Schiffsbrücken sind unabhängig von der Tragfähigkeit des Flußuntergrunds, der sumpfig und stark uneben sein darf. Sie erfordern aber wegen des wechselnden Wasserstands der Flüsse besondere Übergangsteile an den beiden Ufern, die durch höhenverstellbare Stützen das Gefälle zwischen den Gleisen auf dem Ufer und auf der Brücke ausgleichen helfen. Die Schwimmbrücken können von Eisenbahnzügen mit einer Geschwindigkeit von 10 km/h befahren werden.
Brücken sind Bauwerke, die mit einem hohen Aufwand an Material, Technik und Arbeitskraft gebaut und deshalb im Einsatz maximal ausgenutzt werden müssen. Es ist deshalb nur folgerichtig, daß die Eisenbahnbrücken, die durch das Militärtransportwesen errichtet werden, oftmals kombinierte Brücken sind, die gleichzeitig die Überfahrt von Panzer- und Kfz-Kolonnen ermöglichen. Diese Brücken sind so konstruiert, daß die Schienen nicht über die Fahrbahn herausragen. Auf ihnen haben die Verkehrsregler eine seltene Aufgabe: Sie geben die Strecke abwechselnd für Kraftfahrzeuge und für Schienenfahrzeuge frei.

Die Front braucht Panzer

Janusz Magnuski

Großer Vaterländischer Krieg der Sowjetunion – ein Begriff, der sich leicht dahinschreibt und als erstes Gedanken an Heldentaten auf den Schlachtfeldern weckt. Dieser Krieg war eine ernste Probe für die Stabilität der sozialistischen Gesellschaftsordnung als Ganzes und für die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft; er forderte nicht nur den Massenheroismus an der Front, sondern auch im Hinterland. Der folgende Blick auf die Schlacht im Hinterland soll das deutlich machen. Er sollte vielleicht auch zu Überlegungen für den Nutzen und den Sinn internationaler solidarischer Hilfe anregen.

Wir schreiben das beginnende Jahr 1942. Vor Moskau war der Vormarsch der deutschen Truppen zum Stehen gebracht worden, die sowjetischen Truppen gingen zur Gegenoffensive über und drängten den Gegner in Richtung Westen zurück. Im tiefen Hinterland entwickelte sich das neue Industriegebiet im Ural immer mehr; von hier aus sollte nämlich der Strom der unerläßlichen Kampfmittel, Geschütze, Flugzeuge, Panzer, vor allem der hervorragenden T-34, seinen Ursprung nehmen.

Im Februar 1942 übermittelte man dem Staatlichen Verteidigungskomitee eine freudige Nachricht: Das Stalingrader Traktorenwerk hatte die Produktion des T-34 verdoppelt. Im März erreichte das nach Nishni Tagil verlegte Werk Nr. 183 (Charkower Lokomotivfabrik „Komintern") in der Produktion der Panzer den Vorkriegsstand. Was war das schon im Vergleich zu den Erfordernissen an der Front?

In der Nacht vom 22. zum 23. April 1942 flogen die faschistischen Fliegerkräfte den ersten massierten Luftangriff gegen Stalingrad; das Bombardement dauerte 3 Stunden und 23 Minuten. Mitte Juli erreichten die faschistischen Truppen den großen Donbogen und rückten dann trotz des verbissenen Widerstands der Stalingrader Front auf die Stadt vor. Am 20. Juli begann die Evakuierung der Bevölkerung und der Institutionen. Das Traktorenwerk unterbrach jedoch seine Produktion nicht. Unter den immer häufigeren Luftangriffen wurde intensiv gearbeitet. Die Panzer verließen ununterbrochen die Produktionshallen und fuhren häufig direkt vom „Band" zum Gefechtsfeld. Im Stalingrader Traktorenwerk waren W. Malyschew (Leiter des Volkskommissariats für Panzerindustrie), sein Stellvertreter, S. Gorgelad, und der Chef der Hauptverwaltung der Panzer- und mechanisierten Truppen, General J. Fedorenko, anwesend und halfen, die

Produktion zu organisieren. Im August übergab diese Fabrik der Armee 390 Panzer T-34. Im selben Monat entbrannten bereits in der Stadt die Straßenkämpfe. Die letzten Panzer wurden nicht nur unter den Bombardements, sondern auch unter dem Feuer der Artillerie und der Maschinenwaffen produziert. Noch im September wurden hier 200 Panzer hergestellt.

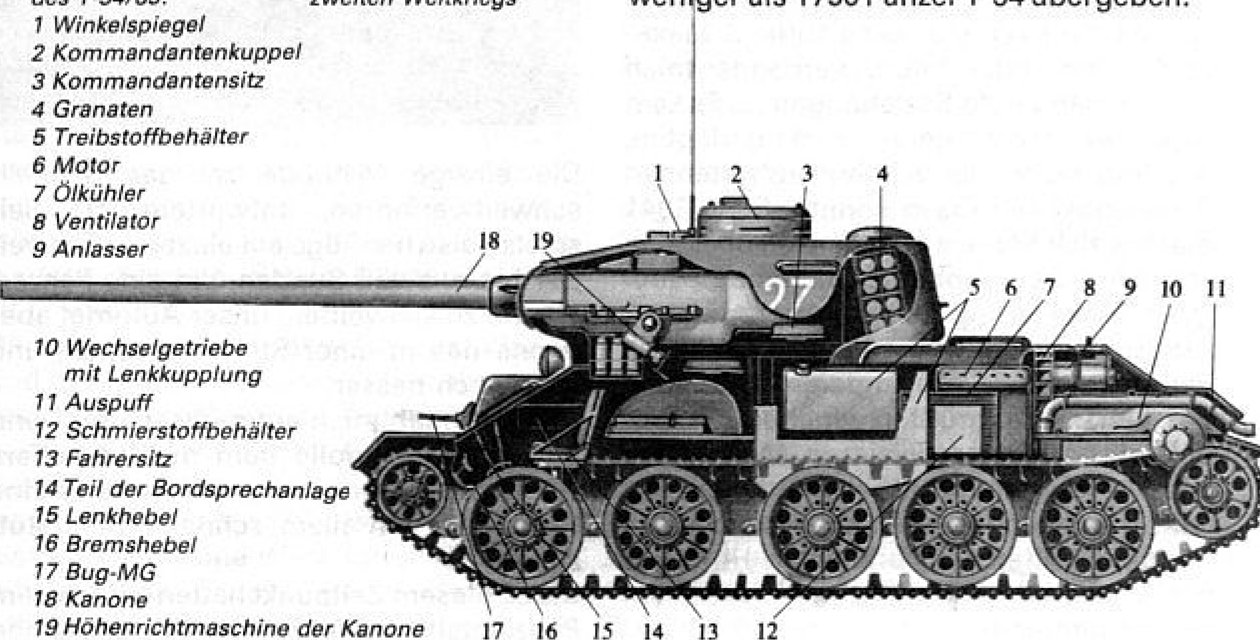
Im Verlauf der gesamten ersten Kriegsperiode, von Juni 1941 bis September 1942, war das Stalingrader Traktorenwerk der Hauptlieferant der mittleren Panzer T-34, es produzierte 40 Prozent der Gesamtzahl, etwa 3 600 Panzer.

Wegen der sich ungünstig entwickelnden militärischen Lage hatte das Staatliche Verteidigungskomitee noch am 28. Juli 1942, als die deutschen Truppen in Richtung Wolga marschierten, der Belegschaft der Uraler Schwermaschinenbetriebe „Ordshonikidse" in Swerdlowsk (kurz „Uralmaschsawod" oder „Uralmasch") die Aufgabe gestellt, die komplette Panzerproduktion des T-34 kurzfristig zu beherrschen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren hier nur die Panzerwannen des T-34 produziert worden.

Eine ähnliche Aufgabe erhielt auch das Kombinat Ural-Kirow-Panzerwerk, im Volksmund „Tankograd" genannt. Dieses Kombinat war durch die Verlegung des Leningrader Kirow-Werks und des Charkower Dieselmotorenwerks auf dem Gelände des Traktorenwerks von Tscheljabinsk gebildet worden. In Leningrad waren bislang nur schwere Panzer KW produziert worden. Die Produktion von T-34 stellte „Tankograd" vor eine schwierige Aufgabe, denn die neue Produktion mußte aufgenommen und die alte weitergeführt werden.

Der Übergang eines Teils des Werkes auf die Produktion des Panzers T-34 bedeutete nicht nur die Notwendigkeit, neue Produktionsstraßen zu schaffen, sondern auch neue Spezialeinrichtungen, Werkzeugmaschinen usw. vorzubereiten.

Das Swerdlowsker und das Tscheljabinsker Werk sollten bis Ende 1942 der Armee nicht weniger als 1750 Panzer T-34 übergeben.



Teilansicht der Innenausstattung des T-34/85:
1 Winkelspiegel
2 Kommandantenkuppel
3 Kommandantensitz
4 Granaten
5 Treibstoffbehälter
6 Motor
7 Ölkühler
8 Ventilator
9 Anlasser
10 Wechselgetriebe mit Lenkkupplung
11 Auspuff
12 Schmierstoffbehälter
13 Fahrersitz
14 Teil der Bordsprechanlage
15 Lenkhebel
16 Bremshebel
17 Bug-MG
18 Kanone
19 Höhenrichtmaschine der Kanone

Der T-34 war der meistgebaute Panzer des zweiten Weltkriegs

Einen Monat vor dem Termin, im September 1942, verließen die ersten 15 Panzer T-34 „Uralmasch", im Oktober weitere 51 und im November 101 Panzer. Die Belegschaft von „Tankograd" erfüllte ihre Aufgabe im Verlauf von 33 Tagen und 33 Nächten. Zum festgelegten Termin, am 22. August 1942, verließ der erste „Vierunddreißig" der Serienproduktion die Fabrikhallen; im Verlauf des Monats baute man noch weitere 30 Panzer, und im Oktober konnte die Fabrik den für sie vorgesehenen Plan vollständig erfüllen.

Unterdessen befand sich auf dem neuen Territorium der Fabrik Nr. 183 in Nishni Tagil das vorher in Kiew arbeitende Institut für Schweißtechnik der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR. Dieses Institut wurde von dem Akademiemitglied J. Paton geleitet. Noch vor Kriegsausbruch hatte er eine Methode zum Schweißen dünner Panzerplatten mit Hilfe des Schutzgasschweißverfahrens entwickelt sowie einen entsprechenden Prototyp angefertigt. Jetzt mußte das Problem des Schweißens von Panzerwannen aus dicken Panzerplatten gelöst werden.

„... Mit dem Direktor der Fabrik, J. Maxarew", erinnert sich Paton, „verbanden mich ausnehmend gute Beziehungen ... Es kam häufig vor, daß wir gemeinsam überlegten, wie man die bei jedem Schritt auftretenden Schwierigkeiten lösen könnte. Ende 1941 machte sich Maxarew Gedanken über eine schnelle Inbetriebnahme und eine bedeutende Erweiterung der Panzerproduktion. Am Anfang, sagte er, werde die Fabrik die Panzerwannen von anderen Betrieben erhalten, später müßten wir aber ihre Produktion bei uns organisieren. Man müsse neue Lösungen und Arbeitsmethoden finden; besonders viel Zeit beanspruche das Handschweißen. Wir brauchten Hunderte von erfahrenen Schweißern, woher sollen wir die nehmen?



Die einzige Methode sei das Schnellschweißverfahren, antwortete ich. Beispielsweise benötige ein einzelner Schweißer bis zu zwölf Sunden, um eine Panzerwanne zu schweißen, unser Automat aber könne das in einer Stunde machen, und dazu noch besser.

Maxarew sah mich aufmerksam an. Dann meinte er, er wolle dem Institut helfen, wo er nur könne, von uns erwarte er eine reale und vor allem schnelle Unterstützung!

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir mit dem Panzerstahl wenig zu tun. Wir begannen

Unter schweren Bedingungen nahmen die Werktätigen des Stalingrader Traktorenwerks die T-34-Produktion auf



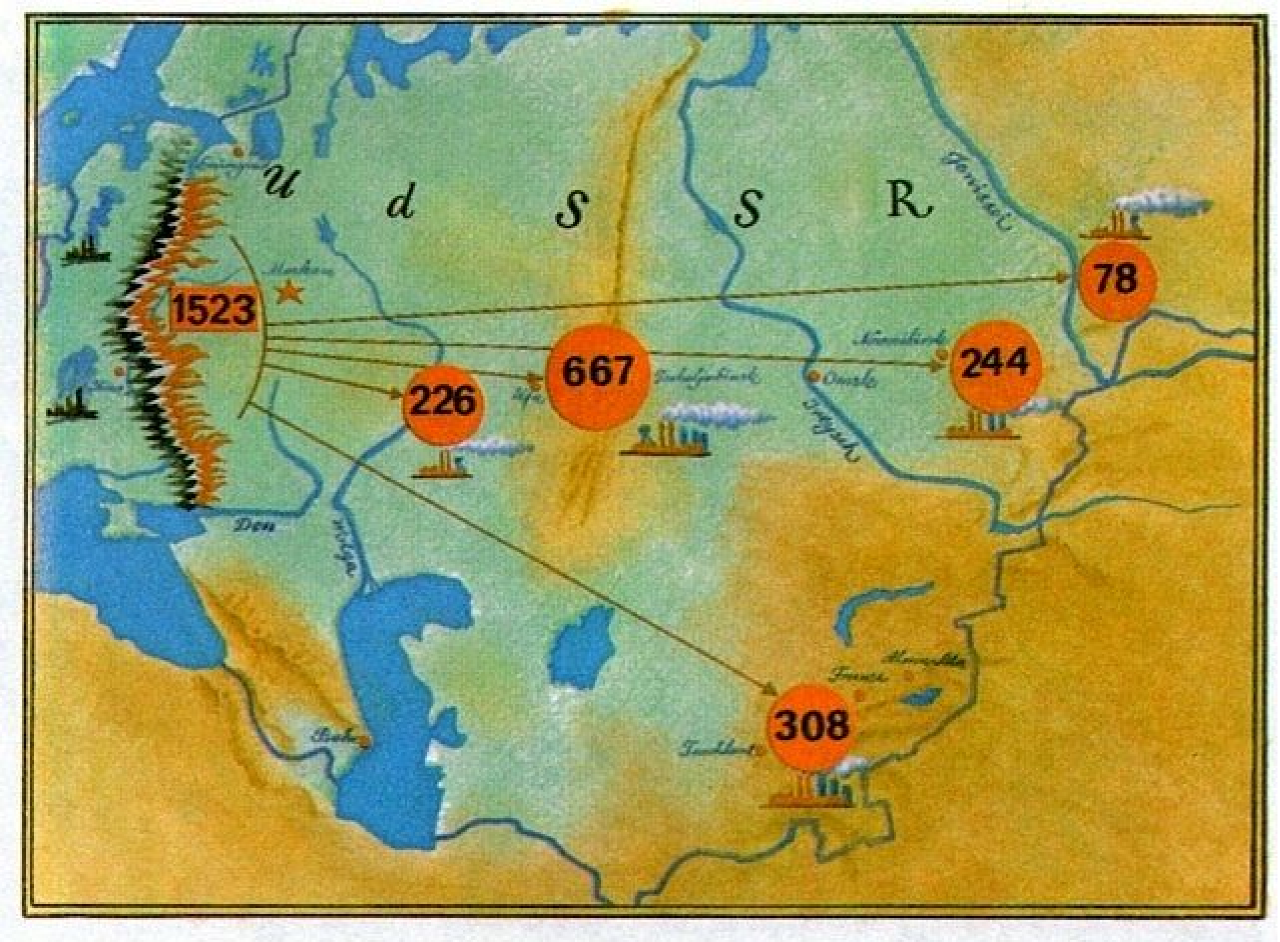
also mit dem, was wir im Werk fanden. Dabei entdeckten wir den ersten Apparat, der noch aus der Zeit vor dem Kriege stammte. Man mußte ihn völlig umkonstruieren, und so entstand ein neuer Apparat mit der Bezeichnung ASS. Die Direktion wies an, zuerst zwei und später noch weitere zwanzig Schweißapparate ASS zu produzieren.

Wir begannen damit, alle Nähte der Wanne und des Turmes zu untersuchen, ihre Lage und Beanspruchung zu bestimmen. Danach fingen wir an zu experimentieren, jedoch zunächst ohne sichtbare Ergebnisse. Wir hatten nicht die erforderlichen Instrumente, keine Werkstätten und Laboratorien. Die Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiter war sehr klein. Aber wir hatten bereits gelernt, gegen Schwierigkeiten anzukämpfen. Und endlich fanden wir nach vielen Experimenten die Lösung.

... Es kam der Tag, an dem wir demonstrierten, wieviel unsere Automaten und damit wieviel wir selbst wert sind. Diese Vorführung, in der eine Panzerwanne geschweißt wurde, verlief sehr feierlich. Anwesend waren die Leitung des Werkes und alle Mitarbeiter des Instituts.

... In einer außergewöhnlichen Stille hörte man das Knistern des den Stahl schweißenden elektrischen Bogens. Unwillkürlich fuhr ich mit der Hand über die Stirn. Sie war voller Schweißperlen... Ende! Vor uns lag eine ausnehmend glatte, silbern schimmernde Naht ohne Blasen, ohne Löcher, ohne Einkerbungen.

Fertige T-34 mit Wintertarnanstrich



Das war aber erst der Anfang. Jetzt mußte man die neue Methode entsprechend organisieren und in die Produktion einführen. Man mußte auch die Arbeiter vorbereiten. Ich rief also einige jüngere wissenschaftliche Mitarbeiter zu mir und erklärte ihnen ohne Umschweife, sie seien ab heute Instrukteure für Schweißautomaten. Bekämen wir mehr von diesen Automaten, würden auch andere mit dieser Aufgabe betraut. Die Gefechtsaufgabe laute: Die Automaten müssen unabhängig von den Bedingungen den Plan erfüllen.
In diesen Tagen beobachtete ich ein nicht alltägliches Bild. Die Arbeitsleistung eines Schweißautomaten war um das Achtfache größer als die eines Schweißers. Er ersetzte also eine ganze Brigade von hochqualifizierten Arbeitern. Wir hatten entschieden, die gesamten Schweißarbeiten den wissenschaftlichen Mitarbeitern zu übertragen. In ihren angesengten Kombinationen ähnelten sie in keiner Weise Wissenschaftlern. Unter ihnen war auch mein Sohn Boris.
Fast gleichzeitig führte man auf dem Truppenübungsplatz Versuche mit der Wanne des T-34 durch. Auf einer seiner Seiten waren die Nähte handgeschweißt, auf der anderen und am Bug mit dem Automaten. Gegen den Panzer wurde mit Panzer- und Sprenggranaten aus einer geringen Entfernung geschossen. Bereits die ersten Treffer auf der handgeschweißten Seite führten zu starken Beschädigungen der Schweißnähte. Danach drehten wir das Fahrzeug und beschossen die automatisch geschweißte Seite.... Sieben Granaten, die

Das Vorrücken der faschistischen Truppen nach dem vertragsbrüchigen Überfall bedrohte die traditionellen Industriegebiete der Sowjetunion. Die schnelle Verlagerung der entscheidenden Industriebetriebe in die östlichen Gebiete der UdSSR, dafür waren etwa 1,5 Millionen Wagenladungen erforderlich, war eine der Heldentaten des Sowjetvolks in der Anfangsperiode des Krieges

erneut aus einer geringen Entfernung abgefeuert wurden, schlugen gegen die Panzerung. Wir liefen hin, sahen uns die Schlagstellen an und stellten fest, daß unsere Nähte ausgehalten hatten. Sie zeigten sich sogar stärker als die Panzerung selbst. Genauso hielten auch die Nähte an der Bugseite. Das war ein vollkommener Sieg der automatischen Schweißmethode."

Der Erfolg der Erfindung von J. Paton lag nicht nur in der Qualität des Schweißens. Sie ermöglichte auch eine beträchtliche Verkürzung des Zeitaufwands in der Panzerproduktion und bedeutete daher auch mehr Panzer für die Front. Im Februar 1942 erhöhte das Werk Nr. 183 im Vergleich zum Januar die Panzerproduktion auf 186 Prozent, im März auf 300 Prozent, im April auf 510 Prozent, im Mai und Juni auf 667 Prozent und im Juli auf 751 Prozent. Im Dezember 1942 wurden 1 001 Prozent erreicht.

Während des Krieges lieferte das Werk Nr. 183 34 999 Panzer des Typs T-34 für die Front. Der 35 000. Panzer verließ die Fabrikhallen am 26. Mai 1945 und wurde als Denkmal auf dem Fabrikhof aufgestellt.

Die Patonmethode wurde auch in anderen Werken angewandt. Im März 1943 wurde Paton dafür mit dem ehrenvollen Titel „Held der Sozialistischen Arbeit" ausgezeichnet; seine Mitarbeiter erhielten hohe staatliche Auszeichnungen.

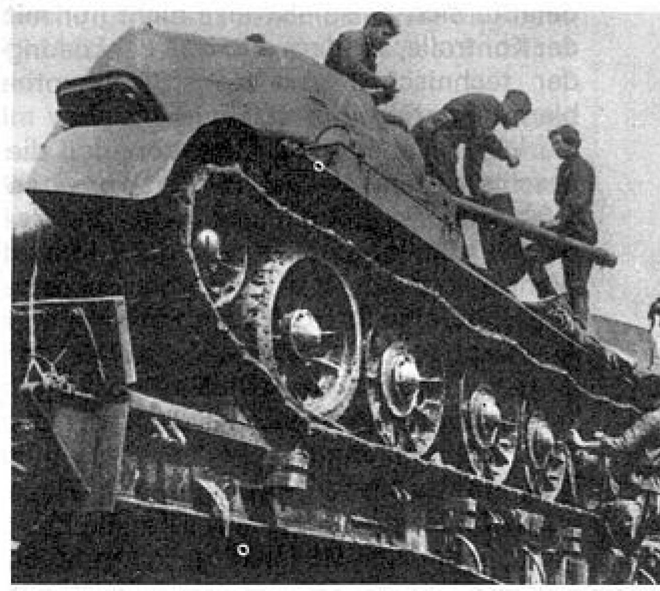
Die letzten Monate des Jahres 1942 verliefen im Hinterland besonders erfolgreich. In diesem Jahr lieferte die sowjetische Industrie den kämpfenden Truppen fast 25 000 Panzer und selbstfahrende Geschütze. Im Vergleich zu 1941 erhöhte sie ihre Produktion um das Vierfache. Allein an T-34 wurden in den Betrieben 12 553 Stück produziert, was die Produktion aller Panzer und selbstfahrenden Geschütze in Deutschland um fast das Doppelte übertraf! Gleichzeitig mit dieser Produktionserhöhung wurden viele konstruktive Verbesserungen vorgenommen, so daß der Kampfwert der produzierten T-34 größer wurde.

Weil der T-34 in großen Serien und in mehreren Werken gleichzeitig gebaut wurde, konnten Konstruktionsveränderungen nur mit Genehmigung der Hauptverwaltung der Panzer- und mechanisierten Truppen sowie mit Einverständnis des „Hauptkonstruktionsbüros T-34", das ebenfalls im Werk Nr. 183 arbeitete, eingeführt werden.

In vielen Betrieben arbeiteten die einzelnen Mitarbeiter an der Verbesserung des



Bis auf das Aufziehen der Gleisketten ist wieder eine Serie fertiggestellt



Unmittelbar ab Werk übernehmen Soldaten neu aufgestellter Panzereinheiten ihre Fahrzeuge

T-34. In einigen Fällen resultierte das aus dem Bestreben, einen Teil oder eine Baugruppe des Panzers zu verbessern, und in anderen Fällen war das durch die Notwendigkeit bedingt, die Produktion den vorhandenen Bedingungen anzupassen; das Leben und die Fronterfahrungen zwangen häufig zur Suche nach dem Neuen.

W. Jemeljanow, Kandidat der technischen Wissenschaften und Bevollmächtigter des Staatlichen Verteidigungskomitees für die Angelegenheiten der Panzerproduktion, befaßte sich beispielsweise nicht nur mit der Kontrolle, sondern auch mit der Lösung der technischen und Konstruktionsprobleme. Er erinnert sich:

„... Wir erhielten die Information, daß die Faschisten eine schwache Stelle an unseren T-34 entdeckt hatten, und zwar die Berührungsstelle zwischen dem Turm und der Wanne. In erbeuteten deutschen Panzern fand man eine Instruktion mit Skizzen und Anweisungen, die empfahl, gerade auf diese Stelle zu schießen. Die Geschosse verkeilten den Panzerturm, so daß er sich nicht mehr drehen konnte.

Man mußte diesen neuralgischen Punkt schnell beseitigen. Ich weiß bereits nicht mehr, wem der Gedanke gekommen ist, so einfach war die Lösung. Auf die Wanne schweißten wir Stahlleisten mit einer besonderen Form, die das Drehen des Turmes nicht störten. Die Schießversuche bewiesen, wie wirksam diese Verbesserung war.

Sofort erhielten alle neuen Wannen diese Leisten. An die Front schickten wir ganze Materialsätze für die Panzer, die sich in den Gefechtseinheiten befanden. Und wie viele solche Vorschläge wurden von den im Hinterland arbeitenden Menschen außerdem noch unterbreitet!"

Die Ingenieure und Techniker des „Hauptkonstruktionsbüros T-34" (das von A. Morosow und seinen nächsten Gehilfen, N. Kutscherenko und M. Tarschinow, geleitet wurde) analysierten Informationen und Berichte, Meldungen vom Gefechtsfeld, besuchten militärische Instandsetzungsbetriebe, sprachen mit Panzerbesatzungen, die von der Front kamen, fuhren selbst an die Front, um möglichst viele Beobachtungen, Bemerkungen und Schlußfolgerungen mit dem Ziel zu sammeln, die Panzerkonstruktion zu ververbessern und zu vervollkommnen.

1942 wurde ein neuer sechseckiger prismenförmiger Panzerturm entworfen, der für die Serienproduktion besser geeignet war, weil er vollständig gegossen und automatisch geschweißt werden konnte. Ähnlich verbesserte man auch die Wannen. Ende 1942 wurden Panzer mit einer verbesserten Kraftübertragung sowie mit einigen Verbesserungen des Motors in die Produktion aufgenommen, was im Endergebnis zu einer größeren Belastbarkeit des Panzers führte. Diese Veränderungen erhöhten die Zuverlässigkeit, den Aktionsradius und die Nutzungsdauer des Panzers, mit einem Wort: Sie verlängerten das „Leben" des gesamten Panzers.

Die verbesserten Panzer T-34 wurden bereits in den Operationen bei Stalingrad sowie in anderen Handlungen Ende 1942/Anfang 1943 eingesetzt. Die Anstrengungen der Arbeiter und die Errungenschaften der Technik waren an der Wende des Krieges gegen das faschistische Deutschland maßgeblich mitbeteiligt.

In dieser Zeit kamen von der Front Informationen, die durch Aussagen eines gefangengenommenen deutschen Panzeroffiziers bestätigt wurden: In einigen Feuerduellen war es den deutschen Panzern gelungen, ziemlich unbemerkt an die T-34 heranzufahren und sie aus einer geringen Entfernung zu vernichten oder zu beschädigen. Der Deutsche sagte aus, daß das auf Grund der unzureichenden Beobachtungs-

bedingungen der sowjetischen Panzerkommandanten möglich wäre, deren Gesichtsfeld in einigen Richtungen sehr begrenzt wäre. Die sowjetischen Konstrukteure antworteten darauf sehr schnell. Bereits die nächste Serie der T-34 erhielt eine Kommandantenkuppel, die eine viel bessere Sicht auf das Gefechtsfeld in allen Richtungen ermöglichte.

Bis zum Kriegsende verbesserten sich die ökonomischen Ergebnisse der UdSSR ständig, was am Beispiel des T-34 deutlich wird. Die Ergebnisse der ökonomischen Anstrengungen in der UdSSR bis zum Kriegsende waren:

1943 erreichte die Produktion von Panzern und selbstfahrenden Geschützen in der Sowjetunion das gleiche Niveau wie 1942. Die Panzerproduktion übertraf weiterhin die Produktion des faschistischen Deutschland. Der T-34 war nach wie vor der grundlegende Panzertyp. Im Jahr 1944 war die total mobilgemachte deutsche Industrie am Höhepunkt ihrer Möglichkeiten angelangt, indem sie über 19000 Panzer und selbstfahrende Geschütze produzierte. In derselben Zeit baute man jedoch in der Sowjetunion 29000 Gefechtsfahrzeuge, davon über die Hälfte T-34. In den meisten Fällen wurde bereits die modernisierte Variante T-34/85 hergestellt.

Der T-34 wurde zu einer Art Rekordhalter: In der Zeit von Juni 1940 bis Juni 1945 produzierte man in der UdSSR über 53000 Stück. Kein anderer Panzer in der Welt wurde in der mehr als sechzigjährigen Geschichte der Panzertruppen in solchen großen Mengen gebaut. Sogar der amerikanische „General Sherman" (mit ungefähr 49 Modellen) konnte sich in dieser Hinsicht mit dem T-34 nicht messen.

Im Verlauf von vier Jahren einer verbissenen Schlacht um die Panzer, die im Hinterland der Fronten geführt wurde und sich in den Bergwerken, Stahl- und Walzwerken, Kraftwerken, Montagehallen, Konstruktionsbüros und in Laboratorien abspielte, hat sich die sowjetische Wirtschaft, hat sich das Sowjetvolk seinem produktionsstarken Gegner, der über die Ressourcen ganz Westeuropas verfügte, überlegen erwiesen.

Vom Sinn der Rekorde

Gerhard Morgenroth

Held der Sowjetunion Alexander Fedotow hat sich vorgenommen, seinen eigenen am 25. Juli 1973 aufgestellten Höhenweltrekord von 36 240 m zu brechen. An einem Septembermorgen 1977 ist er mit der für den Rekordversuch sorgfältig vorbereiteten E-266 M im Beisein der von der FAI bestätigten Zeugen gestartet.
Die Zeiger des Höhenmessers, des Geschwindigkeitsmessers und des Machmeters am Instrumentenbrett der Maschine klettern ständig. Fedotow vergleicht die angezeigten Werte periodisch mit den im Flugplan vorgesehenen und achtet auf genaue Übereinstimmung. Für einen Rekordversuch mit einem modernen Jagdflugzeug ist außer der Erfahrung und dem Fingerspitzengefühl des Piloten technische Akkuratesse bei der Vorbereitung des Fluges, wissenschaftliche Auswahl des Flugprofils und äußerst exakte Steuertechnik erforderlich, das weiß Alexander. Die Nadel des Machmeters hat die 1,0 schon überschritten, nähert sich der 2,0 und steigt weiter. Die schnellste Strecke auf dieser steilen Flugbahn wird mit mehr als 3 Mach, mit mehr als der dreifachen Schallgeschwindigkeit durchflogen.
Jetzt sind 20 000 m Höhe überschritten, Fedotow hält das Flugzeug weiter im Steigflug. Während die Zeiger des Höhenmessers weiter kreisen, bleiben die Zeiger des Machmeters und des Geschwindigkeitsmessers langsam stehen und gehen auf kleinere Werte zurück. Die entscheidende Flugphase ist erreicht. Die während des Fluges in optimaler Flughöhe gewonnene kinetische Energie muß jetzt durch genaues Steuern möglichst verlustlos in Höhe umgesetzt werden. Das Flugzeug reagiert immer weniger auf die Ruderausschläge. Jetzt ist die Fluggeschwindigkeit auf unter 600 km/h zurückgefallen. Das Flugzeug hat den höchsten Punkt seiner Flugbahn erreicht. Langsam und behutsam beendet Alexander Fedotow das komplizierte Manöver in der dynamischen Gipfelhöhe, holt Fahrt auf und beendet diesen lange und sorgfältig vorbereiteten Flug mit einer mustergültigen Landung.
Die Techniker, Helfer und offiziellen Zeugen beglückwünschen ihn zu seiner neuen Bestleistung. Die geeichten Bordinstrumente und auch die Bodenstationen bestätigen den neuen Höhenweltrekord von 37 650 m.
Warum eigentlich dieses Streben nach großen Flughöhen? Ist es sportlicher Ehrgeiz, der Kitzel, berühmt zu sein? Flugzeuge verkörpern heute Hunderttausende Ar-

Maximalschub in km Höhe

200 kN · 160 kN · 120 kN · 80 kN · 40 kN

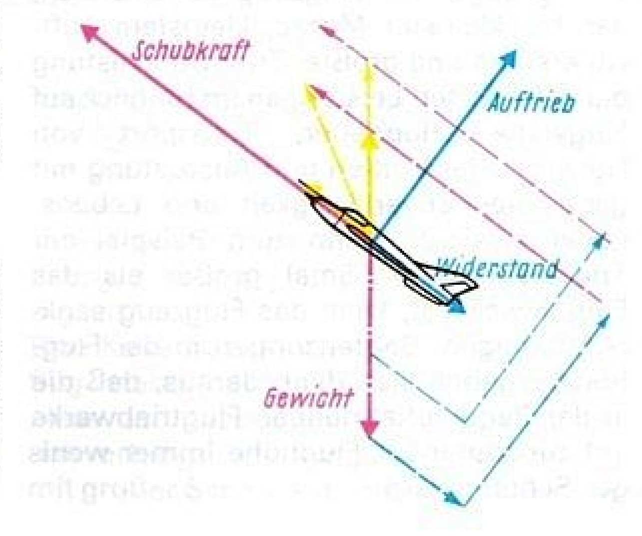
Schub · Widerstand

H = 0 km · H = 5 km · H = 11 km · H = 15 km

freie Schubkraft zu 1,25 M und H = 11 km

0,4 · 0,8 · 1,2 · 1,6 · 2,0 Machzahl

Strahltriebwerke liefern in jeder Höhe und bei jeder Geschwindigkeit einen höchstmöglichen Schub (rote Kurven). Der Widerstand ist bei gleicher Flugmasse ebenfalls höhen- und geschwindigkeitsabhängig (blaue Kurven). Für jede Geschwindigkeit kann man aus dem Diagramm ablesen, mit welcher Kraft das Flugzeug noch beschleunigt werden kann (senkrechte rote Strecke, z. B. 125 kN – 60 kN = 65 kN). In dem schraffierten Bereich kann das Triebwerk nicht arbeiten, weil die Strömung im Verdichter zu starken Schwingungen führt (linke und rechte Grenze) oder weil die Brennkammern zu wenig Luft erhalten (untere Grenze) oder weil derart hohe Drehzahlen und Drücke erreicht werden, daß die Festigkeit des Materials bedroht ist (rechte obere Grenze).



Am Flugzeug wirken Auftrieb, Gewicht, Schub und Luftwiderstand, die sich zum Beispiel im Steigflug zur rotgestrichelt dargestellten Resultierenden vektoriell addieren. Die Zerlegung dieser Resultierenden liefert in Flugrichtung die Kraft zum Beschleunigen, senkrecht nach oben die Hubkraft. Das zweite Krafteck benutzt außer einem geringeren Gewicht die gleichen Kräfte. Die Hubkraft wird um ebensoviel größer wie das Gewicht kleiner.

beitsstunden von Konstrukteuren, Ingenieuren und Facharbeitern. In ihnen stekken Leistungen fortgeschrittener Technologien aus den verschiedensten Zweigen der Volkswirtschaft. Sie müssen so ökonomisch wie möglich eingesetzt werden oder im Militärwesen den höchsten Zuwachs an Kampfkraft bringen. Die Nutzung großer Flughöhen ist ein Weg dazu. Deshalb ist das Verlangen des Testpiloten, sich selbst zu bewähren, gekoppelt mit dem Gefühl persönlicher Verantwortung für das Gelingen eines kollektiven Unternehmens.

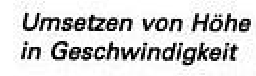
Mittel- und Langstreckenflüge werden deshalb in große Flughöhen gelegt, weil dort wegen der kleinen Luftdichte auch der Luftwiderstand klein ist. Wenig Luftwiderstand bedeutet wenig Schub und wenig Kraftstoffverbrauch. Große und größte Flughöhen erschweren die Luftabwehr, sie sind in einigen Fällen für die Luftaufklärung vorteilhaft. Große Flughöhen sind auch Energiespeicher für Jagdflugzeuge, die Flughöhe im Sturzflug in Geschwindigkeit umsetzen können. Insofern sind aktuelle Weltrekorde in der Flughöhe Vorboten für künftige Alltagsleistungen.

Welche Überlegungen muß nun der Konstrukteur anstellen, wenn sein Flugzeug große Flughöhen erreichen soll? Er muß, kurz gesagt, ein Flugzeug konstruieren, das bei kleinster Masse, kleinstem Luftwiderstand und größter Triebwerkleistung die geforderten Leistungen im Hinblick auf Flugweite, Flugdauer, Transport von Nutzlast oder Waffen und Ausrüstung mit gegebener Zuverlässigkeit und Lebensdauer erreicht. Wenn zum Beispiel der Triebwerkschub 1,5mal größer als das Fluggewicht ist, kann das Flugzeug senkrecht steigen. Begrenzungen in der Flughöhe ergeben sich dann daraus, daß die in der Regel luftatmenden Flugtriebwerke mit zunehmender Flughöhe immer weniger Schub liefern.

Die äußere Form des Flugzeugs muß so gewählt werden, daß erstens eine möglichst große Tragflügelfläche je Kilogramm Flugmasse entsteht und zweitens der Luftwiderstand, den das Triebwerk während des gesamten Fluges überwinden muß, möglichst klein wird. Konsequenter Leichtbau bei großer Festigkeit, hochfeste Materialien und ausgereifte technologische Verfahren für die Formgebung und Wärmebehandlung der oft geometrisch außerordentlich komplizierten Bauteile, erfahrene Facharbeiter und Ingenieure sind die notwendigen Voraussetzungen für die Produktion moderner Flugzeuge.

Die Präzisionsanforderungen sind derart hoch, daß trotz Verwendung zahlreicher Lehren und Vorrichtungen, trotz ausgeklügelter Kontrollen kaum ein Serienflugzeug die gleichen Flugeigenschaften erreicht wie sein Seriennachbar. Wenn schon die kaum meßbaren Abweichungen von der Sollform das Flugverhalten beeinflussen, dann gilt das um so mehr für die Steuerkunst der Flugzeugführer. Zum Beispiel beeinflußt der Winkel zwischen Tragflügelsehne und Luftstrom (der Anstellwinkel) entscheidend Auftrieb und Widerstand. Aber dieser Winkel wird dem Flugzeugführer nicht angezeigt und muß bei Rekordversuchen auf Teile eines Winkelgrades genau eingehalten werden. Daher – unter anderem – rührt die herausragende Rolle des Testpiloten im Rekordkollektiv, und deshalb steht sein Name in den Listen.

Wie moderne Flugzeuge, so sind alle Arten der modernen Militärtechnik eng an die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft und an den Bildungsstand der Kader gebunden. Auch deshalb trägt die Sowjetunion für die Verteidigungsfähigkeit der sozialistischen Länder eine hohe Verantwortung. Gegen die in der NATO zusammengeschlossenen Rüstungsanstren-



Umsetzen von Höhe in Geschwindigkeit

gungen der technisch am weitesten fortgeschrittenen imperialistischen Länder leistet sie im Interesse des Friedens und der Sicherheit der Völker den Hauptbeitrag zur Entwicklung moderner Waffen für die sozialistischen Armeen. Die Flugzeuge der NATO operieren in allen Höhen – vom Tiefstflug bis in die Stratosphäre –, sie handeln mit Geschwindigkeiten bis um 2,5 Mach. Darauf hat sich auch die Luftverteidigung der Deutschen Demokratischen Republik eingestellt.

Täglich sind Einheiten der Luftstreitkräfte der Nationalen Volksarmee im Diensthabenden System der Staaten des Warschauer Vertrags im Einsatz zum Schutz unseres Luftraums. Wie nun nutzen sie im Alltagsdienst Flughöhe und Fluggeschwindigkeit?

Eine Kette MiG-21 wird für einen Übungsflug startbereit gemacht. Flugzeugtechniker und Mechaniker nehmen ihre verantwortungsvolle Aufgabe gewissenhaft, mit großer Sachkenntnis wahr. Präzise und

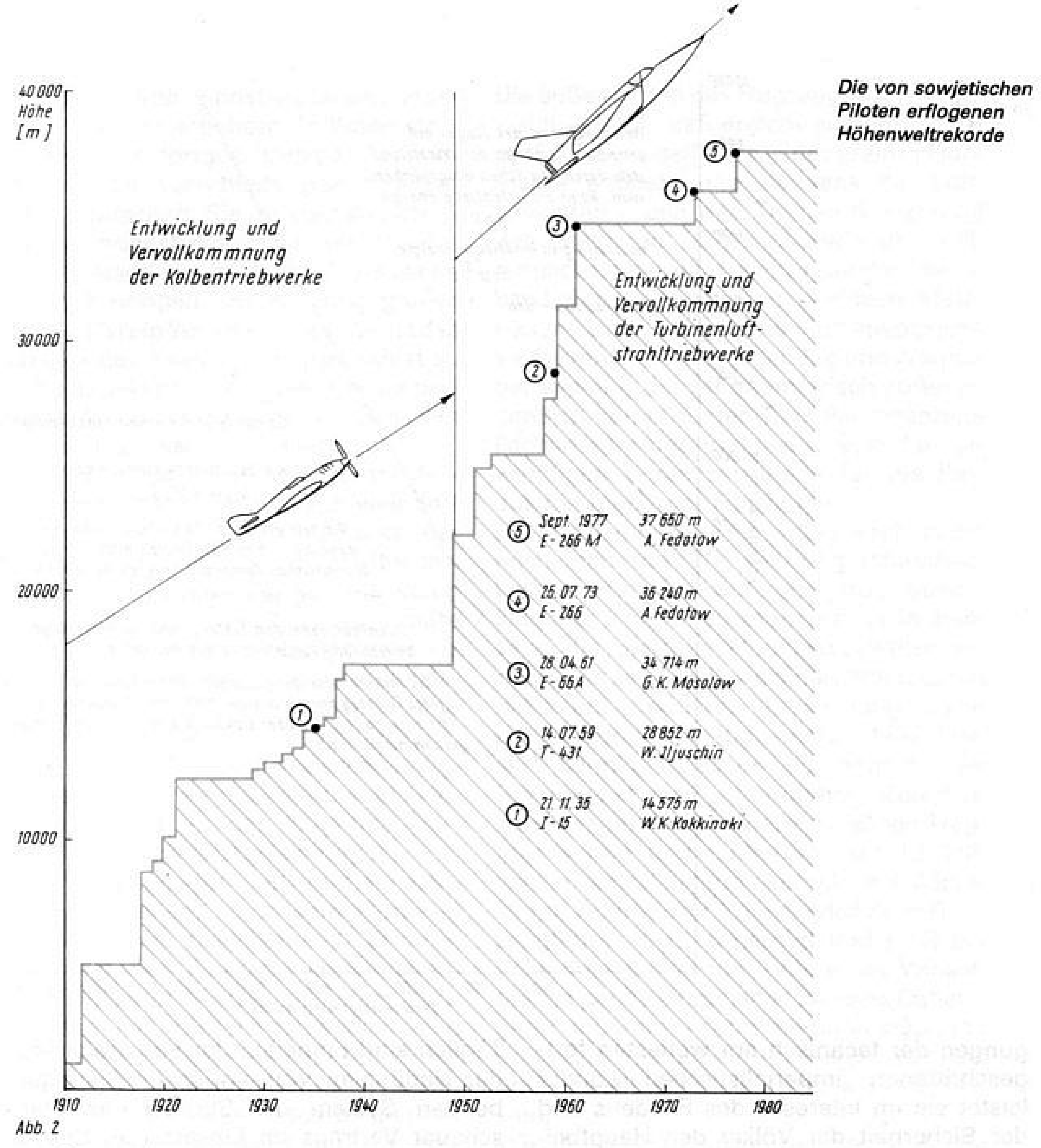


Abb. 2

rasch werden die Flugzeuge aufmunitioniert. Die gesamte Geräte- und Funkausrüstung wird auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüft, Treibstoff wird aufgetankt. Die Übernahmekontrolle der Piloten bestätigt: Das Bodenpersonal hat Qualitätsarbeit geleistet.
Nach dem Start gewinnen die Flugzeuge schnell an Höhe und erreichen nach kurzer Zeit den vorgegebenen Luftraum. Vom Gefechtsstand kommt ein Befehl. Zwei unbekannte Objekte (angenommene Gegner) fliegen in 2 000 m Höhe von West nach Ost, Geschwindigkeit 1 000 km/h. Der Leitoffizier verfolgt aufmerksam Standort und Kurs der angenommenen Gegner, der

eigenen Flugzeuge und führt die Kette schnell und genau in die günstigste Position. Die MiG-21 haben von ihrer Ausgangsposition aus einen Höhenvorteil von fast 6 000 m. Dieser Höhenvorteil wird sofort in eine größere Geschwindigkeit umgesetzt. Ein Teil des eigenen Fluggewichts wird zusätzlich als Vortriebskraft (Schubkraft) genutzt. Den Befehlen des Leitoffiziers folgend, schwenken die MiGs auf die angenommenen Gegner ein, haben sie im optischen Visier und könnten sie mit Raketensalven vernichten.
Inzwischen ist die Kette X im selben Luftraum von der Kette Y abgelöst worden. Auch sie erhält vom Gefechtsstand einen Befehl. Ein angenommenes gegnerisches Flugzeug in 16 000 m Höhe fliegt mit 1,6 Mach (1 705 km/h) von West nach Ost. Das Flugzeug ist zu vernichten! Ein Paar MiG-21 nimmt den befohlenen Kurs ein. Die Jagdflieger schalten nacheinander die Nachbrenner ein, erhöhen ihre Fluggeschwindigkeit und gehen zum Steigflug über. Durch Ziehen des Steuerknüppels wird der Anstellwinkel der Tragflügel erhöht und damit der Auftriebsbeiwert. Der Auftrieb wächst, der Bug des Flugzeugs hebt sich, und die Maschinen fliegen unter einem großen Steigwinkel immer höher. In der nunmehr eingestellten Flugrichtung setzt sich die hohe Fluggeschwindigkeit in zunehmende Flughöhe um. Auch im Steigflug beschleunigen die MiGs und erreichen schließlich die vorgegebenen 1,8 Mach (1 918 km/h). Das Umsetzen der Fluggeschwindigkeit in Flughöhe wird durch die enorm hohe Schubkraft der Strahltriebwerke unterstützt. Jetzt fliegt der Gegner in günstiger Schußentfernung nur wenig höher als die MiGs in das Schußfeld der Jagdflieger...
Diese Übungslagen unserer Jagdflieger sind Reaktion auf die realen Handlungen imperialistischer Fliegerkräfte. Am 1. Mai 1959 wurde der Luftspion Powers, der mit einer Lockheed U-2 in sowjetischen Luftraum eindrang, bei Swerdlowsk mit einer Fla-Rakete aus 22 000 m Höhe vom Himmel geholt. Am 13. Oktober 1973 überflogen hintereinander zwei amerikanische Aufklärungsflugzeuge vom Typ Lockheed SR-71 in 79 000 Fuß Höhe (24 080 m) mit mehr als doppelter Schallgeschwindigkeit ägyptisches Territorium. Am nächsten Tag hat der mehrfache Aggressor Israel, der Nahostgendarm des Imperialismus, auf der Basis der Aufklärungsunterlagen militärisch handeln können. Auch die Luftwaffe der Bundeswehr unternimmt immer wieder provokatorische Anflüge in den grenznahen Luftraum und versucht, die Lufthoheit der DDR zu verletzen. Dabei stößt sie auf die entschiedene Abwehr durch die Jagdfliegerkräfte der DDR, die mit leistungsfähigen und kampfstarken Flugzeugen der MiG-Serie ausgerüstet sind. Welche Leistungen die Konstrukteure und Produzenten mit diesen Flugzeugen erreicht haben, drückt sich u. a. in den Rekorden ihrer Flugzeuge aus. MiG ist für unsere Jagdflieger ein Synonym für Zuverlässigkeit, Sicherheit und Weltniveau und ein lebendiger Ausdruck der Waffenbrüderschaft.

Aus der Rekordliste der E-66

Rekord	Datum	Version/ Pilot	Bemerkungen
1. Geschwindigkeits-Weltrekorde (km/h)			
2 388,000	31. 10. 59	E-66 G. Mosolow	15 km und 25 km Basis
2 148,660	16. 09. 60	E-66 Kokkinaki	100 km geschlossene Flugbahn
2. Höhen-Weltrekorde (m)			
34 714	28. 04. 61	E-66 A G. Mosolow	Steigflug

Aus der Rekordliste der E-266

Rekord	Datum	Version/ Pilot	Bemerkungen
1. Geschwindigkeits-Weltrekorde (km/h)			
2319,120	16.03.65	E-266 A. Fedotow	1000 km · ohne Nutzlast · mit 1 t Nutzlast · mit 2 t Nutzlast (3 Rekorde)
2981,500	05.10.67	E-266 M. Komarow	500 km geschlossene Flugbahn
2920,670	27.10.67	E-266 P. Ostapenkow	1000 km · ohne Nutzlast · mit 1 t Nutzlast · mit 2 t Nutzlast (3 Rekorde)
2930,000	02.11.67	E-266 M. Komarow	500 km geschlossene Flugbahn mit 2 t Nutzlast
2605,100	08.06.73	E-266 A. Fedotow	
2. Höhen-Weltrekorde (m)			
29977	05.10.67	E-266 A. Fedotow	Steigflug · mit 0,5 t Nutzlast · mit 1 t Nutzlast · mit 2 t Nutzlast (3 Rekorde)
35230	25.07.73	E-266	mit 1 t Nutzlast mit 2 t Nutzlast (2 Rekorde)
36240	25.07.73	E-266 A. Fedotow	Steigflug
37650	09.77	E-266 M A. Fedotow	Steigflug
37080	77	E-266 M A. Fedotow	mit 1 t Nutzlast mit 2 t Nutzlast (2 Rekorde)

Rekord	Datum	Version / Pilot	Bemerkungen
3. Steigzeit-Weltrekorde (min: s)			
02:49,8	04.06.73	E-266 B. Orlow	auf 20000 m Höhe
03:12,6	04.06.73	E-266 P. Ostapenkow	auf 25000 m Höhe
04:03,9			auf 30000 m Höhe (2 Rekorde)
02:34,2	16.05.75	E-266 M A. Fedotow	auf 25000 m Höhe
04:16,3			auf 35000 m Höhe (2 Rekorde; letzte Höhe erstmaliger Rekord)
03:09,7	16.05.75	E-266 M P. Ostapenkow	auf 30000 m Höhe

Matrosen auf der Schulbank

Fregattenkapitän Dieter Flohr

Ein Gang durch die Flottenschule „Walter Steffens"

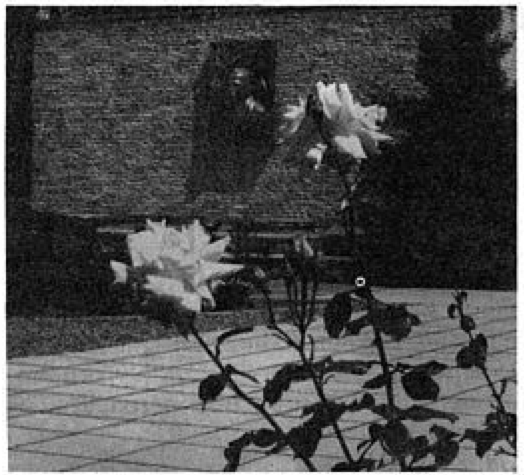
Ahoi – liebe „Arsenal-Freunde", jetzt snacken wir mal über die Matrosen und Maate. Oder auch darüber, wie und wo man Matrose oder Maat werden kann. Einverstanden? Na, denn man tau:
Also früher, so hört man gelegentlich hinter der vorgehaltenen Hand, früher, gab es hölzerne Schiffe und eiserne Matrosen. Und heute? Heute gibt es eiserne Schiffe...



Am Kasernentor der Flottenschule „Walter Steffens"

Könnt ihr darüber lachen? Ein bißchen schon, nüch? Ich auch, da bin ich ganz ehrlich. Aber so richtig stimmt das ja gar nicht. Denkt doch mal nach! Matrosen mit „Holzköppen" auf den modernen, schnellen Kampfschiffen unserer Volksmarine? An den elektronischen Geräten? An den komplizierten Waffen? Müssen es nicht ganze Kerle mit hellem Verstand sein, die auf den Raketenschnellbooten, auf den U-Jagdschiffen oder auf den Torpedoschnellbooten fahren und deren Waffen treffsicher einsetzen?
Ganz bestimmt!
In unseren Tagen prügelt kein Käpt'n mehr den eigenen Willen aus den Matrosen heraus. Kein Bootsmann ist denkbar, der Schiffsjungen unter menschenunwürdigen Bedingungen an Bord irgendeines Seelenverkäufers schikaniert und ihnen das „Einmaleins des Matrosen" einbleut. So aber war das auf den hölzernen Schiffen, in der „guten alten Zeit". Wer heute seinen Seesack auf ein eisernes Kampfschiff der Volksmarine schleppt, der kommt bereits als Spezialist, als Matrosenspezialist. Er bringt einen ganzen Packen Theorie und auch schon praktisches Können mit. Das muß sein. Schließlich soll er ja möglichst schnell seine Gefechtsstation aus dem







Effeff beherrschen und ein vollwertiges Mitglied seiner Besatzung werden.
Alle seine Genossen und selbstverständlich auch der Käpt'n, besser gesagt, der Kommandant, müssen sich ganz und gar auf ihn verlassen können. Kurz, ein jeder achtzehn- oder neunzehnjährige Matrose, der über die Stelling auf „sein" Schiff balanciert, hat die 10. Klasse abgeschlossen und den Facharbeiterbrief in der Tasche. Er hat sich an der GST-Ausbildung beteiligt und auf jeden Fall, na, was? ... Na, die Flottenschule mit Erfolg absolviert. So viel steht fest: Jeder Matrose unserer Volksmarine, der zur See fahren möchte, sieht sich, kaum daß er seine blaue Uniform angezogen und seinen Spind eingeräumt hat, für ein halbes Jahr in hellen freundlichen Klassenzimmern, in Lehrkabinetten und auf Übungsplätzen und -stationen wieder: Er besucht die Flottenschule „Walter Steffens" in Stralsund.
Und wer von euch diese Schule kennenlernen möchte, den lade ich ein zu einem kleinen Rundgang. Keine Angst, es muß niemand sofort hierbleiben.
Es ist gerade Anfang Mai. Wir mischen uns einfach unter die vielen Neueinberufenen. Da fallen wir nicht weiter auf und können uns ganz ungestört umsehen. Einverstanden?

U-Jagdschiffe formieren sich zum Angriff auf ein „gegnerisches" U-Boot

Gedenkstätte für Walter Steffens in der Flottenschule

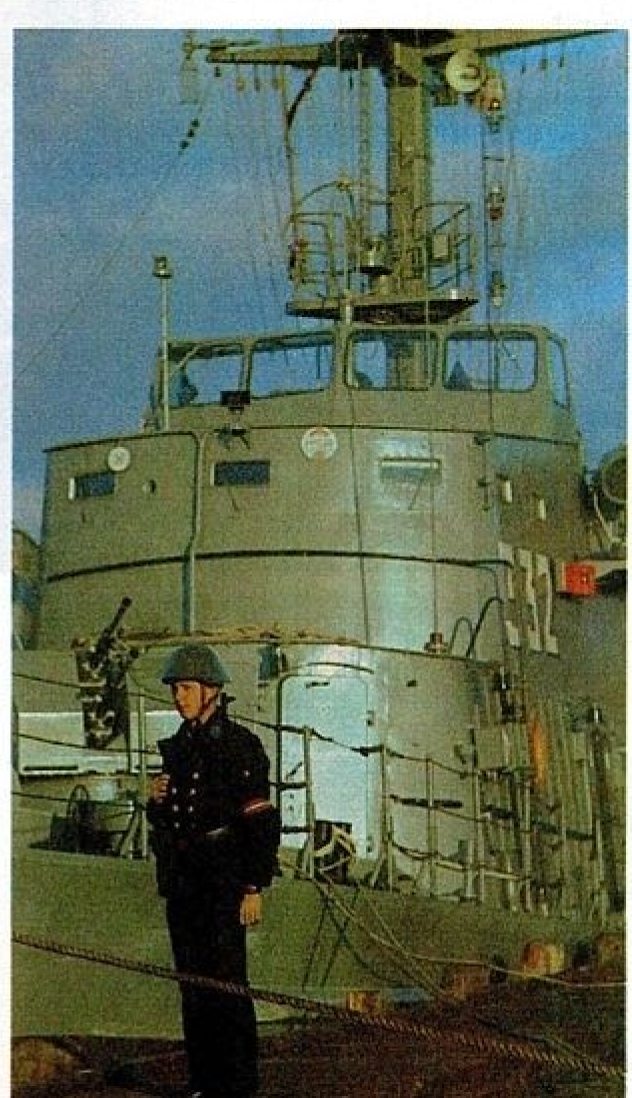
Einmaleins des Matrosen



Der Bus hält direkt vor dem Tor mit der gußeisernen Tafel: Nationale Volksarmee Flottenschule „Walter Steffens". Mit der nächsten Gruppe junger Männer, die mit Koffern und schweren Reisetaschen den Posten passieren, schummeln wir uns hinein...

Rundgang im Laufschritt

So, da wären wir. Links die roten Backsteinkasernen haben schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel. Natürlich wurden sie bereits mehrmals gründlich renoviert. Die anderen Gebäude aber, die mit den großen Fenstern, das große Schulhaus, das Stabsgebäude und die Lehrkabinette – sie sind alle neu entstanden. Hier rechts der Ehrenhain, der für Walter Steffens angelegt ist. Er war der erste Kommandeur dieser Schule, Spanienkämpfer. Über ihn erzähle ich später.
Nun aber erst mal 'rein in den großen Kinosaal und schön still hinsetzen.
Zuerst begrüßt ein Fregattenkapitän die „Neuen". Zwei von ihnen müssen nach vorn kommen. Sie empfangen Glückwünsche zu ihrem heutigen Geburtstag.
Die Matrosen dort in den Seitengängen sind Unteroffiziersschüler. Sie machen zur Zeit ihr Truppenpraktikum, und während



Minensuch- und -räumschiffe

Stellingsposten

der Grundausbildung der „Neuen" sind sie die Gruppenführer. Die Flottenschule ist ja auch die Unteroffiziersschule der Volksmarine. Wer also einmal Maat werden will, kann sich langfristig darauf vorbereiten. Er muß es nur rechtzeitig dem Wehrkreiskommando mitteilen. Und dann lernt er zehn Monate an der Flottenschule. Nach bestandener Abschlußprüfung geht er schließlich als Maat in die Flotte.
Es werden immer zehn Namen verlesen, der jeweils für die Aufgerufenen eingeteilte Unteroffiziersschüler tritt vor, übernimmt sie und marschiert mit ihnen in die Unterkunft.
Gehen wir mit? Dann los...
Also ein Interhotel ist sie nicht, die Kasernenunterkunft. Immer zehn Mann in einem Wohnraum. Doppelstockbetten, Hocker, Spinde, Nachtschränke, Bilder an den Wänden, bunte Gardinen — aber es läßt sich aushalten.
Immer eine Gruppe bewohnt einen Raum, bis auf den Gruppenführer.
Alle Wetter! Jetzt haben wir gar nicht mitbekommen, daß unsere Gruppe inzwischen das Sportzeug empfangen hat: Trainingsanzug, rote Sporthose, gelbes Turnhemd, dazu Turnschuhe aus Leder. Jetzt heißt es, sich schnell umziehen.



Torpedoschnellboot

Die Zivilsachen verschwinden erst einmal in den Schränken. Und siehe da, die Verwandlung ist vollzogen. Eine Gruppe Soldaten steht vor uns. Sicherlich werden noch einige zum Friseur müssen, doch die meisten sind bereits mit „militärischem" Haarschopf angereist. „Im Laufschritt — marsch!" Tja, Jungs, der Gruppenführer hat einen harten Zeitplan einzuhalten. Und der ist nur im Laufschritt zu schaffen. Außerdem ist man jetzt beim Militär.
Wo geht es hin? Aha, zum Sportplatz. Meldung an den Sportoffizier — dann 'ran an das Hochreck. Nee, nee — keine Riesenwelle und so, nur Klimmzüge, soviel jeder kann. Naaa? Nur zwei oder drei? Das ist wohl ein bißchen wenig, nicht? Nun die 50-kg-Hantel. Tatsächlich, da gibt es zwei oder drei, die das Ding nicht ein einziges Mal stemmen können. Mann oh Mann! Es folgt ein 3000-Meter-Lauf.
Seht ihr — so ist es oft. Die Hälfte der Genossen zieht auf und davon. Diese Jungen haben ganz bestimmt zu Hause regelmäßig Sport getrieben. Die anderen hängen durch. Ein Genosse läßt sich sogar überrunden. Das darf euch, liebe „Arsenal-Freunde", später nicht passieren. Sechs bis acht Klimmzüge, zehnmal die 50-kg-Hantel drücken, 'ne anständige 3000-Meter-Zeit, an die 35 Meter mit der Handgranate — das müßt ihr schon mitbringen.
Die neuen Matrosen werden das in ein paar Wochen auch schaffen — allerdings nicht ohne zusätzliche Trainingsstunden in der Freizeit. Besser ist es schon, wenn man gute Leistungen im Achtertest gleich drauf hat.
Antreten!
Es geht zum Onkel Doktor, will sagen, zum Med.-Punkt.
Ganz klar, jeder „Neue" wird noch einmal von den Marineärzten untersucht.
Das Bordleben stellt spezielle Anforderungen an die körperliche Konstitution; da

müßt ihr mit dem Seegang, mit der Hitze, mit der Kälte, mit Bewegungsarmut, mit Lärm und mit Nässe fertig werden.
Natürlich braucht man die volle Sehkraft, ein gutes Hörvermögen, Reaktionsschnelligkeit, auch einen guten Magen – na ja, die Ärzte lassen nur die Kerngesunden an Bord.
Warum die Genossen dort vor der Tür mit freiem Oberkörper in einer Reihe stehen? Es wird gespritzt: gegen Tetanus oder Typhus. Das gehört zum Soldatsein. Wir kommen diesmal noch drum herum.

Raketenschnellboot



Ausbildung für den Rudergänger

Was meint ihr, sehen wir uns derweilen im Hafen um? Na klar! Also vorwärts.
Ein richtiger kleiner Marinestützpunkt gehört auch zur Flottenschule. Dort hinten, das sind Minensuch- und -räumschiffe, rechts liegen Torpedoschnellboote, hier vorn, das ist ein Raketenschnellboot. Sein Name ist „Max Reichpietsch". Ganz sicher habt ihr schon von Max Reichpietsch gehört. Er war einer der führenden revolutionären Matrosen im Sommer 1917, als die Matrosen der kaiserlich-deutschen Kriegsflotte dem Vorbild ihrer russischen Klassengenossen nacheifern und den imperialistischen ersten Weltkrieg beenden wollten. Er wurde zusammen mit Albin Köbis von der Reaktion erschossen.
Die Besatzung des Bootes hält seinen Namen hoch in Ehren: Achtzehnmal erhielt sie den Titel Bestes Boot, sie wurde im sozialistischen Wettbewerb mit der Verdienstmedaille der NVA in Bronze und insgesamt viermal mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet. Alle Raketenschießübungen wurden mit der Note „sehr gut" erfüllt.



Begegnung mit sowjetischen und polnischen Matrosen

Auf diesen Schiffen und Booten, die ihr im Hafen der Flottenschule seht, erfolgt die See- und Bordausbildung der Matrosenspezialisten und Maatenschüler. Bei Übungsfahrten in See lernen sie ihre künftigen Gefechtsstationen, das Leben an Bord und die „schwankenden Planken" kennen. Häufig nehmen die Schiffe an Ausbildungsfahrten in befreundete Länder wie in die VR Polen oder in die Sowjetunion teil. 1976 fuhren drei Schiffe der Flottenschule nach Helsinki, der Hauptstadt Finnlands, zu einem Flottenbesuch.
Mit den Kuttern dort vorn erlernen die Schüler auf dem Strelasund das Kutterrudern und das Segeln. Auch das benötigt heute ein Matrose. Er muß, so wie seine Vorväter auf dem hölzernen Segelschiff, noch immer die seemännischen Knoten beherrschen und die Wurfleine möglichst weit schleudern können. Für diese Ausbildung dienen die seemännischen Übungsplätze hier im Hafen.
Die Matrosen, die sich unweit von den Liegeplätzen der Boote und Schiffe auf dem Sportplatz in zwei Reihen gegenüberstehen, üben sich im Geben und Aufnehmen von Winksprüchen. Auch unter den Bedingungen des Funksprechverkehrs werden noch die rotweißen Winkflaggen geschwungen. Es muß ja nicht jeder Neugierige an der Piepserei im Äther mitbekommen, was für Informationen von Schiff zu Schiff übermittelt werden. – Jetzt aber laßt uns in Richtung Traditionszimmer weitergehen. Ach so, ja, das Gebäude dort hinten – das ist das große Motorenkabinett. Dort befinden sich die wichtigsten Schiffsmaschinenanlagen. Teils können die Maschinisten die Dieselanlagen hier

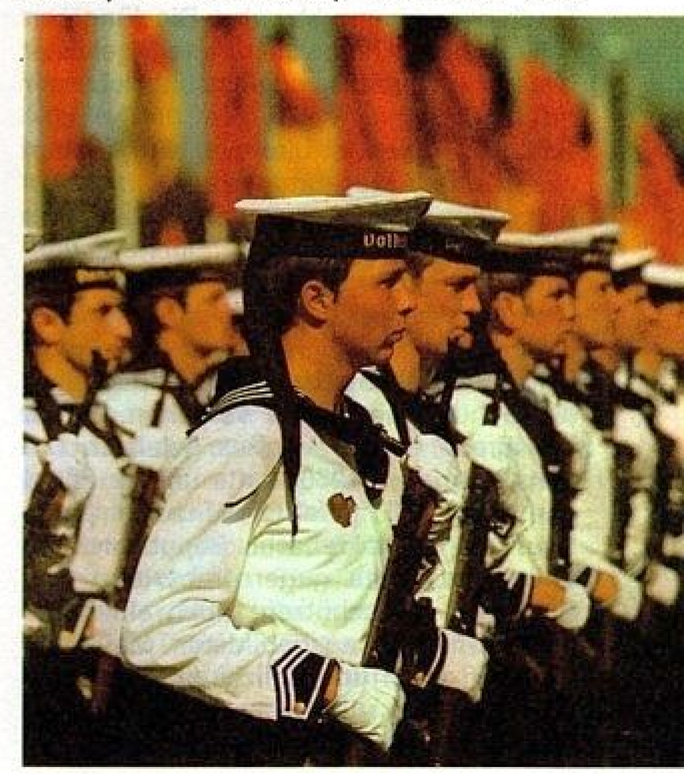
an Land selbst fahren lernen, teils werden sie in Montagearbeiten, Wartung und Pflege unterrichtet. Man muß ja schließlich wissen, wie es im Innern eines dieser mächtigen Dieselmotoren aussieht.
Auch die Torpedomechaniker und die Sperrtechniker, das sind die Spezialisten, die Minen und Minenräumgeräte betreuen, haben hier ihr Domizil. Dort befinden sich auch die Kabinette für die Funker, für die Funkfernschreiber, für die künftigen Radarspezialisten und für die späteren Navigatoren.
Selbstverständlich werden auch die Artilleristen nicht vergessen. Die Geschütze, die sich an Bord befinden, und die dazugehörenden Geräte sind auch hier aufgestellt.
Ihr seht also – grundsätzlich findet der künftige Seemann an der Schule all das vor, was ihm später an Bord begegnet. Nur eines findet er noch nicht allzu oft – die „schwankenden Planken". Mit ihnen und der anfänglichen Seekrankheit kommt er noch früh genug in Berührung. Ich bin vor vielen Jahren auch bei den ersten Fahrten fürchterlich seekrank geworden. Das gehört wohl zur Seefahrt. Doch Bangemachen gilt nicht...! – Da ist schon das Klubgebäude, in dem sich das Traditionszimmer befindet.
Alle Neueinberufenen werden hierhergeführt.

Traditionen, die lebendig bleiben

Seht euch erst einmal in Ruhe um. Danach nehmen wir alle an dem großen langen Konferenztisch in der Mitte des Raumes Platz. Ich möchte euch auf einige Ausstellungsstücke hinweisen. Übrigens – solche Traditionszimmer findet ihr in



fast allen Dienststellen der Nationalen Volksarmee, die ja schon bald ein Vierteljahrhundert alt ist. Wieviel Schweißtropfen sind in dieser Zeit über die Soldatengesichter gerollt, wieviel komplizierte Kampfaufgaben wurden von den Soldaten, Matrosen, Unteroffizieren, Fähnrichen und



Walter Steffens (zweiter von rechts) 1960 im Kreise von ehemaligen roten Matrosen während der Verleihung des Namens Volksmarine an die Seestreitkräfte der DDR

Angehörige der Flottenschule, zur Parade angetreten



Offizieren in diesen Jahren erfüllt! Denkt nur an den sicheren Schutz unserer Staatsgrenzen, auch der Seegrenze, an Übungen der verbündeten sozialistischen Armeen und Flotten, an Ernteeinsätze, an Hilfeleistungen für die Bevölkerung und an vieles andere mehr. Das alles wird in den Traditionszimmern bewahrt. Die Jüngeren sollen wissen, was die Älteren geleistet haben, und es dann möglichst noch besser machen.
Ganz richtig, es ist hier alles eingerichtet wie in einem Museum.
Hier kann ich euch auch mit Walter Steffens bekannt machen. Dort auf dem Foto der Kapitän zur See mit dem weißen Haar, das ist er, der erste Kommandeur der Flottenschule.
1970, zwei Jahre nach seinem Tode, wurde der Schule sein Name verliehen. Er hat bei ihrem Aufbau Großes geleistet. Damals, im Jahre 1950, hatte unsere Partei den Beschluß gefaßt, die noch junge Deutsche Demokratische Republik durch Volkspolizeikräfte gegen imperialistische Anschläge zu schützen. Auch eine Seepolizei mit gut ausgebildeten Matrosen, Unteroffizieren und Offizieren wurde gebraucht.
Die jungen Seepolizeiangehörigen hatten damals die Aufgabe, die von der sowjetischen Seekriegsflotte übergebenen Räumboote und auf unseren Werften gebauten Küstenschutzboote zu übernehmen und zu fahren.
In jenen Jahren war die Ostsee noch von Minen aus dem zweiten Weltkrieg verseucht. Fischerei und Handelsschiffahrt warteten darauf, daß die Minen unschädlich gemacht, also geräumt wurden. Und diese ersten Matrosen, Unteroffiziere und Offiziere, sie gehörten fast ausnahmslos der ersten FDJ-Generation an, wurden von solch bewährten Genossen, wie Walter Steffens es war, erzogen und geführt.
Viele jetzige Fregattenkapitäne und Kapitäne zur See, auch einige Admirale der Volksmarine gehörten zu den ersten Lehrgangsteilnehmern der damaligen Seepolizei-Schule Parow.
Der Anfang war sehr schwer und dazu bescheiden — ein paar Kutter, ein paar Klassenräume, fast kein Lehrmaterial, ein umgebauter Fischlogger —, doch die Begeisterung, die war riesengroß. Walter Steffens war allen Genossen ein wirkliches Vorbild. Er wurde geachtet und geliebt. 1903 in Hamburg geboren, lernte er 1920 bis 1930 als Kohlentrimmer und Heizer auf Handelsschiffen die Welt kennen. Er war Kommunist und Leiter der Roten Marine, einer Spezialorganisation des Roten Frontkämpferbundes. Als die Faschisten mit blutigem Terror über die deutsche Arbeiterklasse und ihre Partei herfielen, ging Walter Steffens auf Beschluß der Partei ins Ausland. Von Prag aus führte er den Kampf gegen Hitler weiter. Später gehörte er zu den 5000 tapferen deutschen Arbeitern und Intellektuellen, die in den internationalen Brigaden in Spanien mit der Waffe in der Hand gegen den Faschismus kämpften.
Der Sieg konnte damals noch nicht errungen werden. Die Übermacht der Faschisten

Konteradmiral Wegner, der Kommandeur der Flottenschule „Walter Steffens“, ernennt junge Maate

und ihrer imperialistischen Hintermänner war noch zu groß.
50 Monate mußte Walter Steffens in französischen Internierungslagern verbringen, bevor es ihm gelang, an die Sowjetunion ausgeliefert zu werden. Auf abenteuerliche Weise gelangte er über Nordafrika dorthin. Als Mitglied des Nationalkomitees „Freies Deutschland" trug er zur Befreiung unseres Vaterlands durch die Sowjetarmee bei.
Unmittelbar nach dem Krieg stellte sich Walter Steffens in den Dienst des antifaschistischen Neuaufbaus und half beim Aufbau der bewaffneten Kräfte der DDR.
Das, liebe Freunde, müßte man wohl wissen über Walter Steffens. So kann man besser verstehen, wie es zu den vielen guten Taten und Leistungen kam, die die Angehörigen dieser Schule im Laufe der Jahre vollbracht haben. Ihr seht ja, hier sind der Vaterländische Verdienstorden in Gold, das Artur-Becker-Ehrenbanner des Zentralrates der FDJ und viele andere Auszeichnungen. Die Flottenschule erzielte stets sehr gute Ausbildungsergebnisse und beteiligte sich sehr oft an der Einbringung der Ernte, am Kampf gegen Eis und Schnee im Winter 1978/1979, sie spendete beachtliche Geldsummen für das vietnamesische Volk und den antiimperialistischen Befreiungskampf.
Die Angehörigen der Flottenschule nahmen an zahlreichen Ehrenparaden in Berlin teil und stellten in vielen Sportwettkämpfen die Sieger. Der mehrfache Gewinner der DDR-Meisterschaften im Seesportmehrkampf heißt Flottenschule „Walter Steffens". Auch mit den Waffenbrüdern von der Baltischen Rotbannerflotte und der Polnischen Seekriegsflotte unterhalten die Genossen der Schule herzliche Kontakte. Man besucht sich gegenseitig und lernt viel voneinander.
Na, seht euch noch ein wenig um, dann müssen wir weiter ...

Viel Aufregung um die Matrosenuniform

Ihr habt ganz richtig gesehen. Die Genossen vor uns mit den vollgestopften großen Seesäcken, das sind die Jungs unserer Gruppe. Gerade haben sie ihre Uniformen und Ausrüstungsstücke empfangen. Das ist viel? Na ja, es kommt schon allerhand zusammen: zwei Uniformen in blau, eine Matrosenjacke, zwei weiße Matrosenblusen, weiße und blaue Borduniformen, der Felddienstanzug, Stiefel, Schuhe, Wäsche, Exerzierkragen, das Knotentuch, Käppi, Tellermütze, Mützenband, Koppel, Stahlhelm, Sturmgepäck. Ihr seht schon – man hat große Mühe, alles ordentlich im und auf dem Spind unterzubringen. Wer bis heute seine Sachen nicht säuberlich zusammenlegen konnte, der lernt es ab sofort ganz bestimmt. Vielleicht gebt ihr euch schon jetzt zu Hause ein wenig Mühe? Mutter würde sich auch sehr darüber freuen!
Was die vielen Zeichen auf den Ärmeln der älteren Matrosen und Maate zu bedeuten haben? Nun ja, das ist mit wenigen Worten nicht zu erklären. Grundsätzlich tragen die Volksmarineangehörigen das Zeichen ihrer Grundlaufbahn an ihrer Uniform, z. B. einen gelben Stern für die seemännische Laufbahn oder einen Zahnkranz für die technische Laufbahn. Dazu kommt das jeweilige Dienstgradabzeichen – also der Obermatrose hat einen Balken, der Stabsmatrose zwei Balken, der Maat einen großen Anker – in der Marine spricht man von einem unklaren Anker. Dazu kommen die roten gestickten Symbole für erfolgreich absolvierte Speziallehrgänge, z. B. Navigation, Maschine-mot. – Maschine-E, Torpedo, Turbine, Funkmeß, Artillerie ... Seht euch die Symbole am besten einmal selbst an. Daraus könnt ihr vielleicht auch ersehen, was ihr später einmal bei der

Volksmarine werden möchtet. Nicht alle können nämlich Funker werden oder Maschinisten. Auf den Landungsschiffen, U-Jagdschiffen, Torpedoschnellbooten, Raketenschnellbooten oder Minensuch- und -räumschiffen gibt es zahlreiche Tätigkeiten, die allesamt mit Spezialisten besetzt sein wollen. Erst dann ist ein Schiff einsatz- und gefechtsbereit.
Ob alle Absolventen der Flottenschule „Walter Steffens" an Bord der Schiffe kommen? Natürlich nicht. Das ist so: Damit die Kampfschiffe überhaupt zur See fahren können, versehen viele fleißige Angehörige der Volksmarine an Land ihren Dienst. Die Fahrzeuge brauchen Treibstoff, Verpflegung, Munition und vieles mehr. An Land gibt es ebenfalls Waffenspezialisten, Navigatoren, Funker, Radarspezialisten, Signalgasten. Natürlich möchte jeder Matrose zur See fahren; das ist schon verständlich, aber nicht möglich.
Auf alle Fälle sollten sich aber künftige Matrosenspezialisten gut auf den Dienst vorbereiten, indem sie an der maritimen Ausbildung in der GST teilnehmen und sich dort notwendige Grundkenntnisse und Fähigkeiten aneignen. Das ist eine wichtige Voraussetzung, um später bei der Volksmarine an Bord zu kommen. Übrigens sind technische Berufe in unserer Flotte schon immer Trumpf gewesen. Für die Waffentechnikerlaufbahn eignen sich Schlosser, Dreher, Werkzeugmacher. Die Matrosen, die Elektroniker oder Fernmeldetechniker gelernt haben, können Radarspezialisten oder Hydroakustiker werden.
Traktoristen, Diesellokschlosser, Kfz-Schlosser oder Dieselmotorenbauer gehen meist in die Schiffsmaschinenlaufbahn.
Jeder wird verstehen, daß es ein gelernter Bäcker sehr schwer hat, bei der Volksmarine Funker oder Torpedomechaniker zu werden. Aus solchen Berufsgruppen sind allerdings schon gute Signalgasten und Köche hervorgegangen – und die werden auch dringend an Bord benötigt.
Das soll erst einmal genügen.
Euch allen möchte ich raten, möglichst gute Zensuren in Mathematik und Physik schon von der Oberschule und aus der Berufsschule mitzubringen. Und wer ein guter Matrose der Volksmarine werden will, muß ganz genau wissen, für wen der Sozialismus aufgebaut und verteidigt wird. Er muß die Feinde des Sozialismus kennen und immer wieder um einen festen Klassenstandpunkt ringen. Darum auch wird er sich aktiv in die gesellschaftliche Arbeit, in das FDJ-Schuljahr oder in den Zirkel Junger Sozialisten einfügen.

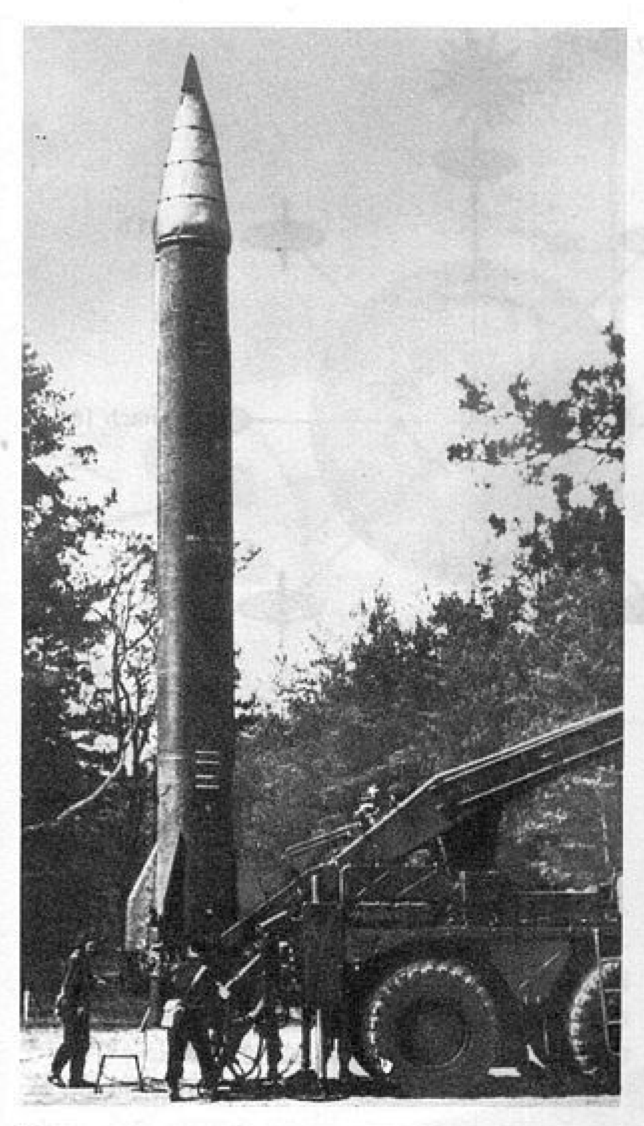
Jetzt haben wir uns ganz schön verplaudert. Unsere Gruppe marschiert schon zum Speisesaal zum Backen und Banken, so heißt das in der Seemannssprache. Morgen beginnt für sie die militärische Grundausbildung als Soldat. Na klar – ein Matrose lernt zunächst wie jeder andere Soldat unserer Armee richtig zu grüßen, zu marschieren, er lernt nach den Vorschriften zu leben, lernt mit seiner Kalaschnikow umzugehen, hat politische Schulung, Sport, Topographie, Exerzierausbildung.
In vierzehn Tagen ist die feierliche Vereidigung dort unten auf dem großen Appellplatz. Dann sprechen die jungen Matrosen vor vielen Eltern und Gästen aus Betrieben der Stadt den Fahneneid der Nationalen Volksarmee.
Na, wenn ihr wollt, könnt ihr ja wieder dabeisein. Für heute aber ist daddeldu. Macht's gut, liebe Freunde. Bleibt gesund und munter. Vielleicht sehe ich euch eines Tages als Matrose wieder, hier an der Flottenschule „Walter Steffens".

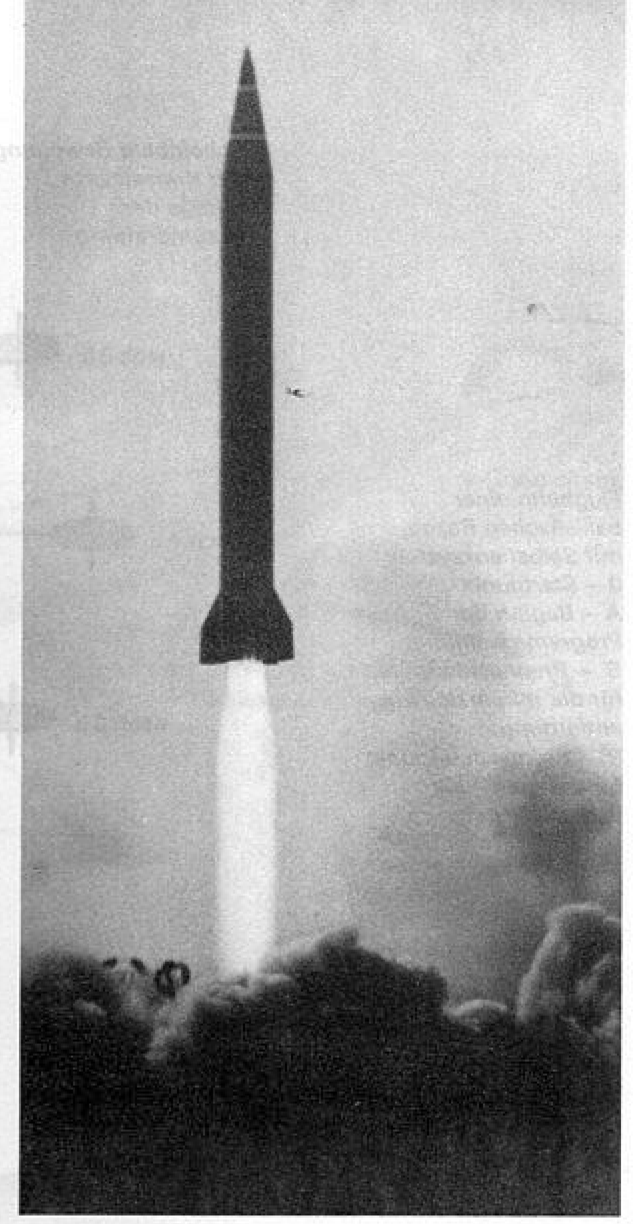
Eine ballistische Rakete findet ihr Ziel

Werner Kießhauer

Nach vielen Monaten angestrengter Ausbildung ist es soweit. Die Startbatterien einer Abteilung operativ-taktischer Raketen unserer Nationalen Volksarmee haben sich in einer taktischen Übung mit Gefechtsstart zu bewähren. Es werden heiße Tage auf dem Schießplatz sein. Aber nicht nur, weil es Sommer ist.
Am dritten Tag der Übung fährt eine der mächtigen Startrampen auf eine große Waldlichtung, auf der bereits eine Gruppe Soldaten – der Vermessungstrupp – gearbeitet hat. Mit einem roten Pflock haben sie die Stelle markiert, über der die Bedienung der Startrampe die operativ-taktische Rakete zum Start senkrecht aufrichten wird.
Etwas abseits von der Startstellung haben sich die Offiziere der Kontrollgruppe eingefunden. In der Schule würde man diese Gruppe ganz einfach als Prüfungskommission bezeichnen. Hier auf dem Schießplatz gibt es heute eine Prüfung ganz besonderer Art: Ein ganzes Kampfkollektiv muß beweisen, daß es seine komplizierte Technik gut beherrscht und eine operativ-taktische Rakete schnell, zuverlässig und genau auf das befohlene Ziel starten kann.
Die Offiziere der Kontrollgruppe beobachten aufmerksam, wie die schwere Startrampe mit ihrem Heck über den roten Pflock gefahren wird. Auf das Kommando *„Zum Kampf!"* beginnt die Bedienung unverzüglich mit der Startvorbereitung. Die Kontrolloffiziere treten an die verschiedenen Arbeitsbereiche des Gefechtsfahrzeugs heran, wo sie die Tätigkeiten der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere genau verfolgen, ohne sie zu stören. Inzwischen beginnt sich die Rakete mit ihrer Spitze zu heben. Der Ausleger der Startrampe richtet sich langsam auf und hält erst an, als er zusammen mit der Rakete senkrecht steht.
Während der Startvorbereitung wird an der Rakete auch ein optisches Gerät befestigt. Dann hören wir, wie von einem inzwischen hinter der Startrampe in einiger Entfernung aufgestellten zweiten optischen Gerät Winkelwerte herübergerufen werden. Die Rakete wird daraufhin auf ihrer Stütze (dem „Starttisch") um ihre Längsachse gedreht, bis der Soldat an dem optischen Gerät *„Stopp!"* ruft. Anschließend überprüft man die genaue senkrechte Stellung der Rakete mittels Libellen (das sind Geräte, die wie kleine Wasserwaagen aussehen).
Nach Abschluß aller Arbeiten wird die Startstellung auf ein Kommando hin menschenleer. Die Bedienung der Startrampe







klettert in die Kabinen des Fahrzeugs; die Kontrollgruppe begibt sich in eine sichere Deckung. Gäste und Beobachter haben sich in großer Entfernung aufgestellt und schauen angestrengt durch ihre Ferngläser. Auf dem Platz der Startrampe hört man nur noch deren Motor blubbern; sonst würde es still sein. Aber nach wenigen Sekunden soll das ganz anders werden.
Ein dumpfer Schlag erschüttert die Luft. Augenblicklich ist die Startrampe in eine dreckig-braune Wolke aus aufgewirbeltem Staub und aus Verbrennungsgasen des Raketentriebwerks gehüllt. Aus der Wolke erhebt sich, anfangs zögernd und dann schneller werdend, senkrecht die Rakete. Als ihr Heck aus der Wolke tritt, zeigt sich die gewaltige Flamme des Triebwerks. Ein ohrenbetäubendes Donnern begleitet den Start. Nach wenigen Sekunden sieht man, wie sich die Raketenspitze in Zielrichtung zu neigen beginnt. Im Doppelfernrohr kann man beobachten, wie sich die Rakete bis auf einen bestimmten Winkel neigt und dann schräg nach oben in den Himmel steigt. Als die Flamme des Triebwerks verlischt, ist auch im Doppelfernrohr nichts mehr von der Rakete zu sehen.

Die operativ-taktische Rakete trifft in der Startstellung ein

Zum Start wird die Rakete senkrecht aufgerichtet

„Start!"

Scheinbare Bewegung der Kreiselachse infolge der Erdumdrehung

nach 3 h

nach 21 h

nach 6 h

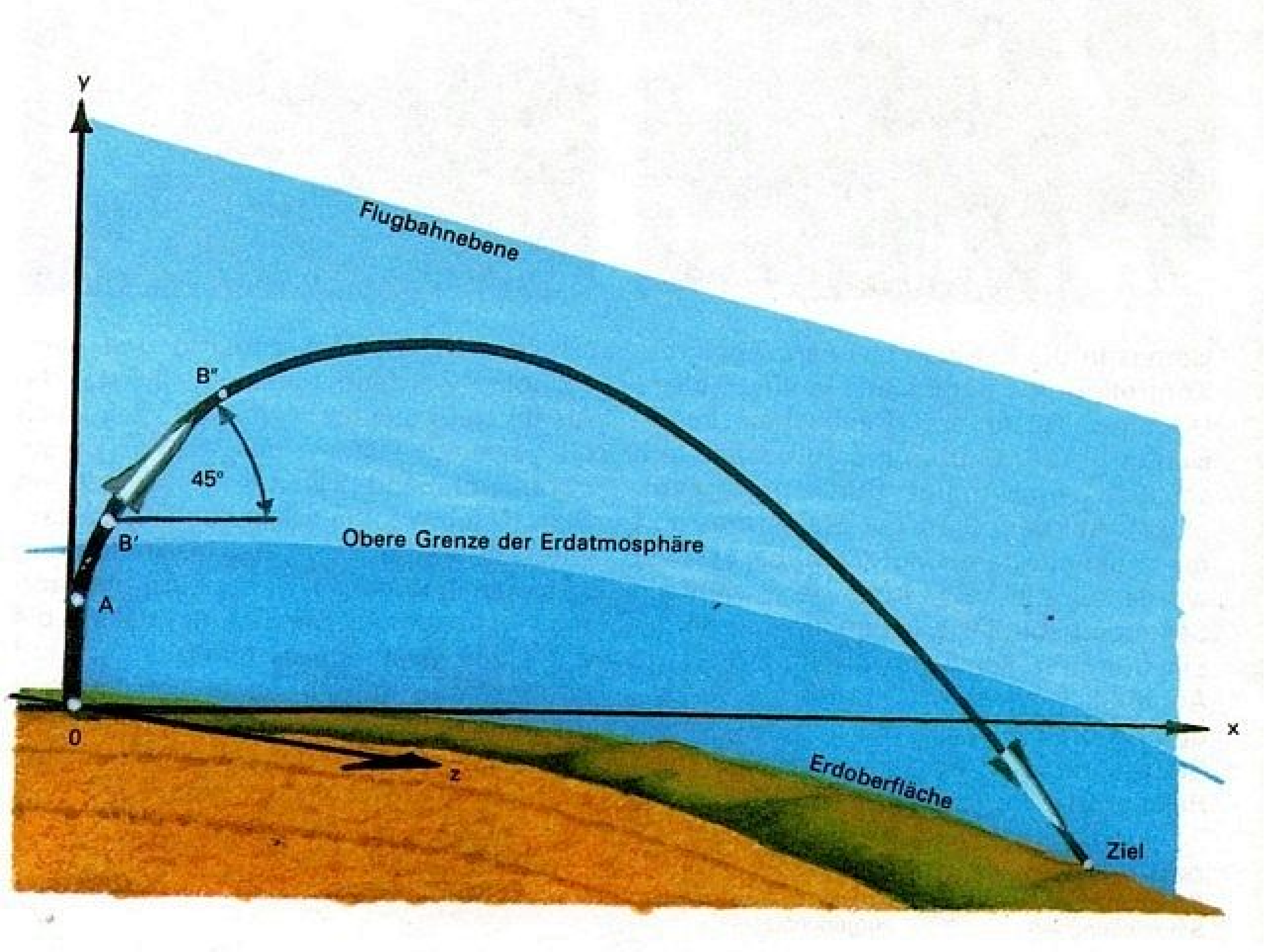
nach 18 h

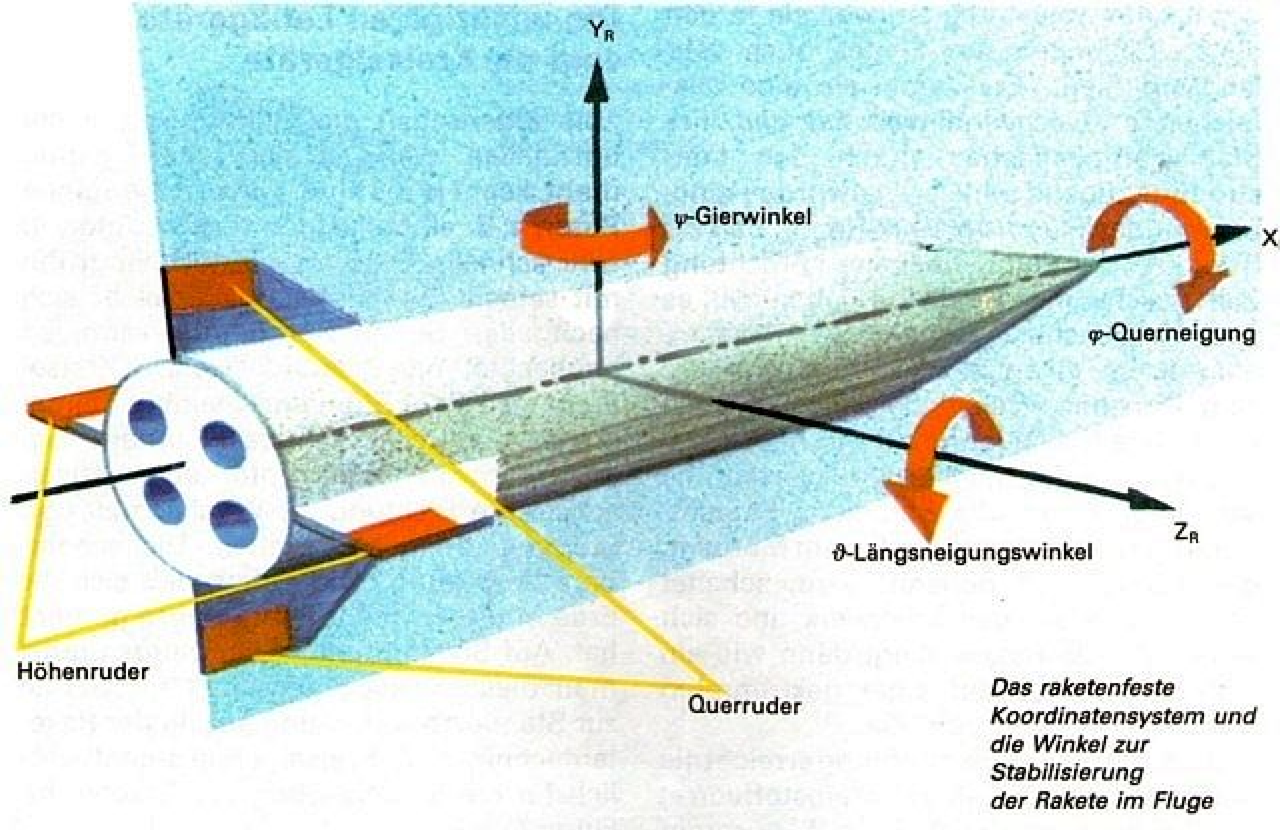
nach 9 h

nach 15 h

nach 12 h

Flugbahn einer ballistischen Rakete mit Selbstlenksystem
0 – Startpunkt
A – Beginn der Programmneigung;
B' – Brennschlußpunkt für die minimale Flugentfernung;
B' – Brennschlußpunkt für die maximale Flugentfernung





Das raketenfeste Koordinatensystem und die Winkel zur Stabilisierung der Rakete im Fluge

Sofort nach dem Start verläßt die Startrampe die Stellung; die Übung geht weiter. Beim Leiter der Kontrollgruppe wird bereits der Gefechtsstart ausgewertet, als über Funk die Nachricht eintrifft: *„Rakete im befohlenen Planquadrat niedergegangen; Ziel vernichtet!"*

Die Kontrollgruppe hat ihre Tätigkeit beendet. Jetzt haben wir die Möglichkeit, einem der Offiziere der Gruppe unsere Fragen zu stellen. Der Genosse Oberleutnant, Diplomingenieur für Raketenlenksysteme, erläutert uns, wie die Rakete in das Ziel gelenkt wurde.

Die Rakete fliegt nach Programm

Ballistische Raketen mittlerer und großer Reichweite – die gestartete Rakete gehört zu diesen – sind meist mit einer Apparatur zur Selbstlenkung ausgestattet. Das bedeutet, daß der Rakete vor dem Start ein Flugprogramm „befohlen" wird, welches sie zwingt, entlang einer ganz bestimmten Flugbahn zu fliegen. Diese Flugbahn ist so berechnet, daß sie durch den Zielpunkt verläuft. Der Genosse Oberleutnant zeichnet uns das auf ein Blatt Papier auf.

„Mit dem Drehen der Rakete auf dem Starttisch wird diese genau in die notwendige Flugrichtung gebracht. Zu dieser Arbeit gehört auch die Überprüfung der senkrechten Stellung der Rakete. Beides zusammen gewährleistet, daß die in der Rakete montierten Steuergeräte eine ganz bestimmte Stellung zur Flugbahnebene einnehmen. Weshalb – davon später. Sehen wir uns erst einmal die Flugbahn an."

Zuerst hören wir, daß der Senkrechtstart

der Rakete notwendig ist, weil sie in den ersten Sekunden des Fluges noch sehr langsam fliegt. Erst wenn sie eine ausreichende Geschwindigkeit hat und ihre Stabilisierungsflächen durch den Luftstrom genügend wirksam geworden sind, beginnt das Flugprogramm damit, daß die Rakete in der Flugbahnebene in Richtung Ziel geschwenkt wird. So haben wir es auch beobachtet. Sobald die Raketenlängsachse einen Winkel von etwa 45° zum Horizont erreicht hat, fliegt sie auf einer Geraden so lange weiter, bis sie genau die Geschwindigkeit erreicht hat, die sie benötigt, um die befohlene Flugentfernung zu bewältigen. In diesem Moment, der Brennschluß genannt wird, schaltet das Lenksystem das Triebwerk und sich selbst ab. Die Rakete fliegt dann wie ein Artilleriegeschoß auf einer gekrümmten ballistischen Kurve zum Ziel.

„Ihre maximale Flugentfernung erreicht die Rakete, wenn sie ihren Treibstoffvorrat voll verbrennt (Punkt B″ auf unserem Schema). Ist die Zielentfernung geringer, wird das Triebwerk eher abgeschaltet. Frühestens kann das im Punkt B′ der Flugbahn geschehen. Das bedeutet aber auch, daß die Rakete eine minimale Reichweite hat. Ziele, die näher liegen, müssen mit anderen Waffen bekämpft werden, zum Beispiel mit taktischen Raketen."

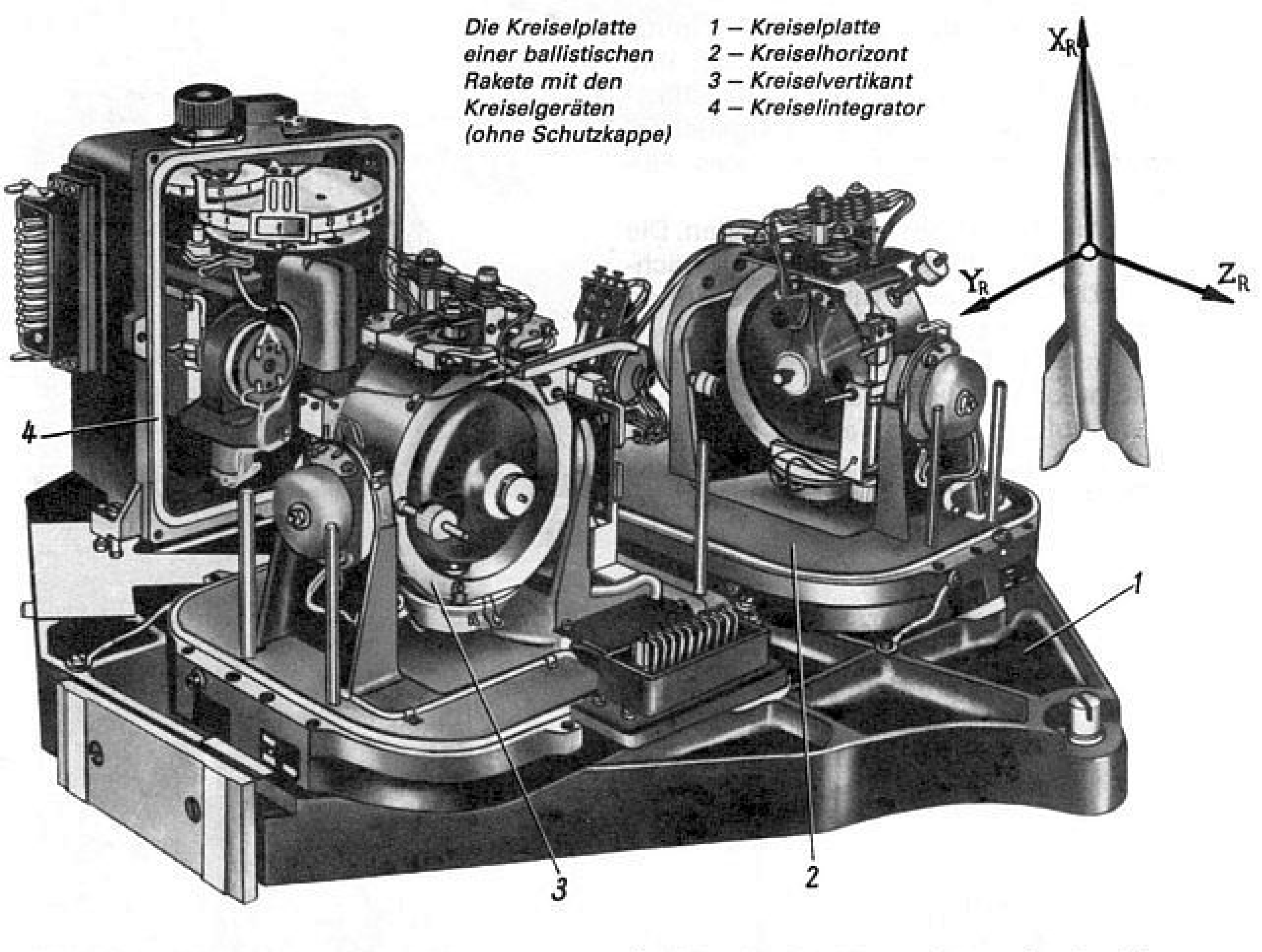
Die Rakete wird also auf eine Flugbahn geschickt, die in einer Ebene zwischen Startpunkt und Ziel verläuft. Sie fliegt um so weiter, desto mehr Geschwindigkeit sie erhält. Das leuchtet uns ein. Aber – was zwingt die Rakete eigentlich zu dieser Schwenkung auf der Flugbahn? Wer sorgt dafür, daß sie nicht seitlich abweicht? Der Genosse Oberleutnant scheint diese Fragen erwartet zu haben.

Die wichtigsten Lenkgeräte sind die Kreiselgeräte

„Die Eigenschaft des Spielkreisels, nicht umzufallen, wenn er sich schnell genug dreht, kennt jedes Kind. Versetzt man einen Rotor, z. B. einen kleinen Elektromotor, in sehr schnelle Umdrehung und hängt ihn mit seinem Gehäuse so auf, daß er sich nach allen Seiten frei drehen kann, so beobachtet man Erstaunliches: Der Kreisel dreht sich in 24 Stunden scheinbar einmal um die äußere Achse dieser Aufhängung. In Wirklichkeit hat die Motor- oder Kreiselachse ihre Richtung im Vergleich zu den Sternen streng beibehalten. Die scheinbare Bewegung rührt daher, daß sich die Erde in dieser Zeit um ihre Achse gedreht hat. Auf Schiffen und in Flugzeugen nutzt man diese Kreiseleigenschaft für Geräte zur Standortbestimmung aus. In der Raketentechnik sind Kreiselgeräte unentbehrlich für die Stabilisierung der Raketen im Fluge."

Der Oberleutnant skizziert eine Rakete, versieht sie mit einem Koordinatensystem, schreibt Winkel daran und vervollständigt die Stabilisierungsflächen mit Luftrudern wie bei einem Flugzeug. Dann erfahren wir, welches Flugverhalten von unserer Rakete gefordert wird.

„Die Längsachse X_R der Rakete muß immer in der Flugbahnebene bleiben. Die Querruder haben also die Aufgabe, eine Drehung um die Achse Y_R (Gierwinkel ψ) zu verhindern. Die beiden Höhenruder haben die Programmneigung der Rakete um die Achse Z_R (Längsneigungs- oder Programmwinkel ϑ) durchzuführen. Damit aber beide Ruderpaare ihre Aufgabe richtig erfüllen, darf sich die Rakete nicht um ihre Längsachse X_R drehen, also keine Querneigung φ erhalten. Das wird durch Ruderausschläge aller vier Ruder bewirkt."



Die Kreiselplatte einer ballistischen Rakete mit den Kreiselgeräten (ohne Schutzkappe)

1 – Kreiselplatte
2 – Kreiselhorizont
3 – Kreiselvertikant
4 – Kreiselintegrator

Aber was hat das mit Kreiseln zu tun? wollen wir wissen.

„In der Rakete sind auf einer Platte zwei Kreiselgeräte so montiert, daß die Achse des einen in der Flugbahnebene steht. Mit ihm ist es möglich, die Bewegung der Rakete um die Achse Z_R zu befehlen bzw. zu kontrollieren, denn der Winkel ϑ wird an der äußeren Achse seiner Aufhängung gemessen. Dieses Gerät wird der Kreiselhorizont genannt.

Der zweite Kreisel ist so montiert, daß seine Achse senkrecht zur Flugbahnebene steht. Er mißt entstehende Gier- und Querneigungswinkel und gibt entsprechende Korrekturkommandos an die Ruder. Wir nennen ihn den Kreiselvertikanten.

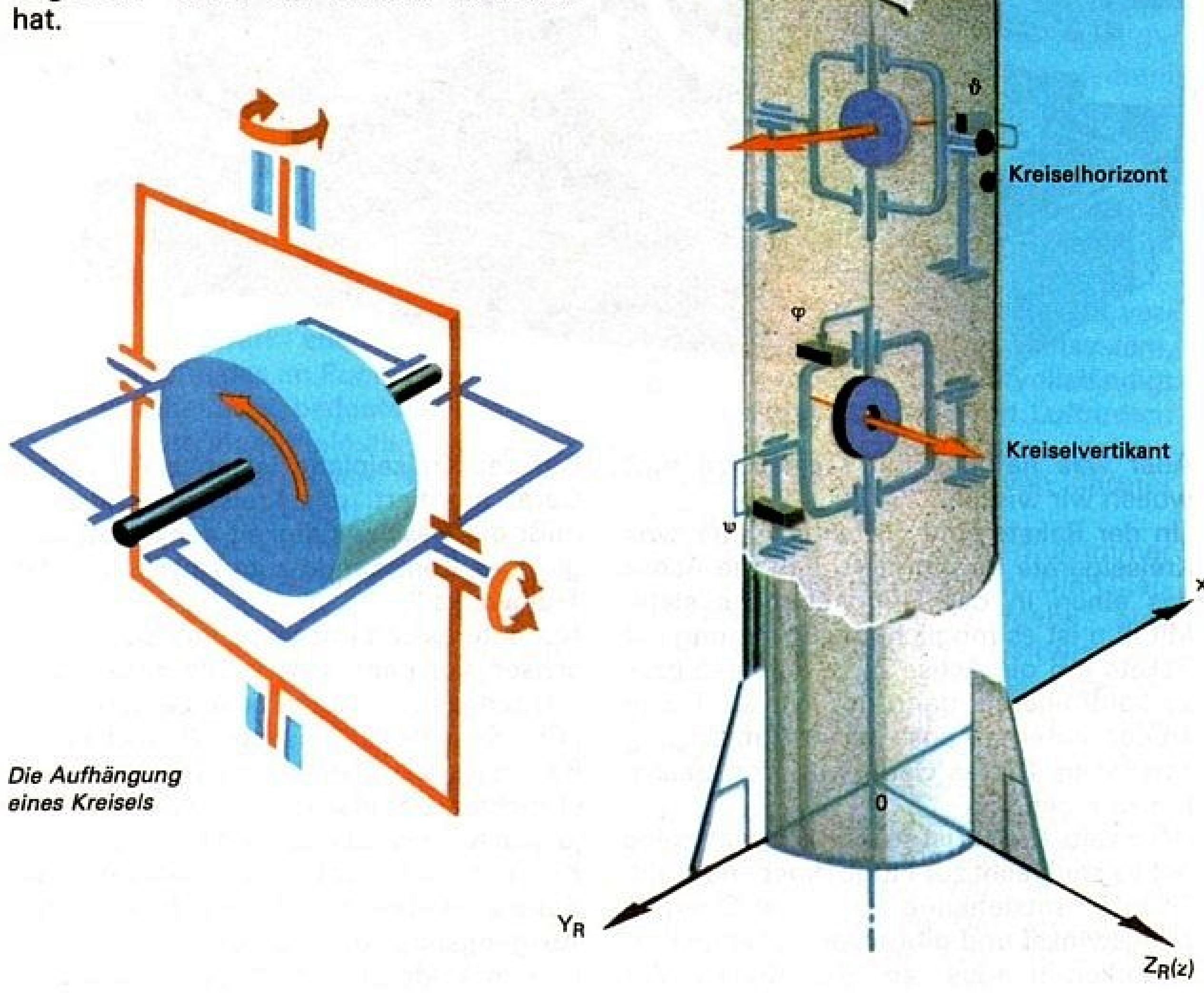
Auf der Kreiselplatte ist noch ein drittes Gerät montiert: der Kreiselintegrator. Er mißt die Geschwindigkeit der Rakete und gibt das Kommando zum Abschalten des Triebwerks."

Nun interessiert uns noch, wie die Kreiselachsen vor dem Start in die notwendige Ausgangsstellung gebracht werden.

„Die Kreisel werden beim Einbau in die Rakete justiert. Das übrige konntet ihr beim Einrichten der Rakete auf dem Starttisch ja selbst beobachten. Mit dem Drehen und der genauen senkrechten Stellung der Rakete werden die Kreiselachsen in ihre Ausgangsposition gebracht. Danach werden ihre Motoren angelassen. Die sind schon nach wenigen Sekunden auf minde-

stens 20000 Umdrehungen je Minute. Unmittelbar vor dem Start werden ihre Achsen, die zum Schutz gegen Beschädigungen festgehalten waren, freigegeben. Das sichert höchste Präzision des Fluges."

Leider müssen wir uns verabschieden. Die Kontrollgruppe muß zum Start der nächsten Batterie. Wir bleiben mit der Gewißheit zurück, daß unsere Nationale Volksarmee nicht nur mit moderner sowjetischer Raketentechnik ausgerüstet ist, sondern unsere Soldaten diese Technik auch ausgezeichnet beherrschen, wie uns der erfolgreiche Start der Rakete bewiesen hat.



Die Aufhängung eines Kreisels

Der Einbau der Kreiselgeräte in die Rakete und ihre Lage vor dem Start

Briefe einer Mutter an ihren Sohn

Claus Hammel

1

Als du zur Bahn gegangen bist
Um zu deiner neuen Arbeit zu fahren
Habe ich dir nachgesehn
Denn hinbringen durfte ich dich nicht
Weil das komisch ist
So mit dem Rumstehn am Zug
Hast du gesagt

Nun kennst du deine Mutter
Einfach rumgestanden hätte ich nicht
Ich hätte dir noch ein paar Ratschläge gegeben
Praktische Winke
Du weißt schon
Das Übliche
Aber ich kenne meinen Sohn
Gerade das wolltest du ja nicht haben

Ich auch nicht
Als ich vor zwanzig Jahren mit meinen Siebensachen
    zur Bahn gegangen bin
Um zu meiner neuen Arbeit zu fahren

Zu der Talsperre
Du weißt schon

Das war nicht drin
Daß meine Mutter hätte dabeisein dürfen
Wie wir
Gewaltig erwachsen
Strickjacken aus Zuckersackwolle über den blauen Hemden
In die Güterwagen stiegen
Wir fuhren zur Arbeit
Aber es war doch schön
Als unser Zug dann an der Schranke vorbeikam
Und da stand meine Mutter
Und hat gewinkt

Meine Arbeit ist damals gewesen
Diese Talsperre zu bauen
Du kannst dir nicht vorstellen
Wie die Städte aussahn
Durch die wir fuhren
Der Frieden war jünger als wir
Vorgenommen hatten wir uns
Ihm Mut zum Wachsen zu machen
(Du weißt schon
Wie die Dichter das immer umschreiben)

Du fährst heute durch dieselben Städte
Wenn ihr nicht gerade Karten spielt –
Erzähl mir nichts
Wir haben damals auch nicht bloß gesungen –
Und ihr habt mal ein Auge für die Gegend
Könnte euch klarwerden
Anders

Als es euch schon klar war
Daß da draußen die Gründe dafür an euch vorüberziehn
Warum ihr eure neue Arbeit antretet

Du wirst jetzt lernen
Soldat zu sein
Die Militaristen sagen
Man muß Soldat sein
Um ein Mensch zu werden
(Was sie so Mensch nennen)
Wir sagen
Um Soldat zu werden
Muß man ein Mensch sein

Du hast gelernt
Ein Mensch zu sein
Sonst würden wir es uns wohl überlegt haben
Ob wir dich an diesen Platz schicken
Wo du genau wissen mußt
Was das ist:
Ein Mensch
Denn wir geben dir dort eine Waffe in die Hand
Ein Werkzeug zum Töten
(Reden wir nicht drumherum)
Es ist das einzige Werkzeug
Das deine Klasse
Im Umgang mit Werkzeugen groß geworden
Dich auffordert
Intakt zu halten und zu beherrschen
Um es
Nach Möglichkeit
Nicht zu gebrauchen
Es ist das Werkzeug

Das unsere Klasse in Reichweite neben sich hat
Um in Ruhe die anderen gebrauchen zu können
Mit denen sie Talsperren
Werke und Wohnungen errichtet
Schulen und Theater
Schiffe und Städte

Es ist das Werkzeug
Zu dem wir
Arbeiter und Bauern und die Bürger unserer Städte
Greifen
Wenn welche Feuer legen wollen an unser Glück
Wir haben gelernt
Damit zu rechnen
Wir sind vorbereitet
Wenn sie es versuchen sollten
Du weißt das alles
Und du kennst deine Mutter
Ich habe dir nie mehr gesagt als das Nötige
Aber von diesem glaube ich
Daß es so lange gesagt werden muß
Bis keine Gefahr mehr ist

2

Du schreibst
Du hast aufgehört
Die Tage zu zählen
Und du willst wahrscheinlich länger bleiben

Du fragst
Ob dein Haus schon steht
Im fünften Stock warst du noch dabei



Ja
Es steht
Deine Brigade ist weitergezogen
Sie haben für dich einen anderen
So gut wie du ist er nicht
Soll ich dir sagen
Ich habe ihn mir angesehen und finde
Schlechter ist er auch nicht

Wenn du länger bleibst
Melde dich bei deinen alten Kollegen
Sie zählen auf dich

Sage ihnen
Du bleibst
Sie können also auf dich zählen

Segelsommer–Seglerreise

Helmuth Pelzer

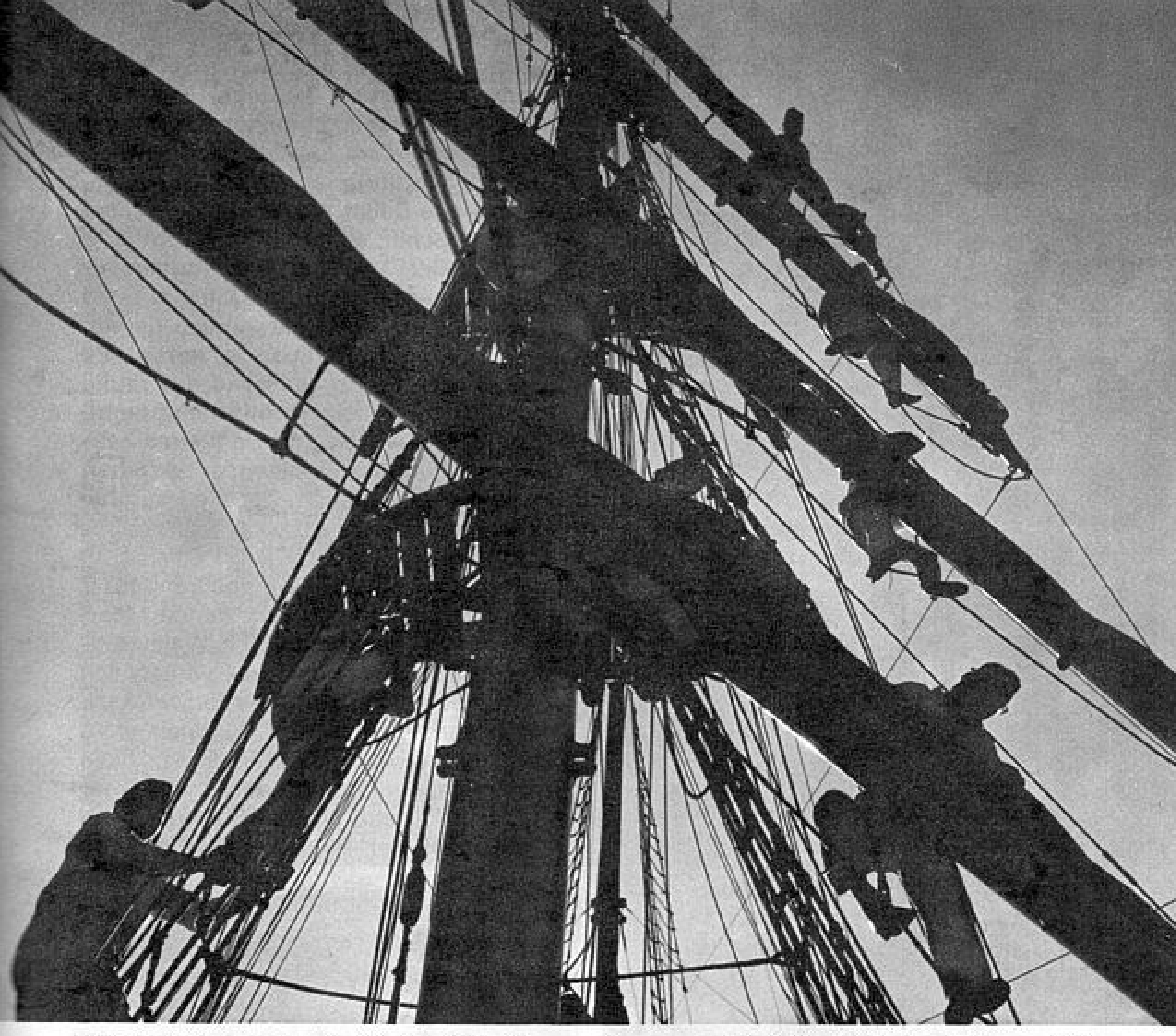
In der „Kleiderkammer", wo sich – dank der schmucken Uniform – schlacksige Milchbärte in schneidige Seeleute verwandeln, hatten wir nach Ölzeug und Seestiefeln verlangt. Uns traf ein sehr langer, sehr vielsagender Blick. Aber Kapitän Stolle hat wohl gewußt, warum er gebot, daß wir außer „Bordblau" und Ausgehuniform auch Wetterzeug fassen. Er kennt sein Wasser – die Ostsee –, weiß, wie die „lütte Schöttel" hochschwappen kann, wenn Sturmatem die Wellen peitscht, wenn Brecher über Back und Vorderschiff stürzen, ihre Gischtfahnen bis hoch zu Mars- und Bramrah schlagen. Zum Glück: Das Kapitänswort hatte Gewicht, und am elften Tag der Reise – retour von Riga – bewies Rasmus, der Weißschaumige, wie richtig es war, den Elementen der See nicht zu trauen: Wasser und Wind. In der Irbenstraße – zwischen Michailowska-Bank und Irbenski-Feuerschiff – wollte er, daß den Kursanten „Seebeine" wachsen, und er hatte beschlossen, uns allesamt während der nächsten achtundvierzig Stunden mit Sturm zu taufen: „... bei Wind Südwest 9 und sehr grober See ..."

Abends Landgang, morgens Abschied. Der Blaue Peter, eben wehte er noch am Mast, wird niedergeholt, vorn an der Spitze des Bugspriets entrollt sich die Gösch: der Greifswalder Windjammer, das GST-Segelschulschiff „Wilhelm Pieck", trägt Greifswalds Wappenflagge hinaus auf See. Und die Fahne der Republik weht über dem Heck im Wind, so, wie immer, so, wie einst auch 1951, als die Zweimast-Schonerbrigg als erster stählerner DDR-Schiffsneubau unsere Flagge über dem Meer entfaltete.

Nahezu hunderttausend Seemeilen hat die „Wilhelm Pieck" seitdem „auf dem Kiel", und mehr als dreitausend Kursanten gingen bereits über ihre Decks: Seeschüler, die Seemänner wurden – Bootsleute und Maate, Offiziere in Handels-, Fischereiflotte und der Volksmarine.

Mit fünfundzwanzig Kursanten an Bord beginnt die „Wilhelm Pieck" eine neue Reise, und wieder zu Freunden – wieder einmal nach Riga.

Der Segler taucht seine Bugnase kräftig in die Salzflut, kabbelig ist die Grundsee, weiße „Katzenpfoten" kratzen am Schiffsleib, frisch brist es aus Südost: raumer Wind für den Segler. Zwei Masten ragen vom Deck zur Höhe, fünfzehn Segel, noch festgezurrt an Rahen und Bäumen – unsere

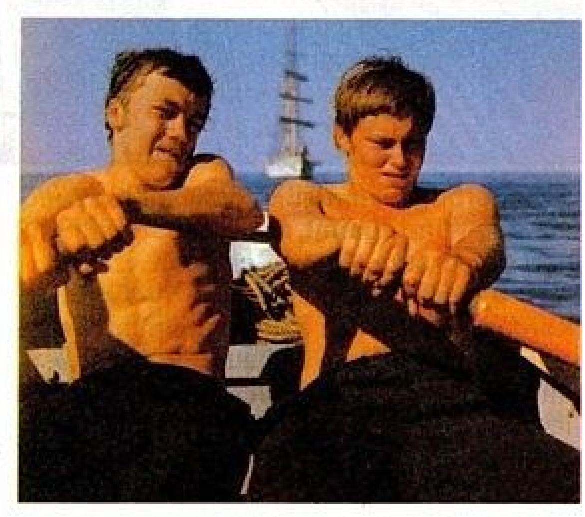


Schonerbrigg, und sobald sie all ihr Zeug vor den Wind spannt, ziehen über fünfhundert Quadratmeter weißes Tuch...
Und endlich, von der Brücke das kehlige Kommando: „Klar zum Segelmanöver!" ... „Gordings und Geitaue los!" ... „An die Brassen!" Zuerst werden die weitgereckten Raharme des Seglers in die richtige Stellung gebrasst, und schon knallt ein neuer Ruf über Deck: „Enter auf!" Nun beginnen für die Jungen Augenblicke der Wahrheit: wenn sie luvseits – auf der Seite, woher der Wind weht – in den Wanten aufentern, an den Salings übersteigen, die Augen himmelwärts gerichtet und die Rücken querab zum schwankenden Deck; wenn sie in den beängstigend schmalen Fußpeerden – geteerten, aus

Die Arbeit in den Rahen erfordert Mut, Umsicht und Kraft – wieviel mehr erst bei Wind und Seegang, wenn der Masttopp meterweit überholt

Stahldraht geflochtenen Stehtauen unter den Rahen – schaukelnd Halt suchen, sich an klitschige Rahen und rauhes Segeltuch klammern; wenn sie die Segel losbinden, die wild zu schlagen beginnen, sobald der Wind sie irgendwo lose zu fassen kriegt. Dann erwacht in ihnen ein erstes Ahnen, was das alte Sailor-Wort bedeutet: „Eine Hand fürs Schiff, eine Hand für dich!"
„Enter nieder!" – aber: nur Auftakt für neue, harte Anstrengungen. Alle Kraft und Körperschwere legen die Jungen darein, Hand-über-Hand an Tauen zu zerren, um die Segel zu heißen, während das rauhe Seilwerk heiß in den Handflächen brennt. Dennoch: Sie sehen und sie spüren es – sie haben ihrem Windjammer wahrhaft „Schwingen" verliehen. Der Meerflug beginnt...

Tage und Nächte in See, ringsum Wasser und der weite, endlos scheinende Meerhorizont. Im Rhythmus der Wachen – wechselnd, rund um die Uhr – verliert sich bald das Gefühl für: Zeit. Man hört auf, nach den Zeigern der Uhr am Handgelenk zu leben, hört nur noch aufs Glasen, die Halbstunden- und Stundenschläge der Schiffsglocke, und auf die Rufe des Ausgucks: „Auf der Back ist alles wohl!",



Die „Wilhelm Pieck" wieder auf Heimatkurs. Es brist auf –

Stunden der Bewährung für die künftigen Offiziersschüler kündigen sich an

Wer ein Seemann werden will, muß auch die Riemen führen können





Paradeaufstellung auf dem Segelschulschiff – anders als auf Motorschiffen. Doch wohl noch weit eindrucksvoller

Pönen gehört zum Sailor-Alltag. Der Bootsmann achtet darauf, daß der Segler immer „schmuck" in Farbe steht

nachts ergänzt um den Aussang: „Alle Lichter brennen!" – Usedom und Rügen versinken achteraus hinter der Kimm. Bornholm, die Insel Martin Andersen Nexös, ist für unseren Segler endgültig „Landend", und erst Tage später sichten wir die neue Küste: Saaremaa, Heimatinsel von Bellingshausen, des Seefahrers unter russischer Flagge, der Antarktika entdeckte. Dazwischen: mehrmaliges, vielstündiges Treiben in totaler Flaute, lustlos hängen die Segel, und nur wenn ein leiser Kribbelschauer über das Wasser huscht, flappen sie ein wenig. Die Augustsonne brennt erbarmungslos aufs Deck, weicht den Teer auf in den Nähten zwischen den hölzernen Planken. Und der stolze Meerpflug, gewöhnt, die Schaumhürden zu teilen, scheint an den Seegrund gekettet zu sein, hinterläßt eine lächerlich gekrümmte Heckspur im Wasser. Da nun steht einer der Jungen am Ruder schon seine zweite Stunden-Runde ab. Der kupferne Kompaßring torkelt wie benommen, glitzert in der Sonne, die Zahlen und Gradstriche verschwimmen vor den Augen des Kursanten – Geduldsprobe und Ausdauerprüfung. Nirgendwo anders noch so wie auf einem Segler ohne Wind! Gespräche, Notizen, Gedanken ... – Abiturienten, Offiziersbewerber, im Herbst werden sie in die Offiziershochschule der Volksmarine einrücken. Jeder hat sein Motiv, jeder sagt es mit seinen Worten, einer spricht sich aus in Versmaß und Reim: „Wir haben der Heimat das Wort gegeben / und lösen es mannhaft ein: / die Heimat zu schützen mit unserem Leben, / ihr treue Söhne zu sein ..." – Das beansprucht nicht Reife als Gedicht, und doch spricht es für Reife im Denken.

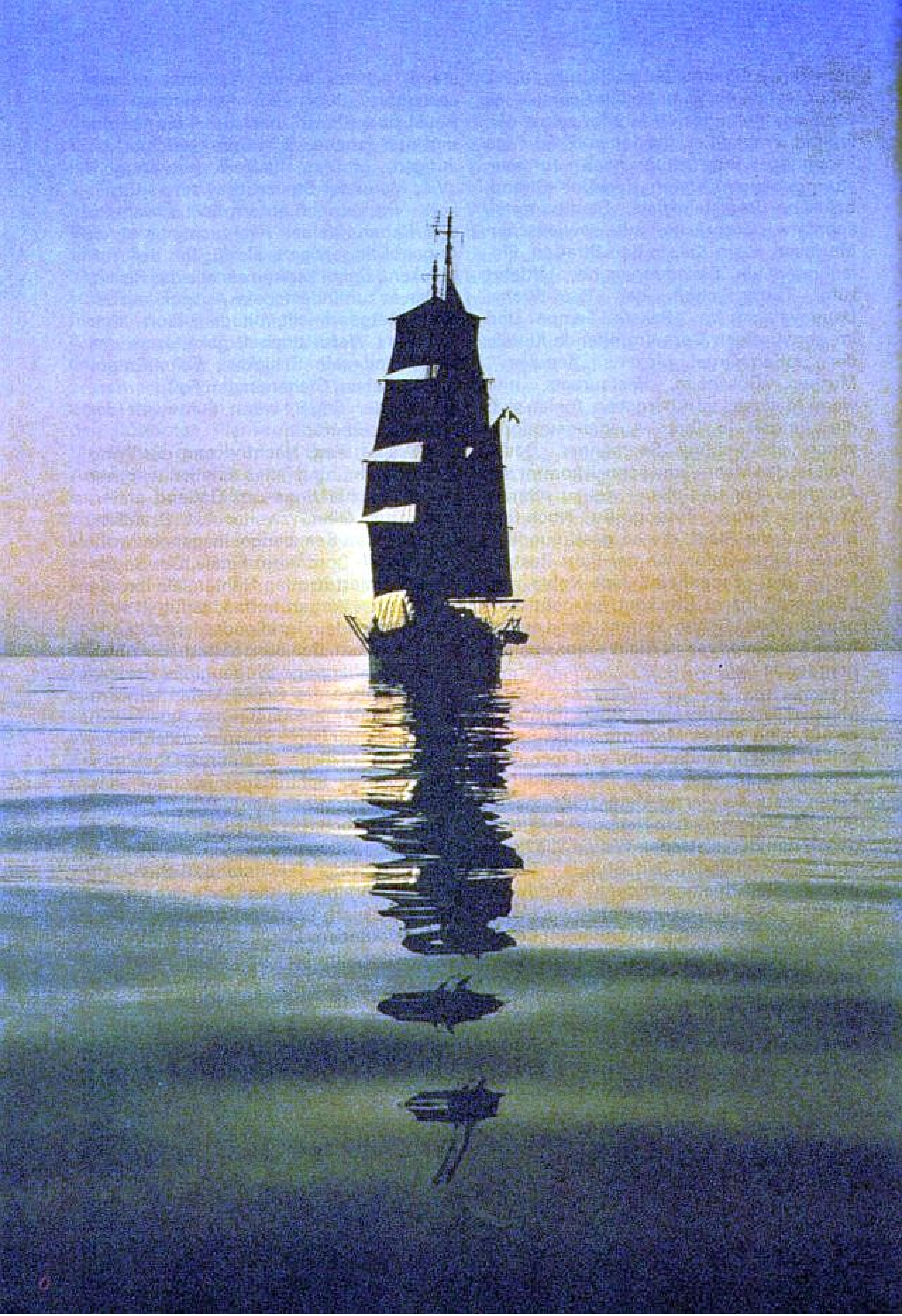
Kreuzen gegen konträren Wind, Wende um Wende, harter Sailor-Alltag. Doch immer weiter, immer höher nach Nordosten hinaus. Bevor auf der Reede vor Riga die Ankerkette rasselt, der Anker zur Tiefe rauscht und seine kräftigen Flunken in den Seegrund hakt, sind wir mehr als einmal die schwerste aller Wachen – die „Hundewache" – mitgegangen: von Mitternacht bis vier Uhr früh. Nach solchen nächtlichen Wachstunden war es: Die Backbordwache ist an Deck angetreten, bleischwer sind den Jungen die Glieder, schwer wie Gewichte jedes Augenlid, und die Steuerbordwache ist aus dem Logis gekommen, aus den Kojen gepurrt vom Pfiff der Bootsmannspfeife nach kurzem, knapp dreistündigem Schlaf. „Gute Wacht!" schallt es über Deck – von denen, die gehen möchten. „Gute Ruh!" erklingt es zurück – von denen, die wachen werden. Da, knallhart, das Kommando von der Brücke: „Klar zum Segelmanöver!" ... „Klar zur Wende!" – jetzt, im morgendlich aufgefrischten Wind, wird an Tauen und Segeln jede Hand gebraucht. In solchen Momenten wandelt sich für die Jungen der Begriff Selbstüberwindung zu mehr als nur dem Wort. Mut und Ausdauer, Disziplin und Kameradschaft, Verantwortung und Selbstvertrauen, Umsicht und Leistungswillen – sie prägen sich auf keinem Schiff so rasch, so kräftig aus wie auf einem Schulschiff-unter-Segeln: den „Schulen des Charakters".

Drei Nächte am Kai des Rigaer Passagierhafens: ein Segler vor der prächtigen, romantischen Kulisse der Meerstadt. Riga, Rostocks Stadtschwester, hat uns mit Sonne empfangen – und mit offenen Armen. Gäste der GST-Bruderorganisation DOSAAF an Bord, Blumen, Umarmungen. Da ist zu spüren: Freunde, die sich seit langem kennen, begegnen sich wieder – wie voriges Jahr in Tallinn, wie in Leningrad, Vyborg, Klaipeda oder auch in Gdynia. Die GST-Schonerbrigg ist seit ihrer ersten Fahrt immer Sendbote der Freundschaft

gewesen ... Diesmal haben 25 Jungen das Glück, schon auf ihrer ersten Seereise ins Land des Freundes zu fahren, selbst den Freund, Freunde zu gewinnen. Zwei Tage Landgang, Busausflug nach Jurmala, sturmgebeugte Kiefern, weißer Strand, baltische Bernsteinküste, Stadtbummel, spontane Gespräche mit sowjetischen Matrosen – am Kai, in den Straßen, Einladungen hin, Einladungen her. Liftfahrt zum Turmgeschoß der Petri-Kirche, Daugavafahrt im „Raketa"-Tempo und im ehrwürdigen Dom ergreifende Klänge der großen Orgel, Mozarts „Requiem". Museen, Geschäfte, Restaurants, und wenn Mädchen vorübergehen, fühlen sich die Jungen in ihrer Ausgangsuniform schon als richtige Seemänner. Doch: Weit ist das Meer – und schnell kommt der Abschied. Für uns alle – viel zu schnell. Winken, Zurufe, Tyfongrüße. Noch ein Blick auf die Stadt, die so gastfreundlich war ... Rigas Hafen. An der Pier: Rostokker – die „Espenhain" lädt Kohle, die „Bussard" löscht Stückgut; es geht daugavaabwärts. Schon kommt der Leuchtturm Daugavgrivas in Sicht – vor uns die brandende See.

Meer ist: Urkraft der Natur. Steigt im Sturm es auf, sind selbst Mammutschiffe Spielball in seinen Händen, und erst recht ein kleines Schiff, das unter Segeln fährt. Kaum mehr als vierzig Meter mißt unsere Schonerbrigg zwischen Heck und Bug, und gegen den Bug klatschen Wellen, die hoch und höher steigen. Seit Stunden schon geben die Küstenstationen Windwarnung ... Stärke fünf ... sechs ... sieben. Auf der Seekarte wimmeln Untiefen: Cainitova und Vinkova-Bank, Michailowska- und Beresina-Bank. Das Irbenski-Feuerschiff, rot seine Masten, schwimmt eben noch auf schaumkronigem Wellenberg, weiße Flut, die wildbrodelnd zu ihm aufsteigt, scheint es im Wellental zu verschlingen. „Klar zum Festmachen der Royal und Bram!" hallt das Kommando, und nun schauen wir in die Gesichter der Jungen, unruhig flackern ihre Augen. „Vier Mann der Steuerbordwache – Enter auf!" Vier Jungen entern im Luvwant zu den Rahen. Keiner hat auch nur einen Augenblick gezögert, als für ihn der Auftrag kam. Dabei kennen sie alle das Risiko, fühlen es zumindest: beim Ausguck auf der Back, festgeschnallt mit dem Gurt, aber auf diese Weise doppelt gekettet an das Schiff und sein Schicksal; beim Entern zu den Rahen, Stehen in den Fußpeerden, Bergen der Segel, wenn meterweit der Masttopp überholt.

Tag, Nacht, Tag, Nacht – und der Wind wird: Sturm, und alles Erlebte war nur Prolog, nachts rings um Gotland erster, tags längs Öland zweiter Akt. Draußen, auf der freien See, bangte insgeheim wohl mancher an Bord vorm Finale. Der Segler vibriert, zittert in allen Nähten, als ihn die anrollenden Wogen treffen, schüttelt sich. Überbrechende, grollende, rauchende Windseen um ihn her. Meterhoch überragen weißhauptige Wogengipfel der ablaufenden See das Schanzkleid. Schwere Brecher wummern gegen den Schiffsleib, wutschen über Deck. Stunden voller Härte, in denen wirkliche Seemänner geboren werden. Im Schiffstagebuch auf der Brücke freilich reihen sich lediglich dürftige Zahlen von sechs bis neun (Wind) und fünf bis sieben (Seegang). – „... bei Wind 9 und sehr grober See in der östlichen Ostsee ..." schreibt Kapitän Stolle den mutigsten, ausdauerndsten der Kursanten später in die Urkunden. Denn ein Seemann wie er, wettergehärtet und sturmerprobt, Kursant von einst auf der „Wilhelm Pieck" und seit Jahren ihr Kapitän, nennt Wind unter Stärke zehn Beaufort doch niemals einen Sturm ...



Noch ein Ersatz

Arno Mücke



Kanuslalomfahrer des ASK Vorwärts Leipzig waren die ersten Sportler, die Weltmeistertitel für unser Land errangen. Und bis in die Gegenwart bestimmen sie in ihrer Sportart die Weltspitze mit. Im Jahre 1955 hatten Elfriede Hugo, Karin Tietze und Eva Setzkorn nach einer großen sportlichen Leistung den Weltmeistertitel in Ljubljana errungen.
Die Siegerehrung war für die gesamte Mannschaft ein erhebender Augenblick. Die Freude war riesengroß, als unsere Sportlerinnen einen Pokal erhielten, zu dem eine Schatulle gehörte. Im Trubel der Siegesfeier muß der Pokal einen Stoß erhalten haben, jedenfalls war er beschädigt. Nun war guter Rat teuer, denn für den nächsten Tag hatten sich Reporter einer Tageszeitung angemeldet, die drei Mädchen mit ihrem Pokal zu fotografieren. Die Jungen hatten zwar versucht, das Schmuckstück wieder zu kleben, aber man konnte sich damit noch nicht sehen lassen. Den Weltmeisterinnen bereitete das Mißgeschick eine schlaflose Nacht.
Am nächsten Morgen überraschten die Jungen sie mit einem verblüffenden Vorschlag. „Laßt euch fotografieren, aber versucht, die Reporter zu überreden, daß die Schatulle geschlossen bleibt." Damit niemand den Trick merkte, kam einer sogar auf die Idee, ein großes Glas mit Gurken hineinzutun. Er meinte, das Gewicht müsse ja irgendwie wieder stimmen. Wenn schummeln, dann perfekt!
Die Reporter ließen sich aber nicht davon abbringen, die drei Mädchen unbedingt mit dem Pokal in die Zeitung zu bringen. Den Mädchen blieb keine andere Wahl, als die Schatulle zu öffnen und die Katze aus dem Sack zu lassen.
Unter lautem Gelächter standen sie nun mit ihrem Gurkenglas vor den Bildreportern. Die wiederum guckten teils verdutzt, teils verärgert, bis man sie aufgeklärt hatte. So erfuhr das Organisationsbüro von dem Pech. Ein Ersatzpokal verhalf den Reportern zu den Aufnahmen.

Winterschlacht um Kohle

Major Karl-Heinz Kaufmann

Silvesterabend 1978. Nicht nur in den Gaststätten und Wohnungen zwischen Kap Arkona und Fichtelberg rüstet man sich zum Empfang des neuen Jahres; auch in den Klubs des Truppenteils „Leo Jogiches" laufen die Vorbereitungen auf den Jahreswechsel auf vollen Touren. Hinter den Genossen liegen Tage harter Ausbildung. Noch nach Weihnachten sind die Panzersoldaten im Gelände gewesen, haben alle Kräfte anspannen müssen, um ihre Gefechtsaufgabe zu erfüllen. Jetzt freut sich jeder auf den bevorstehenden „Ruhetag".

In der Einheit Hesse kommen die Genossen gerade vom Schneeschippen aus dem Park zurück. Mag vom Himmel fallen, was will, die Ausfahrten müssen frei sein, damit die Panzer jederzeit ungehindert den Park verlassen können. Knochenarbeit, doch bitter notwendig; Alltag in einem Panzertruppenteil, Tribut an den Winter.

Unterleutnant Hönig, FDJ-Gruppenorganisator der Kompanie, ist indes nicht untätig geblieben. Der Klub erstrahlt in festlichem Glanz. Während die Panzersoldaten noch im Waschraum ausgelassen lärmen, überfliegt sein prüfender Blick den Raum. Wenig später kommen sie dann – zur Feier des Tages in Ausgangsuniform. Im Mittelpunkt der Frozzeleien über die alkoholfreie Silvesterfeier steht der „letzte Vater der Kompanie des Jahres 1978", der Gefreite Albert Klee.

„Albert, heute geht alles auf deine Rechnung!" – „Endlich kannst du einen ausgeben!" – „Jetzt wollen wir den Nachfolger aber mal richtig pullern lassen!" tönt es von überallher, als man geräuschvoll Platz nimmt.

Schon seit dem 27. Dezember lag das ersehnte Telegramm vor und wartete auf seinen Empfänger: „Sohn Andree gut angekommen – Marita". Doch der Gefreite Klee war noch im Gelände. Als er die Nachricht in den Händen hält, ist an einen sofortigen Urlaub nicht mehr zu denken. Gefechtsbereitschaft. Doch gleich nach Neujahr sollte es in die heimatliche Rhön gehen, den Stammhalter in Augenschein zu nehmen.

Die ausgelassene Runde kommt erst zur Ruhe, als der Nachrichtensprecher der „Aktuellen Kamera" auf dem Bildschirm erscheint. „Naturkatastrophe in den nördlichen und mittleren Bezirken der DDR ... Temperaturstürze um 30 Grad ... Schneeverwehungen ... Glatteis ... Tausende haben den Kampf mit den Naturgewalten aufgenommen." Im Klub ist es ruhig ge-

worden. In Gedanken weilen die Genossen bei denen, die dem Winter die Stirn bieten. „Neujahr ade! Wir werden wohl die nächsten sein! Wie es aussieht, wird jede Hand gebraucht!" Hart zerreißen die Worte die Stille. Irgend jemand hat ausgesprochen, was alle denken und fühlen.
Was hier im Klub niemand wissen kann, ist bereits seit dem Nachmittag Wirklichkeit. „Alle Kommandeure ins Objekt!" lautete der Befehl, den die Alarmläufer zu den Wohnungen brachten. Bis 17.00 Uhr waren die von der Bezirkskatastrophenkommission angeforderten Kräfte und Mittel in Kommandos eingeteilt, die Verantwortlichen saßen auf Abruf bereit. Weitere Präzisierungen sollten folgen.
Gegen 19.00 Uhr haben sich die Offiziere und Berufssoldaten – einer guten Tradition im Truppenteil folgend – mit ihren Ehefrauen im Unteroffiziersspeisesaal zur gemeinsamen Silvesterfeier eingefunden. Lange Zeit hing auch das noch in der Schwebe; erst um 18.30 Uhr gab es grünes Licht, als für die angeforderten Kräfte der Einsatzbeginn auf den 1. Januar 1979, 04.00 Uhr, festgelegt worden war. Trotzdem verzichten einige Genossen mit ihren Frauen auf die stimmungsvolle Feier, um jederzeit voll einsatzbereit zu sein.



Trotz hohem Schnee und eisiger Kälte muß die Kohle „kommen"

31. Dezember 1978, 20.30 Uhr. Alle Einheiten des Truppenteils erhalten ihre Aufgaben: Einsatz im Verkehrswesen. Appelle finden statt, Pioniergeräte und Ausrüstungsgegenstände werden überprüft, Kraftfahrzeuge zu Kolonnen aufgefahren.
Bis Mitternacht treffen sich die Einheitskommandeure mehrmals in einem Nebenraum des Speisesaals, um auf eingegangene Lageänderungen zu reagieren. Der Winter hat seinen kalten Atem auch hierhergesandt. Inzwischen mußten im Kreisgebiet Flächenabschaltungen vorgenommen werden. Die Lage verschärft sich von Stunde zu Stunde.
1. Januar 1979, 04.00 Uhr. Pünktlich verlassen die befohlenen Kommandos das Objekt. Lange Kfz-Kolonnen, begleitet von Regulierern, bringen die Genossen an ihre Bestimmungsorte. In warmen Wattekombinationen, Filzstiefeln, die Pelzmützen tief über die Ohren gezogen, versucht man auf den kalten Ladeflächen der „Ural" noch ein Stündchen zu duseln; allzu kurz ist die Nacht gewesen. Während die letzten Neujahrsgäste die Lokale verlassen, verwundert den Kolonnen nachblicken und ihnen ab und zu ein Scherzwort nachschicken, mummelt sich der Gefreite Klee enger in eine Decke ein. Bald sind die Einsatzorte erreicht. Wichtige Bahnhöfe im Bezirk Dresden brauchen dringend Hilfe. Gleisanlagen sind verweht, Weichen festgefroren, Fahrleitungen gerissen, das Signalwesen gestört. Zwar hat es aufgehört zu schneien, doch ein heftiger Wind weht immer wieder die freigeschaufelten Gleise zu. Mit Feuereifer gehen die Panzersoldaten ans Werk, helfen den Eisenbahnern, die Strecken frei zu machen und die volle Durchlaßkapazität wieder zu erreichen. Wichtige Versorgungsgüter, vor allem Kohle, warten auf ihren Weitertransport.
Gegen Mittag des 1. Januar ist abzusehen, daß die wichtigsten Strecken bis zum Nachmittag frei sein würden. Der aufopferungsvolle Kampf der Eisenbahner und ihrer Helfer hat sich gelohnt. Das übrige schaffen nun die Eisenbahner allein.
Im Truppenteil sind um 13.30 Uhr neue Befehle eingegangen. Wieder versammeln sich die Kommandeure. Die Braunkohlentagebaue im Bezirk Cottbus fordern Hilfe an. Um 16.00 Uhr erhalten alle im Verkehr eingesetzten Kommandos das Signal, sofort ins Objekt zurückzukehren. Kaum sind die Genossen abgesessen, soll die nächste Aufgabe angepackt werden. Politoffiziere und Agitatoren machen die Soldaten und Unteroffiziere mit der Lage vertraut; Parteigruppen treten zu kurzen Kampfberatungen zusammen. Es bleibt kaum Zeit. Schnell werden die nassen Socken gewechselt, man wärmt sich kurz auf und schon rollen die Kolonnen wieder. Die Zeit – 21.00 Uhr.
Tagebau Welzow-Süd. Mit 10 Prozent Rohkohleförderung einer der wichtigsten der 34 Tagebaue der DDR, Hauptlieferant für das Gaskombinat „Schwarze Pumpe", das zwei Drittel des Stadtgases unserer Republik produziert. Je Schicht förderte man hier 20 000 Tonnen Rohkohle, doch am 1. Januar gingen nur 7 000 Tonnen auf die Reise. Starke Fröste haben an den kilometerlangen Abraumbandanlagen das Schnee-Sand-Gemisch fast meterdick gefrieren lassen. Auch die Kohletransportbänder müssen mehrmals angehalten werden. Die Rohkohle – mit einem Wassergehalt von annähernd 60 Prozent und einer Eigentemperatur von 10 Grad plus abgebaut – friert auf den Bändern, den Schurren und Übergabestellen in den Waggons fest. Hinzu kommen Vereisungen an der Förderbrücke – dem Herz des Tagebaus –, Fahrleitungsstörungen und Gleisbrüche der Werkbahn, Störungen an den Energie-

versorgungsanlagen, Schneeverwehungen. Hatten bis zum 29.12.78 heftige Regenfälle bei Plusgraden den Tagebau in knöcheltiefem Morast versinken lassen, sanken die Temperaturen innerhalb weniger Stunden unter 20 Grad minus ab und betonierten die Gleise, auf denen die Brücke verfahren wurde, förmlich im Boden ein. Doch gerade diese Gleise müssen gerückt werden – innerhalb von acht Stunden um einen vollen Schnitt –, damit der Brückenverband mit seinen drei Baggern Kohle freilegen kann. Selbst die sonst zum Auftauen der Gleisjoche eingesetzte Lauge gefriert wie Wasser und bringt keine Abhilfe. Die Kumpel bleiben rund um die Uhr an ihren Arbeitsplätzen, nehmen den ungleichen Kampf auf, versuchen mit allen Mitteln, die Förderung in Gang zu halten.

1. Januar, 23.30 Uhr. Wohnlager II. Müde und abgespannt klettern die Soldaten von den Fahrzeugen. Die zweite Nacht fast ohne Schlaf, dazu noch die Kälte auf den LKWs. Mit seinen Genossen tappt der Gefreite Klee in die von der Kombinatsleitung eilig vorbereiteten Notunterkünfte – Gaststätte und Turnhalle des Wohnlagers –, legt seine Ausrüstung ab; dann heißt es warme Verpflegung fassen.



Schneefreie Gleise – das A und O im Tagebau

2. Januar 0.30 Uhr. Einfahrt in den Tagebau, kurze Arbeitsschutzbelehrung und Aufteilung auf die einzelnen Produktionsbereiche. Vor den Panzersoldaten tut sich eine unbekannte Welt auf. Lange Lichterketten, dröhnende Großgeräte, surrende Bandanlagen; alles ist neu. In der dunklen, frostklirrenden Nacht kann man die Ausmaße des Tagebaus nur erahnen. Doch zu langen Überlegungen bleibt keine Zeit. Schnell ist der Kontakt zu den Kumpeln hergestellt. Jeder weiß, wie notwendig der Einsatz ist, und das schweißt in kürzester Frist die neuen Kollektive zusammen. Arbeit gibt es genug. Kabel für die Förderbänder müssen verlegt, Gleise von Schnee geräumt, eine 6-kV-Leitung für einen Bagger muß freigelegt, die von den Bändern gefallene Kohle, die sich, festgefroren, zu Haufen türmt und den Lauf der riesigen Bandanlage gefährdet, beseitigt werden. Jede Hand wird gebraucht, schnelles Handeln tut not. Als der Morgen heraufdämmert, fährt die Ablösung ein, die in der Nacht hierhergebracht worden war. Jede Schicht dauert zwölf Stunden und fordert von allen Disziplin und hohe Einsatzbereitschaft.

Noch am 2. Januar zeigen sich die ersten Erfolge. Durch den Einsatz der Genossen des Truppenteils „Leo Jogiches" und anderer bewaffneter Organe erreichen die Kumpel des Tagebaus Welzow-Süd wieder 80 Prozent der Normalleistung in der Rohkohleförderung. Gemeinsam mit ihren Helfern haben sie die Grubenbandanlage auch unter den extremen Witterungsbedingungen förderfähig gehalten. Ein erster Sieg, aber noch ist man nicht über den Berg.

3. Januar. Immer neue Überraschungen gibt es. Bandriß an der 104, im Oberflöz fällt eine 6-kV-Leitung aus, Kettenriß am Bagger 1270 durch Bruch einer Flachschake, eine 200-kg-Bombe läuft über Bagger und Bandanlage, kann erst auf Band 76 gestoppt werden. Und immer wieder Unterbrechungen des normalen Produktionsrhythmus durch Vereisungen, festgefrorene Kohle, temperaturbedingten Ausfall von Aggregaten. Doch allen Widrigkeiten zum Trotz – die Kohle „kommt". Fliegende Reparaturkolonnen, von Panzersoldaten unterstützt, die mit Vorschlaghammer, Schraubenschlüssel und Ölkanne genauso vertraut sind wie die Reparaturschlosser, unterbieten alle Instandsetzungsnormen. Aus allen Ecken und Enden des Tagebaus laufen die ersten Informationsberichte ein: „Unsere Soldaten klotzen 'ran, überbieten die für sie ungewohnten Normen." – „Auf die Armee ist Verlaß, könnten es selbst nicht besser machen!" – „Das sind unsere Soldaten, man fühlt das auf Schritt und Tritt. Sie wissen, warum sie hier sind. Kein Offizier ist sich zu fein, selbst mit anzupacken!"

Die Einheit von Volk und Armee – von manchem als oft gebrauchte Redewendung belächelt –, hier demonstriert sie sich vor aller Augen. Hier ringen Klassengenossen Schulter an Schulter, der eine im Waffenrock, der andere im Schlosseranzug, ziehen am gleichen Strang, setzen die letzten Kräfte ein, wissend, daß die Republik sie braucht.

Hauptmann Roland Müller, von Beruf, Maschinist für Tagebaugeräte, hat sich schnell wieder zurechtgefunden. Schwarz wie ein Neger kommt er von der Schicht. Im Bereich Entwässerung hat er heute mit seinen Männern für nicht wenig Aufregung gesorgt. Auftauen von Entwässerungsrohren hieß sein Auftrag. Mit den zur Verfügung gestellten Schweißaggregaten zu uneffektiv. Alte Autoreifen müßten her. Einige kurze Telefonate – die Sache läuft. Zwar sehen die Genossen nach kurzer Zeit wie echte Untertagekumpel aus, doch gegen Mittag können die ersten Pumpen

wieder anfanren, die Rohre sind frei. Wenig später dann ein Anruf: „Wo bleibt der LKW, der die alten Autoreifen bei mir abholen soll?" Fassungslose Gesichter ringsum. „Wir haben schon vier Ladeflächen voll verfeuert!" – „Um Himmels willen, ihr seid an die neuen Reifen geraten! Das werden die teuersten aufgetauten Rohre in der ganzen VVB!" Die Telefonleitungen glühen. Endlich der erlösende Rückruf: „Alarm abblasen, alte Reifen im Lager II empfangen!"

4. Januar. Neuer Schwerpunkt: Gleisrücken an der Brücke. Hauptmann Werner Löffler, von allen nur noch Brückenkommandant genannt und danach für seine hervorragenden Leistungen als Aktivist der sozialistischen Arbeit ausgezeichnet, setzt die meisten Männer im Gleisbau ein. Die Genossen um Oberleutnant Auerbach ringen zäh um jeden Meter. Mühselig müssen die Schwellen mit Spitzhacke und Brecheisen aus dem knochenharten Boden befreit werden, ehe die Rückmaschinen ans Werk gehen können. Alle wissen, von ihnen hängt es ab, ob der Brückenverband weiterrücken kann, ob genügend Abraum bewegt und ausreichend Kohle freigelegt wird. Für eine Achtstundenschicht unter normalen Verhältnissen



Hoher Besuch in Welzow-Süd. Der Minister für Nationale Verteidigung besucht die eingesetzten NVA-Angehörigen vor Ort

sieht die Norm 120 Meter vor. Während ihrer zwölf Stunden vor Ort bringen es die Genossen auf 640 Meter!

Küche am Montageplatz. Der starke Frost hat die Versorgungsleitungen gesprengt. Zu den eilig umgesetzten Reparaturkräften gehört auch der Gefreite Klee. „Eine echte Aufgabe für einen Klempner!" Er arbeitet verbissen. Die Versorgung der Arbeiter ist gefährdet. Eine Schicht, eine zweite, eine dritte. Sechsunddreißig Stunden unter freiem Himmel, nur von kurzen Aufwärmpausen unterbrochen. Als er, widerwillig nur, der Ablösung Platz macht, hat er seinen Spitznamen weg. Das „Wunder von Welzow" nennen ihn mit Hochachtung Kumpel und Soldaten. Doch für ihn gibt es da weit und breit kein Wunder. Er hat sich für alle geschunden, auch für seinen Sohn, der nun schon neun Tage auf der Welt ist und den er noch nicht zu Gesicht bekam.

Unterkunft Wohnlager II. Die Offiziere der Tagschicht sind in der Bar der Gaststätte untergekommen. 04.00 Uhr Wecken, 05.00 Uhr Abfahrt in den Tagebau, 18.00 Uhr Schichtschluß, 19.30 Uhr Abendessen. Danach Auswertung, Besprechungen, Vorbereitung des neuen Arbeitstages. Vor 22.00 Uhr kommt keiner der Vorgesetzten zur Ruhe. „Das hält das stärkste Pferd nicht aus", klagt einer. „Täglich gut achtzehn Stunden auf den Beinen und dann noch jede Nacht in der Bar! Und meine Frau denkt, ich bin in der Kohle." Herzhaftes Gelächter antwortet ihm.

5. Januar. Die Tagschicht ist eingefahren. Befriedigt hören Soldaten und Offiziere, daß das Gaskombinat „Schwarze Pumpe", Hauptabnehmer „ihrer" Kohle, mit 4,7 Millionen Kubikmeter Stadtgas einen neuen Schichtrekord aufgestellt hat. 8 000 Tonnen Kohle verließen die Brikettfabriken des Kombinats, damit konnte die Versorgungslage weiter stabilisiert werden. Wenig später eilt eine Nachricht in Windeseile durch den gesamten Tagebau: „Hoher Besuch hat sich angekündigt, der Minister kommt!" Armeegeneral Heinz Hoffmann, Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Minister für Nationale Verteidigung, besucht den Tagebau Welzow-Süd. Er wird von Generaloberst Heinz Keßler, Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, Generaloberst Horst Stechbarth, Chef der Landstreitkräfte der NVA, sowie weiteren Generalen und Offizieren begleitet. Dabei sind auch Genosse Werner Walde, Kandidat des Politbüros und 1. Sekretär der Bezirksleitung Cottbus, der Werkdirektor Genosse Dr. Werner Seifert und viele andere. Minister Heinz Hoffmann interessiert sich vor allem für die Arbeits- und Lebensbedingungen der Soldaten, ihre Arbeitsmoral und die Stimmung der Truppe. Hauptingenieur Harry Patzig hebt in seinem Rapport hervor, daß Arbeiter und Soldaten hervorragend und diszipliniert arbeiten. Ihre Leistungen sind ausschlaggebend, daß witterungsbedingte Betriebsstörungen schnell beseitigt werden konnten. Vor Ort spricht der Minister mit den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren. Und immer wieder kommt zum Ausdruck, daß die Genossen den Auftrag der Partei richtig verstanden haben und dies durch ihre Arbeitsleistungen täglich neu dokumentieren.

Gefreiter Peter Bohne, Fahrer eines SPW, Elektriker aus dem Hochbaukombinat Nordhausen, sagt, was alle denken: „Als Soldaten wollen wir alle uns gestellten Aufgaben erfüllen, wie in der Gefechtsausbildung und bei Übungen, so auch beim Einsatz in der Volkswirtschaft. Jeder weiß, wie schwierig die Situation ist. Unsere Stimmung ist gut, wir wissen, wofür wir hier arbeiten. Wir wollen mithelfen, die Rückstände aufzuholen, damit es weiter vorangeht in unserer Wirtschaft,

der Plan mit voller Kraft erfüllt wird und wir auch weiter die Ziele unserer Politik verwirklichen können."

6. Januar. Trotz der komplizierten Arbeitsbedingungen stabilisiert sich die Lage weiter. Die Panzersoldaten haben sich inzwischen so gut im Tagebau eingelebt, daß sie sogar mit Verbesserungsvorschlägen aufwarten. Durch umsichtiges Verhalten zweier Genossen auf der Brücke konnte eine sich anbahnende Havarie vermieden werden.

7. Januar. Die seit dem 1. Januar 1979 vorgegebenen Kennziffern werden mit 44 000 Tonnen Rohkohle überboten. Unter den Genossen hält sich hartnäckig das Gerücht, daß ihre baldige Rückverlegung bevorstehe.

8. Januar. Der Übergang zu Achtstundenschichten wird vorbereitet. Von kurzzeitigen Störungen abgesehen, läuft nun die Produktion normal.

9. Januar. Die Panzersoldaten werden abgelöst, andere Kräfte sind im Anmarsch. Das Gaskombinat „Schwarze Pumpe" fährt mit normaler, voller Leistung und versorgt die Abnehmer in Industrie und Haushalten wieder mit der geplanten Gasmenge.

Diplomingenieur Klaus Newi, Tagebauleiter in Welzow-Süd, verabschiedet sie mit den Worten: „Nur mit eurem Einsatz konnten wir die Produktion aufrechterhalten, die Versorgung stabilisieren, auch wenn wir die Planleistungen noch nicht wieder erreicht haben. Die hohe Disziplin und Arbeitsmoral der Mannschaften, Unterführer und Offiziere waren Voraussetzung für erfüllte Aufgaben. Besonders hat mir imponiert, wie die Offiziere die ungewohnte Arbeit, die vielfältigen Führungsaufgaben operativ, schnell und in enger Zusammenarbeit mit unseren Bereichen gemeistert haben."

Längst haben unsere Kohlekumpel die Planrückstände aus jenen harten Wintertagen aufgeholt, längst versehen die Panzersoldaten des Truppenteils „Leo Jogiches" wieder ihren gewohnten Dienst zum Schutz unserer Republik, nehmen Schießregeln und Regulierungsmaße, Taktik und Schutzausbildung ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Längst hat auch der Gefreite Albert Klee seinen kleinen Andree im Arm gehalten. Wenn diese Zeilen gedruckt sind, hat er seinen aktiven Wehrdienst bereits beendet, hat ein anderer seinen Platz im Panzer eingenommen. Geblieben sind aber die Erinnerungen an jene harten Tage und Nächte im Januar 1979, an den Kampf gegen die Naturgewalten im Tagebau, lebendig ist die Erzählung über das „Wunder von Welzow".

BEIFAHRER-REPORT

Jürgen Leskien

Der Tag begann für mich damit, daß ich Eddi suchte. Müde von der langen Autofahrt hatte er sich am Abend in das zweite Bett in meinem Zimmer gelegt, und dort war er nun nicht mehr.
Ich stand auf, ging ans Fenster, sah zum Hof hinunter, zum Strand. Eddi war nirgends zu sehen.
Es lohnte sich nicht, noch einmal unter das Moskitonetz zu kriechen, die Uhr zeigte kurz nach fünf. Und so zog ich mir die Badehose über, nahm das Handtuch vom Haken und ging hinunter zum Wasser.
Sehr ähnlich waren sich diese Morgen hier am oceano atlantico. Und doch war jeder anders. Wie oft in den Tagen der kleinen Regenzeit, lagen von nächtlichen Kämpfen zerzauste Wolken über den Bergen der Serra do Meppo. Der Widerschein des Lichts in ihren Fasern zeigte den nahen Sonnenaufgang an.
Das an den Steilhang geduckte Zementwerk auf der anderen Seite der Bucht hatte die Lichter schon gelöscht, noch aber lag es im Schatten der Berge.
Der Ozean, grau und glatt, war auf eine seltsame Art still. Das Vaaiii! Vaaiii! Vaaiii! der Fischer, mit dem sie sich beim Einholen der Netze begleiteten, ließ diese Stille weich und tief erscheinen.
Entspannt und ausgeruht erwartete das Land um die Restinga den Tag.
Und als ich an der Spitze der Buhne wendete, war er da, der neue Tag. Mit großer Heftigkeit schlug er sein Licht auf das Wasser und ließ mich jetzt schon die Hitze des Mittags ahnen. Ich schloß die Augen, schwamm in langen Zügen zurück. Die Ausbeute der Fischer war gering. Kaum mehr als einen Eimer brauchbaren Fischs hatten sie aus den Maschen ihres Netzes geklaubt.
Das Wetter sei in diesen Tagen mehr mit den Fischen als mit ihnen, erklärten sie mir. Vollmond sogar, in der vergangenen Nacht jedenfalls. Es sei einfach zu hell für einen guten Fang. Wir wünschten uns einen guten Tag. Und da kam mir Eddi wieder in den Sinn.
Aber das war kein Grund, sich zu beeilen.
Immerhin begann für mich die zwölfte Woche des Aufenthalts in diesem Lande, und ich hatte mir so etwas wie eine produktive Art von angolanischer Gelassenheit angewöhnt. Manchmal noch stemmte sich mein zur Spontaneität, zur schnellen Aktion neigendes Temperament dagegen an, aber spätestens zur Mittagszeit lösten sich aufwendige Aktivitäten sofort in Schweiß auf, und was danach blieb, war

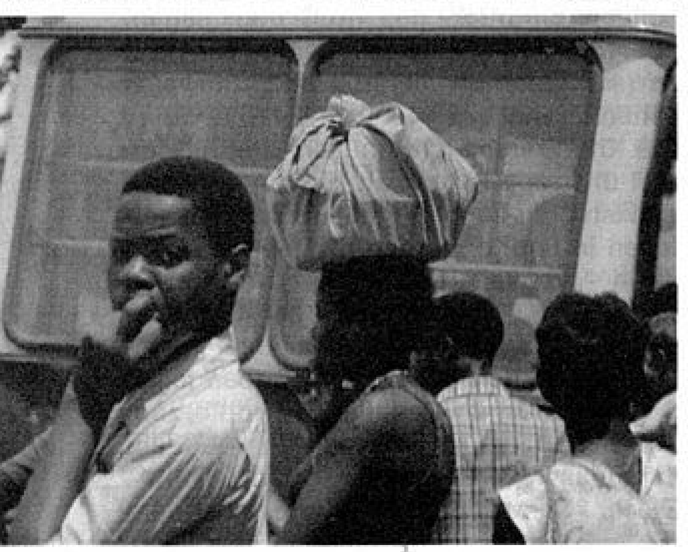
die Unzufriedenheit über das nicht Erreichte und eine ziehende Müdigkeit, noch bevor der Feierabend heran war.
Vor dem Haus, unter dem Schlund des Wasserwagens, spülte ich mir das Salz von der Haut. Beim Abtrocknen fiel mein Blick auf die lange Reihe unserer Fahrzeuge, die am Straßenrand parkten. Am späten Nachmittag des vergangenen Tages waren die Sattelaufleger mit den Landmaschinen aus Luanda bei uns in Lobito angekommen. Ein Schiff hatte die Maschinen dort an Land gesetzt, nun mußten sie weiter in den Süden. Und zwar heute. Einen dieser Lastwagen lenkte Eddi. Im Fahrerhaus des zweiten Autos sah ich ihn dann auch liegen. Er schlief mit offenem Mund, und ich sah, daß ihm ein Augenzahn fehlte. Im strubbeligen schwarzen Bart hing ein dünner Faden Speichel.
Auf mein sanftes Klopfen hin erwachte er wie ein Soldat. Mit aufgerissenen, aber die Welt noch nicht verstehenden Augen, in aufrechter Haltung des Oberkörpers, was ihm allerdings einen zusätzlichen Weckimpuls durch die obere Begrenzung des Fahrerhauses einbrachte.
Für das leere Bett in meinem Zimmer gab es eine einfache Erklärung. Eddi hatte sich kein Moskitonetz mitgebracht. So waren sie dann auch, noch vor Mitternacht, in Geschwadern über ihn hergefallen.
Im Fahrerhaus war er vor ihnen sicher. Moskitos mögen den feinen Geruch des Dieselöls nicht.
Die Kunst, sich in Dritteln, auf dem Fahrersitz, auf der Motorhaube und auf dem Sitz des Beifahrers so zu lagern, daß man auch schlafen konnte, beherrscht offensichtlich nur Eddi. Am Frühstückstisch erzeugte die Erläuterung dieser Art von Nachtruhe nur mitleidiges Lächeln.
Zehn Minuten vor sieben brachen wir auf. Vor uns der W 50, der unsere Leute zur Arbeit in die Werkstatt brachte. Die Werkstatt, Kraftwagenhalle einer ehemaligen Tankstelle, war nach Abzug der Portugiesen durch uns als FDJ-Brigade wieder in Betrieb genommen worden. In ihr reparierten wir den LKW aus Ludwigsfelde, den W 50, und wiesen unsere angolanischen Kollegen in die Wartung und Instandhaltung des Autos ein.
Das zwei Meter lange Schild am Kopf der Halle, das darauf hinweist, daß sich hier eine IFA-Reparatur-Werkstatt befindet, war freihand mit schnellverlaufender Ölfarbe gemalt worden. Es machte keinen sehr soliden Eindruck, das muß man sagen, aber die Arbeit, die wir gemeinsam mit den Angolanern lieferten, konnte sich sehen lassen.
Die Kraftfahrer mehrten sich, die mit den von uns reparierten Fahrzeugen ohne Bedenken über Land gingen, und unsere Kollegen in Lobito wurden mit jedem Tag in ihren Fertigkeiten sicherer. Für mich fiel heute Zylinderkopfziehen oder Getriebewechsel aus. Ich hatte Eddi auf dem „zweiten Sitz" in den Süden, nach Lubango, zu begleiten. Auf der Ladefläche thronte, zum Teil demontiert, ein Schwadmäher aus dem Landmaschinenkombinat „Fortschritt". Dieser Schwadmäher wurde auf dem



Im Ausbildungszentrum des DDR-Kombinats „Fortschritt" für Landmaschinen in Viana werden junge Angolaner zu Mechanikern ausgebildet

Fuhrpark des Betriebes ENAMA in Lubango dringend erwartet.
Wie das so ist, in den ersten Minuten hatte ich zu kramen, unser Gepäck im Fahrerhaus sinnvoll zu verteilen. Eddi beobachtete, so gut es ihm möglich war, meine Werkelei ein wenig mißtrauisch. Dann waren wir eingerichtet.





Am frühen Morgen in Lubango

In Catumbela mußten wir warten. Ein langer Trauerzug kam uns gemessenen Schrittes entgegen. An der Spitze des Zuges ein Mann, der auf seiner Schulter einen Kindersarg trug. Eddi stellte den Motor ab.
Als wir die Stadt verließen, wir waren nicht mehr als zehn Kilometer von Lobito entfernt, begleitete uns zur Rechten ein Zug der Benguelaeisenbahn. Die Gleise liefen nahe der Straße, aber ich konnte nicht verstehen, was der winkende Lokführer mir zurief. Der Zug bestand durchweg aus Kesselwagen. Sie trugen die Aufschrift ZAIRE-PETROL.
Der Diesellok einige hundert Meter voraus fuhr eine gepanzerte Draisine. Dieser rollende graue Kasten aus Panzerplatten, mit seinen Sehschlitzen, mit den Öffnungen für die Läufe der Maschinenpistolen, erinnerte an die Bedeutung dieses transafrikanischen Schienenweges, der im Hafen von Lobito begann und über die Landesgrenze Angolas hinaus auch Verbindung zur Ostküste Afrikas war.
Auf den Schienen Angolas werden die Kesselwagen 1348 Kilometer rollen und von der Grenzstation Dilolo weiter zu ihrem Bestimmungsort in Zaire.
Die Strecke führt durch Gebiete, die immer noch von der UNITA, der Terror- und Separatistenorganisation, verunsichert wird. Anschläge auf die Gleisanlagen, auf die Züge, sollen den normalen Betrieb stören. Um dies zu verhindern, wird die Bahn von den Soldaten der FAPLA, der Volksarmee Angolas, bewacht.
Wenn alles gut geht, ist dieser Zug nach knapp drei Tagen an der angolanisch-zaïrischen Grenze, und der freundliche Lokführer schleppt mit seinem Konvoi als Rückfracht Kupfer aus Kolwesi in den Hafen von Lobito.

Die gerade Asphaltchaussee war von großen Ölpalmen gesäumt, und ich erinnerte mich, daß ich in den ersten Tagen das Auto ziemlich häufig anhielt, um diese Exoten immer wieder zu fotografieren.
Inzwischen hatten sie für mich den Seltenheitswert einer Kiefer im Märkischen, 9000 Kilometer nordwärts. Aber immer noch empfand ich sie auf eine besondere Art schön und, ja und geheimnisvoll.
Benguela, die Provinzhauptstadt, war mir sehr vertraut. Die 30 Kilometer von Lobito hierher war ich oft gefahren. „Sie ist über dreihundertfünfzig Jahre alt."
Eddi knurrte zustimmend.
Ich legte noch ein wenig zu.
„Eine der ältesten Städte des heutigen Angola. Und das alte Sklavengefängnis, in dem sie die Leute aus dem Inneren des Landes bis zur Verschiffung, vor allem in Richtung Brasilien, gefangenhielten, steht noch. In der Nähe des ehemaligen Gouverneurspalastes."
„Guck an!" sagte Eddi.
„1836 haben sie den Sklavenhandel in Angola verboten, und im selben Jahr wurde auch der letzte Kahn mit Sklaven zu den vor Benguela auf Reede liegenden Schiffen hinausgerudert. 1869 war überhaupt



Auf dem Weg zum Markt

Schluß mit der Sklaverei, die Sklaven wurden freigelassen. Aber noch 1948 entdeckte man im Osten Angolas auf dem Planalto antike Formen der Sklaverei."
Ich machte eine Pause, wunderte mich selbst, daß ich die Zahlen so gut zusammenbekam. Nur schien mir, daß durch die Konzentration auf die Fakten die Rede an sich etwas trocken geraten war.
Eddi schaltete herunter, zog mit großer Geste den Sattelzug auf die Ausfallstraße und bemerkte, sich sehr stark auf die Straßenverhältnisse konzentrierend:
„Interessant, was du da so erzählst. Von der Eisenbahn, von der Sklaverei und so. Aber die Zahlen laß man weg. Zahlen! Ich kann mir das Zeug nicht merken. Schäl uns doch mal eine Ananas!" Und ich schälte.
Eddi gehörte zu den Leuten, die ein Bart verjüngt. Verjüngt, indem er ihnen einen Anflug von Unternehmungslust gibt. Eddi sagt von sich, er sei ein richtiger, eingefuchster Karosserieschlosser. „Mir macht keiner was vor, mir nicht. Da können sie kommen mit ihren Krücken, ich sehe doch sofort, was anliegt! Bloß, daß du Bescheid weißt!"
Er gehört zur FDJ-Brigade, die in Luanda, draußen in Mulemba, in der Werkstatt arbeitet. Nur wenn Not am Mann ist, wird eine Transportbrigade zusammengestellt, die dann mit den Sattelschleppern auf Tour geht. Zur Unterstützung der Landwirtschaft, vor allem im Süden des Landes.
Und zu Hause, in der Börde?
„Natürlich verdiene ich gut", sagte er, „mehr als du vielleicht mit deinen Büchern. Meine ich, verstehste? Ich will dir nicht zu nahe treten. Ja, ich sehe das nicht so verbissen, natürlich auch ein paar Scheinchen nach Feierabend. Ist doch normal. Oder?"
Und er sei mit der FDJ-Brigade hierhergekommen, weil ihn dieses Angola interessiere.
Wie sehr man gebraucht wird, das habe er erst hier begriffen, wirklich, sagt er, nun reden wir nicht mehr von Solidarität, wir machen sie.
Für diesen Dialog brauchten wir ungefähr 25 Kilometer. Einschließlich einer Notbremsung, nach der wir die Befestigung des Schwadmähers kontrollierten.
Eine Ziege war auf die Fahrbann gelaufen. Wir konnten uns nicht erklären, woher sie kam, hier in dieser aschroten Halbwüstensteppe. Sie zwang uns zum Bremsen und verschwand danach mürrisch im Dorngestrüpp. Eine Hausziege ohne Haus, die Gegend von der Sonne versengt und leer. Aber eben diese Ziege. Hätten wir doch nur, schoß es mir in den Kopf, und ich dachte an die Mahlzeiten aus Reis und Fisch, aus Fisch und Reis. Zweimal am Tag.
Länger als eine Stunde kletterten wir hinauf in die gelbbraunen, mit spärlichem, grauem Gestrüpp bewachsenen Berge. Eddi verlangte dreimal die Wasserflasche, ich selbst hatte mir immer wieder den Schweiß von den Brillengläsern gewischt und vier neue Vokabeln gelernt.
Vinhadalho – apara – pe de porco – ternure
Sauerbraten – Schnitzel – Eisbein – Zärtlichkeit.
Es waren nicht unwichtige Dinge, und man mußte sie in der fremden Sprache benennen können.
Ob sich dafür allerdings Gelegenheit bot, war recht ungewiß. Dann war es geschafft. Durch Kurven, über Steigungen hatten wir die Hochebene erreicht.
Der konzentrierte Ausdruck verschwand aus Eddis Gesicht. Er schrie nach Handfestem, und ich stach eine Leberwurstbüchse auf, richtete auf der Motorhaube ein kaltes Buffet. Sisalpflanzungen traten an

die Chaussee heran. Sisal bis zum Horizont. In sinnvollen Reihen angelegt, sahen sie dennoch aus wie ein von der Natur organisierter Schutzstreifen gegen die Eindringlinge von der Straße, gegen die Menschen.
Schwere, schwertartige Blätter, die kaum ein Wind bewegen kann, bewehrt mit Spitzen, die gefährlich die Haut verletzen. Aber schon hinter dem Sisal wuchsen Berge aus der Ebene. Die höchsten unter ihnen 2000 Meter. Steil aufgefaltet, mit grünen und grauen Hängen.
Vereinzelte Schirmakazien, die Windflüchtern gleich ihr Geäst ins Horizontale streckten. Ein Stück weiter dann strebten sie aufeinander zu. Aus den Schirmen flocht sich ein geschlossenes Dach, das Afrikas Tiere vor uns verbarg. Antilopen kamen mir in den Sinn, die Palancas und die Okapis und der gedrungene angolanische Leopard. Affen vielleicht und Giraffen, die ihren Hals durch das Blätterdach stecken, mit weichen Lippen nach den jungen Blättern greifen.
Aber ich ahnte, daß die Asphaltstraße einen Geruch verströmt, der in seiner Mischung von Dieselabgasen, Gummiabrieb, Staub zerwalzter Erde, Kühlerdampf geschundener Motore und Rasierwasserwolken der Kraftfahrer eine Bannmeile in den Busch schob, die das gefleckte, behörnte, mit Fell bewachsene Afrika von uns fernhielt. Und wieder eines der flachen, weiten Täler. Wir stellten unser Auto ab.
Das Gefühl am Rande des Tales: Jetzt die Arme ausbreiten, sich abstoßen und hinübergleiten zu anderen Tälern, die weiter noch sind, wilder vielleicht, weil durch Schluchten zersägt und mit kantigen Felsbrocken gespickt.
„So", sagte Eddi, „nun kippen wir zwei Kanister Diesel nach." Das war eine Aufforderung, und ich kippte.
Den abgearbeiteten Höhenunterschied von



tausend Metern zeigte auch die Temperatur an. Es war kühler geworden, und hier auf der Anhöhe fuhr uns ein angenehmer Luftzug unter die Hemden. Weiter südwärts. Wir entdeckten die Eleganz der Kurven, in der die Straße angelegt war. Mir schien, als führte sie durch die schönsten Täler und an die interessantesten Ausblicke. Die kantigen Zweitausender blieben uns fern. Sie hatten sich mit Wolken behängt.
Der nächste Anstieg führte uns in den Regen, der bald stärker wurde und langweilig. Und im Regen luden wir den Schwadmäher ab.
Unsere angolanischen Kollegen hatten einen vier Meter hohen Bock errichtet, an dem ein Flaschenzug hing. Nach zwei Stunden war die Arbeit getan. Naß von Schweiß und Regen beguckten wir uns gemeinsam das gute Stück aus der RDA, und ich hörte „Muito bom", was ein Lob war und soviel wie „sehr gut" hieß. Einer der Schlosser kletterte auf den Fahrersitz, und ich sah es ihm an, er hatte Lust, mit diesem sympathisch blauen Kasten sofort aufs Feld zu fahren. Lubango, die höchst gelegene Stadt Angolas, war eingerahmt von Bergen. Der Regen aber und die Müdigkeit nahmen uns jede Lust zu einem Spaziergang.

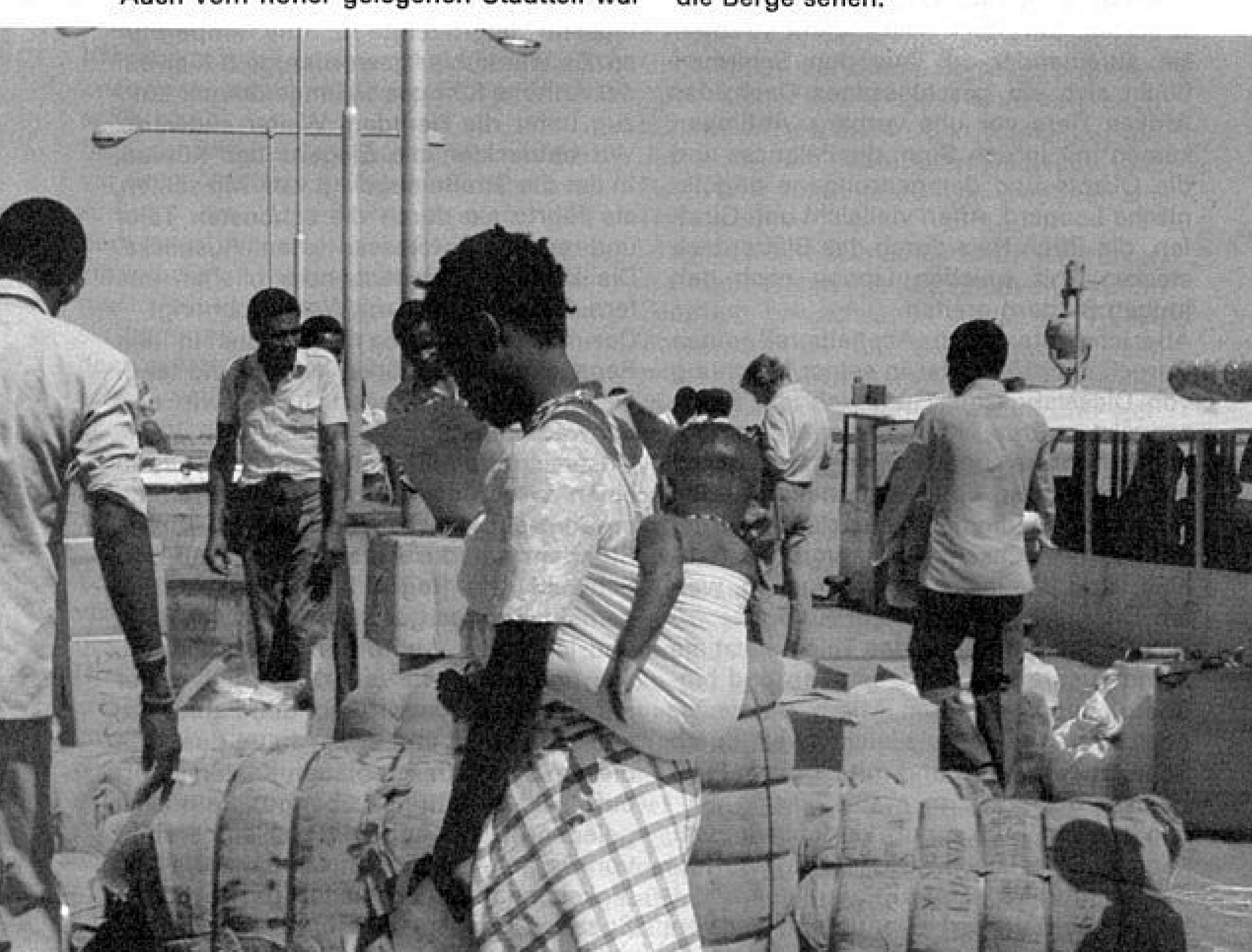
Im Reparaturstützpunkt Capelongo im Süden helfen DDR-Spezialisten, die schwierige Lage in der Landwirtschaft zu meistern

In der Pension „Doria“ erwarteten uns Tisch und Bett, und das war gut, denn als wir vom Fuhrpark rollten, wurde es Abend. Das Kleinstadthotel mit seinen grauen Ölsockelwänden, dem Geruch nach Bohnerwachs, Klo und Suppenküche servierte uns zum Abendessen Fisch. Fisch mit Kartoffeln, genauer gesagt. Dazu in einem geschliffenen Krug klares Wasser, in dem Eisstückchen schwammen.

Versehentlich, aber sehr energisch, weckte man mich am Morgen eine Stunde vor der verabredeten Zeit. Gelegenheit für einen ungestörten Bummel durch die Stadt.

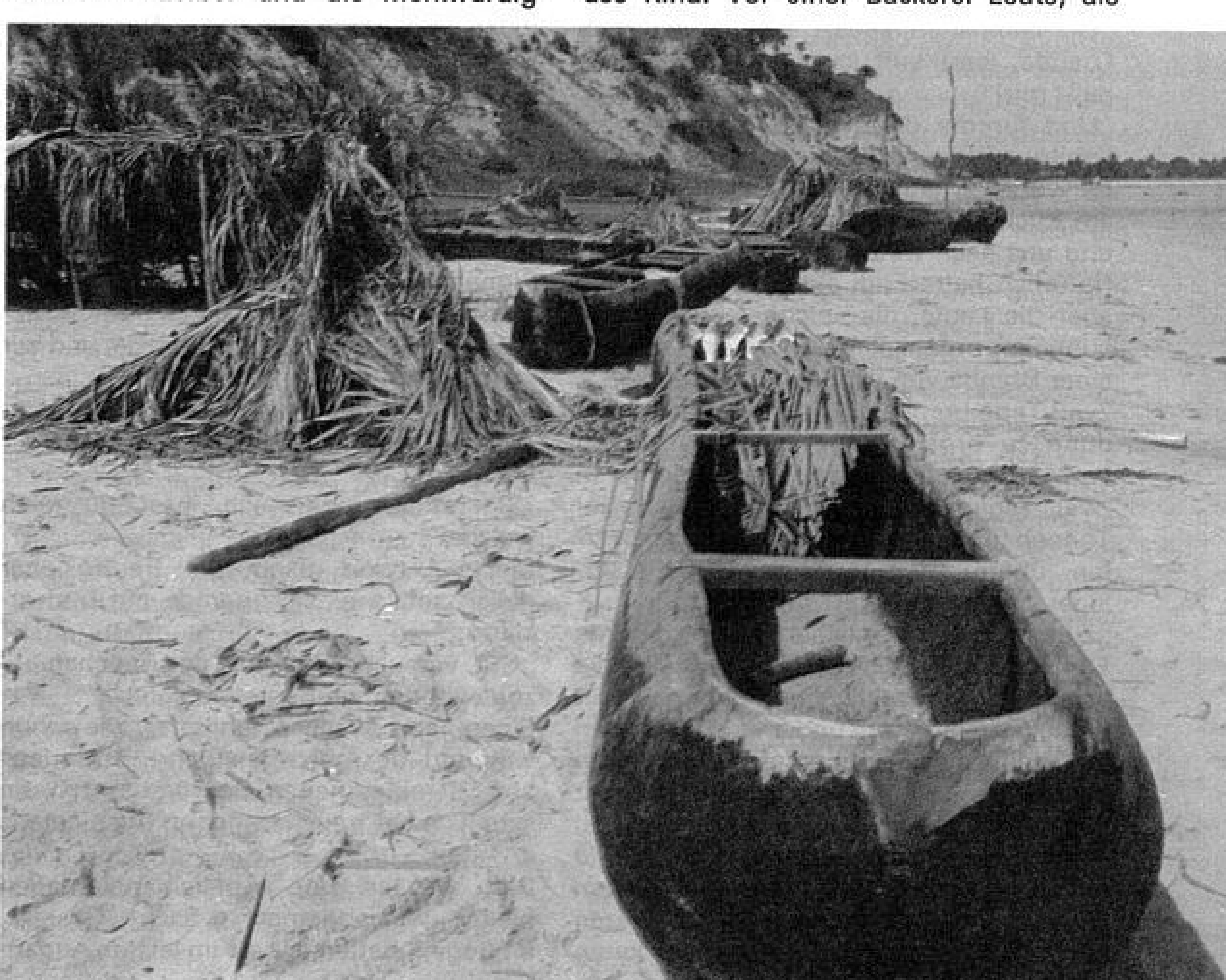
Auch vom höher gelegenen Stadtteil war eine besondere Idee der Anordnung der Häuser nicht zu erkennen. Zum Zentrum hin richteten sich Wohn- und Bürohäuser bis in den achten Stock auf. Unaufdringlich erhoben sich zwei etwas höhere Gebäude. Kein Betonfinger, der die Silhouette zersägte, kein künstliches Steinmassiv, das den Blick beleidigte. Und überall Grün. Es wucherte in den Gärten der niedrigen Hütten und vor den Häusern zum Stadtrand hin, und es quoll aus den vielen kleinen Parks inmitten der Stadt.

Der Himmel war bedeckt und grau, aber er war hoch, und ich konnte nun doch noch die Berge sehen.



Überfahrt nach der Insel Mussulo

Sie hatten Namen, die Sehnsucht machten nach den großen Geheimnissen unserer Welt. Einer nannte sich „Berg des Mondes", sein Gefährte nordwärts „Berg des Sonnenaufganges" und hinter beiden streckte sich eine Hügelkette mit tiefen Schründen, die unter dünnem Pflanzenfell einen Körper aus weißem Marmor in dieses Land legte.
1 770 Meter las ich auf einer Tafel, das war in der Nähe der Universität. Die Tafel meinte die Höhe der Stadt über dem Meeresspiegel.
Eingesponnen in den Gedanken an marmorweiße Leiber und die Merkwürdigkeiten dieser Welt unserer Freunde, in der alle Dinge Wesen sind, die aufeinander wirken, sich abstoßen und gegenseitig bedingen und so Bewegung erzeugen; eingesponnen in die große Freude, ein wenig davon zu erleben, schlenderte ich durch die Stadt, die ihren ersten morgendlichen Seufzer tat. Ich stippte meine Nase in Blumenkelche. Schaute nicht weg, als ich durch ein halbgeöffnetes Fenster zwei sah, die noch sehr miteinander beschäftigt waren.
Offene Haustüren. Im Aufzug eines Wohnhauses auf Zeitungen liegend ein schlafendes Kind. Vor einer Bäckerei Leute, die



Einbaum der Fischer von der ethnischen Gruppe der Axiluanda

nicht erst seit einer Stunde dort ausharrten.
Am Bahnhof der Moçâmedes-Eisenbahn rettete ich mich mit dem Sprung auf eine Gartenmauer, als eine Kolonne getarnter Armeefahrzeuge um die Straßenecke preschte.
Es war Zeit, in die Pension zurückzukehren. Mich fröstelte. Achtzehn Grad hatte ich am Thermometer eines Brillenladens abgelesen. Mich zog es zu Frühstückskaffee und Rollkragenpullover.
Eddi hockte griesgrämig am Tisch. Er hatte sich um eine Rückladung bemüht, ohne Erfolg.
„Ein Wahnsinn! Tausend Kilometer nach Luanda, leer! Luft spazieren fahren, das paßt mir!"
„Und für die dreihundert Kilometer bis Lobito ...", warf ich vorsichtig ein.
Da wurde er laut, so daß der Kellner, der am Küchenschalter döste, zusammenfuhr und uns nach weiteren Wünschen fragte. Natürlich hatte Eddi auch daran gedacht, aber die Leute, die solche Transporte in Lubango organisieren, wußten erst seit einer Stunde von unserer Anwesenheit.
Zwei Tage brauchten sie, um eine Rückladung zu organisieren, so die Auskunft. Im Moment gäbe es andere Probleme. In zwei Tagen möglicherweise sogar fünf Tonnen für Luanda. Wir konnten nicht warten, übermorgen mußten die Sattelaufleger wieder im Hafen stehen.
„Zwei Tage! Möglicherweise!" höhnte Eddi, und er bemerkte noch, daß alle, die er gestern in schlichtem Zivil gesehen hatte, jetzt aufgeregt und unausgeschlafen in Uniformen umherliefen. Natürlich wußten wir, wie schwierig es war, unter den Bedingungen der Nachkriegszeit solche Dinge zu organisieren. Alles mußte mit Leuten gemacht werden, die ehrlichen Herzens und guten Willens an ihren Plätzen standen, aber unter den Portugiesen kaum Gelegenheit hatten, sich Bildung und Erfahrung anzueignen. Vorsichtig und behutsam bedienen sie nun den empfindlichen Mechanismus der Infrastruktur, probieren das Leiten und Lenken, und oft geht über das Staunen und über das Entdecken der eigenen Kraft viel Zeit ins Land.
Wir kannten den Mangel an Transportraum, unter dem das Land litt. Unsere Pleite hier ritzte uns nicht nur die Haut, das ging tiefer. Und so versuchten wir es noch einmal, eine Stunde lang, per Telefon. Kurz vor zehn machten wir uns auf den Weg. Leer. Zwei große Kreuzungen, die wir in der Stadt passierten, kontrollierten Soldaten mit roten Baretten. Nur wenige Minuten hinter der Stadt wurden wir gestoppt. Ein junger Offizier der FAPLA entschuldigte sich für die Verzögerung. Vor uns wurde eine Vierlingsflak von der Straße auf einen flachen Hügel bugsiert.
„Das ist das andere Problem", knurrte Eddi, stieg aus und drückte dem Soldaten, der die Signalfahne hielt, eine Schachtel Zigaretten in die Hand.
Die Flak war bald von der Straße, und wir konnten weiter.
„Sag mal, hast du noch welche?"
Als ich nicht sofort reagierte, stieß er scharf nach:
„Zigaretten, meine ich, hast du noch welche?"
Meine Antwort machte ihn traurig, aber gleich setzte er sich gerade auf und erklärte:
„Gut, versuchen wir, uns das Rauchen abzugewöhnen, ab heute, ab sofort!"
Einen Fahrerwechsel lehnte er, wie schon während der gestrigen Fahrt, auch jetzt ab. Mit einer neuen Begründung: wenn schon nicht rauchen, dann wenigstens arbeiten.
Daß wir an den Apfelsinenplantagen hielten, war abgemachte Sache. Gestern, im Regen, hatten wir sie im letzten Augen-

blick noch entdeckt. Heute lag Morgenlicht auf den dunkelgrünen Blättern, und die Früchte lockten schon von weitem.

Der Bauer, ein alter, gebeugter Mann, stand vor der Grashütte und freute sich über den Besuch. Nein, sagte er, verkauft wird hier nichts. Ich sah es ihm an, jede Widerrede war zwecklos. Eddi rannte zum Auto zurück und bot dem Mann eine Büchse Leberwurst zum Tausch an. Energische Ablehnung.

Unentschlossen standen wir auf einem Fleck, schwiegen, sahen auf unsere Schuhspitzen und zu den Früchten auf den Bäumen. Eddi schluckte wie ein Durstiger, dem man eine Zitrone zeigt. Der Alte nahm vorsichtig meinen Arm und führte mich zu einem der Bäume.

Nehmt, ich schenke sie euch!

Nun nehmt schon! Ungeduldig trat er mit dem Fuß auf.

Bis in die Mitte der Zweige hinein konnte ich greifen, die Spitze erreichte ich nicht, dazu fehlte mir eine Leiter. Wir suchten nach den reifsten Früchten, aber schon am zweiten Baum war unsere Plastetüte gefüllt. Der Alte schüttelte mißbilligend den Kopf. Wir wollten uns bedanken, er aber verschwand in der Hütte und kam mit einem Plastesack in der Hand wieder heraus. Den sollten wir füllen, und mit einer großen Geste öffnete er eine unsichtbare Pforte.

Mit Mühe brachten wir den gefüllten Sack im Fahrerhaus unter. Vor der Grashütte dann aßen wir Büchsenwurst zum Büchsenbrot, und er langte kräftig zu.

Er sei froh, daß jemand komme und Apfelsinen wolle. Seit zehn Jahren pflege er die Bäume, und seit zwei Wochen warte er auf die Pflücker. Nachts, wenn er auf der Matte liege und die überreifen Früchte fallen höre, dröhne es bis in den Traum hinein, als schlügen sie ihm wie Steine Löcher in den Kopf. Und die Ernte sei gut in diesem Jahr, sagte er.



Mit „RDA" und „allemao" wußte er nichts anzufangen, aber immer wieder betonte er, ihm gefiele, daß wir seine Apfelsinen wollten. Bis eine scharfe Rechtskurve uns voneinander trennte, sah ich ihn winkend vor der Hütte stehen. Der Apfelsinenwald aber begleitete uns noch ein Stück des Weges.

Das Fahrerhaus füllte sich mit dem Duft eines gut geführten Obstladens.

Nach der dritten Apfelsine, am Rande eines Eukalyptuswäldchens, lenkte Eddi den Sattelzug an den Straßenrand. Pause. Wir machten eine Runde um das Auto, Eddi kam auf die Idee, das Bremslicht zu überprüfen. Die Unruhe eines Rauchers, der nicht rauchen konnte. Geschäftig kletterten wir auf dem Fahrzeug herum. Ich putzte die Frontscheibe, und Eddi goß Diesel nach.

Auf der anderen Seite, versteckt hinter halbhohem Gebüsch, eine kleine Siedlung. Wir konnten nur die Grasdächer erkennen, aber senkrechte Rauchfäden zeigten deutlich Leben an. Eddi schien, als wehte Duft von Ziegengulasch herüber. Doch, doch, sagte er, konzentrier dich, dann riechst du es sofort. Wir schlossen die Augen und dachten, Ziegengulasch und ein kleines Bier. Wirklich nur ein kleines.

In der Zentralwerkstatt für W 50 der FDJ-Freundschaftsbrigaden in Mulemba arbeiten Kfz-Schlosser aus dem Kraftfahrzeuginstandsetzungsbetrieb „Vorwärts" Stralsund





Auf der Chaussee kam ein Radfahrer näher, gemächlich, auf einem froschgrünen Fahrrad. Über der Schulter trug er einen Bogen, an der linken Seite hing ein Köcher, in dem ein Bündel Pfeile steckte. An der Lenkstange schlenkerten taubengroße Vögel, die auf den ersten Blick wie Rebhühner aussahen. Der Mann selbst steckte in einem Pfeffer-und-Salz-Sakko, das er auf der bloßen Haut trug. Die braune Hose hatte er bis zu den Knien hochgekrempelt. An den Füßen trug er aus Autoreifen geschnittene Sandalen.

Behend schwang er sich vom Fahrrad. Er wollte weiter nach Chongoroi und fragte, ob wir Streichhölzer hätten.

Das Rad, das er nicht aus den Händen ließ, war neu und mit allem ausgerüstet. Rücklicht, Lampe, Satteltasche.

Am Rahmen glänzte die Fabrikmarke DIAMANT.

„Mensch, Eddi, DIAMANT, hier mitten im Busch!"

Ich strich über Sattel und Lenkstange.

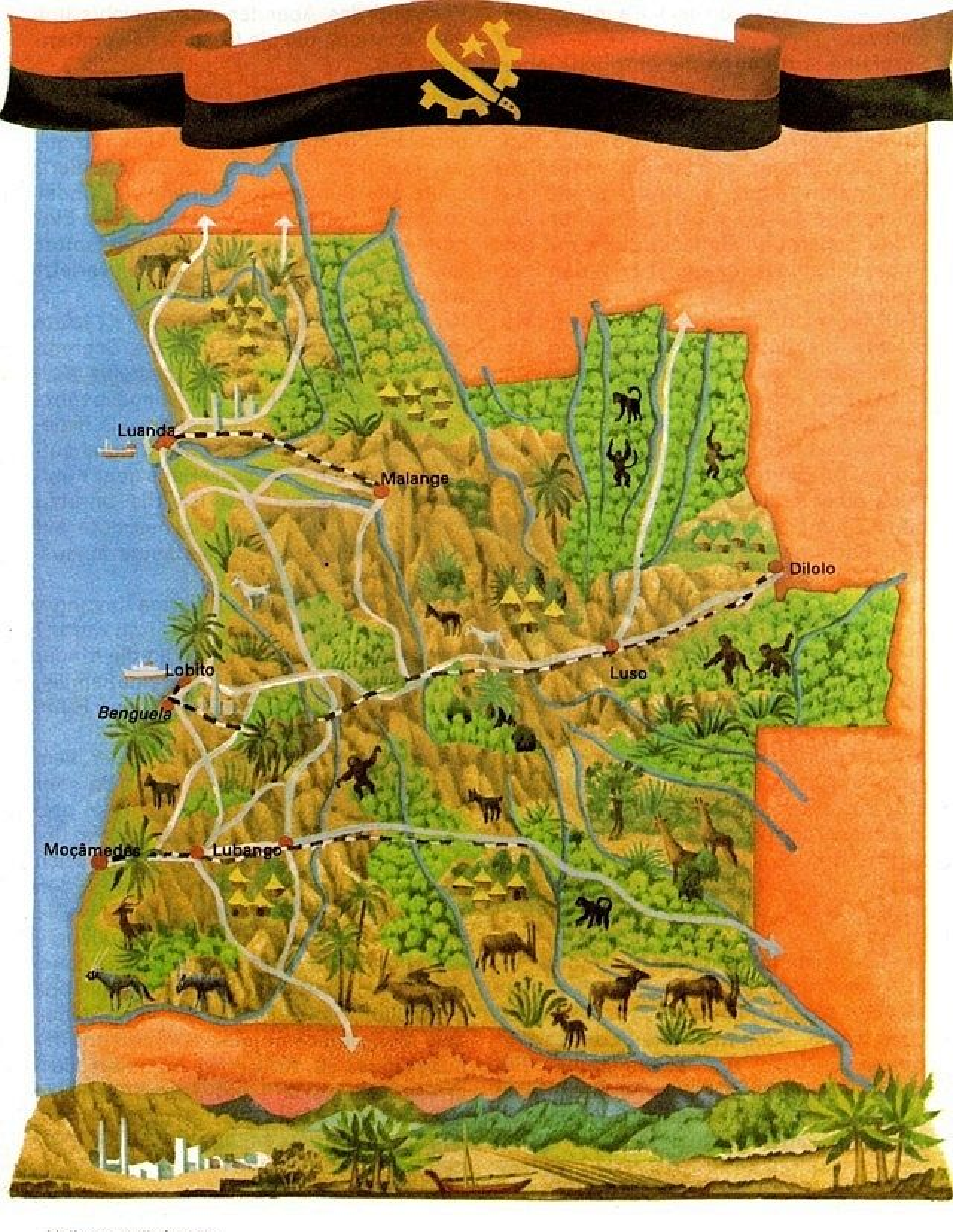
„Sim, DIAMANT. Sim!" Der Mann nickte zustimmend und ließ das Vorderrad ein wenig hüpfen.

Aus den Beuteltaschen seines Sakkos fischte er eine Zigarette. Er sah uns fragend an, ich schüttelte den Kopf. Nun drehte er die Zigarette zu zwei gleichgroßen Teilen auseinander. Mit geschlossenen Augen machte Eddi den ersten Zug. Streichhölzer konnte er zwei Schachteln von uns bekommen, und während wir ein wenig über das Wetter und über die Hühner an der Lenkstange sprachen, sah ich, daß er ein Mann unseres Alters war. Vor vier Tagen war er in den Busch gezogen, und nun fuhr er zurück. Das pralle Bündel auf dem Gepäckträger und das Federvieh waren die Ausbeute dieser Tage.

Eigentlich fand das Gespräch zwischen dem Jäger und Eddi statt. Bei jedem Zug aus der Zigarette lächelten sie sich

Junge Frau aus Quilengues

Fischersiedlung in der Nähe der Straße nach Benguela

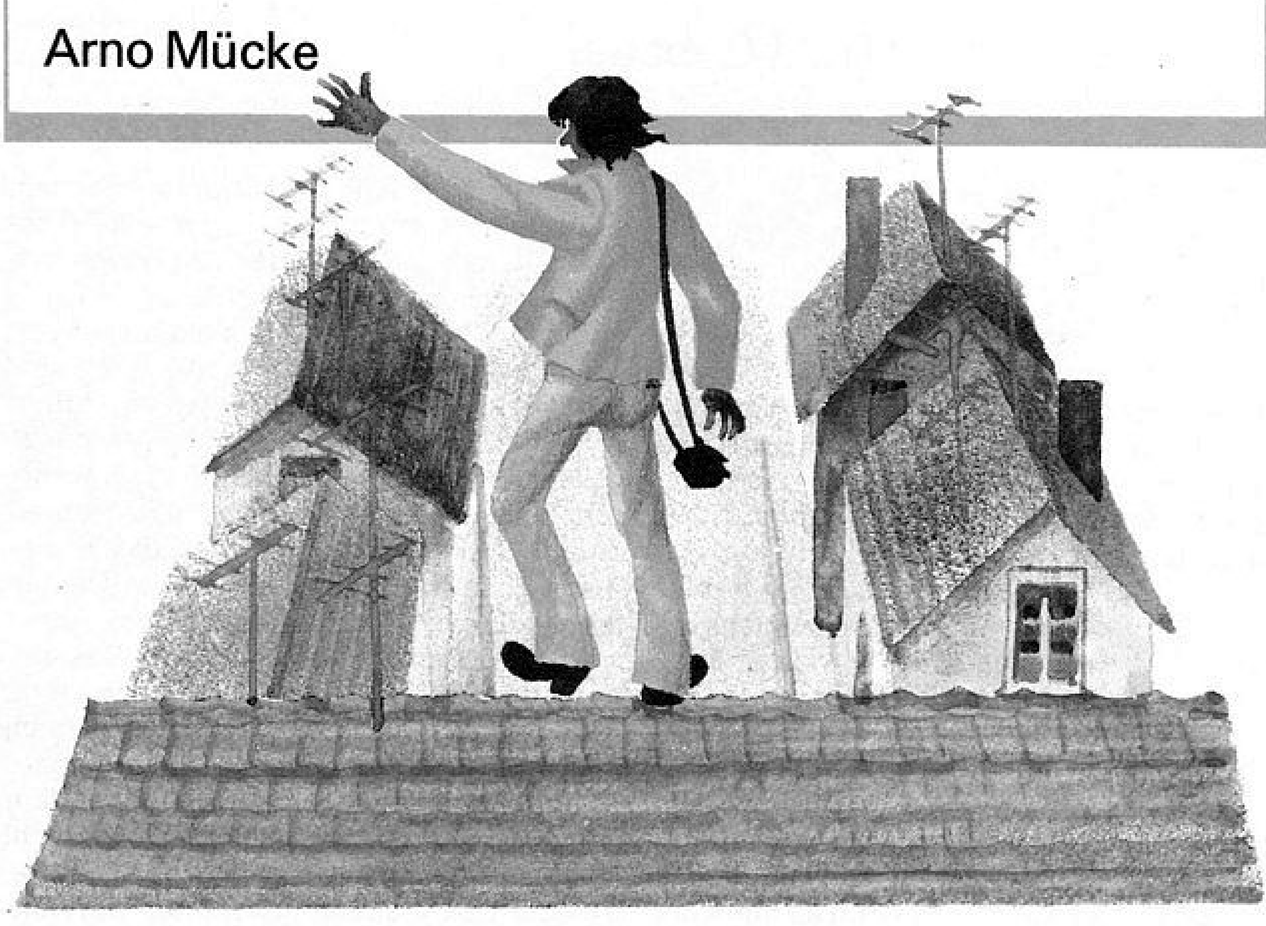


Volksrepublik Angola

zu. Eine Art Glück, von der ich ausgeschlossen war.
Sorgfältig zertraten sie die winzigen Kippen auf dem Asphalt. Eddi kletterte ins Fahrerhaus, aber mit einer Kopfbewegung winkte ihn der Jäger herunter. Er zog einen Pfeil aus dem Köcher, steckte ihn wieder zurück, nahm einen anderen, prüfte die dolchartige Spitze mit dem Daumen, berührte Schaft und Gefieder sacht mit den Fingern. Behutsam legte er Eddi den Pfeil in die Hand.
„Für, für mich? Junge!" Der Jäger nickte, brachte die linke Fahrradpedale in Antrittsstellung und fuhr ohne Eile davon. Noch bevor wir ihn überholten, war er von der Straße heruntergefahren, war eingeschwenkt auf einen Pfad, der in ein grünes Tal führte.
Nach einer dreiviertel Stunde fuhren wir durch Chongoroi. Eddi schaltete herunter. Sein Blick wanderte über die Gras- und Wellblechdächer rechts und links der Straße, als wollte er die Hütte des Jägers ausfindig machen.
Steil neigte sich die Straße der Küste zu. Eddi beugte sich ein wenig tiefer über das Lenkrad. Nicht immer rücksichtsvoll fuhren die Eiligen, die uns entgegenkamen, die noch vor Einbruch der Dämmerung das Hochland erreichen wollten. Eddi schimpfte, fuhr in den Serpentinen hart rechts, und manchmal wurden seine Lippen sehr schmal und die Knöchel der Finger vom heftigen Zupacken weiß, wenn ein Lastzug im Gegenverkehr die ganze Straße beanspruchte.
Die Sonne stand schon tief hinter den Palmen bei Catumbela, als wir die Ebene erreichten. Vor uns Lobito.
„Das war's!" kommentierte Eddi das Einkurven auf die Asphaltstraße der Restinga. Ärger über die leere Fuhre auch bei den anderen und Freudengeheul über den Apfelsinensegen.
Während des Abendessens erreichte uns die Nachricht, die die Gespräche verstummen ließ.
Am gestrigen Abend hatten südrhodesische Flugzeuge des Typs Mirage und Canberra ein Flüchtlingslager im Osten Angolas, in der Provinz Moxico, bombardiert. Leute aus Simbabwe, Frauen und Kinder vor allem, waren dort untergebracht. Einhundertsechzig von ihnen waren sofort tot, fünfhundertdreißig waren verletzt worden.
Ich ging hinauf in mein Zimmer, setzte mich ans Fenster und hob die Schreibmaschine auf die hochkantgestellte Verpflegungskiste. Aber der eingespannte Bogen blieb an diesem Abend weiß. In tiefer Nacht dann, ich war noch einmal aufgestanden, um mir Wasser aus dem Kühlschrank zu holen, sah ich die unruhig flackernden Lichter der Fischerboote auf dem Meer. Weit waren sie heute hinausgerudert.
Woran denkt der breitschultrige Kayongo, wenn er in der Nacht auf den Fisch wartet? An seine Frau Joana sicher, an die Kinder und an den nächsten Tag, der seine Familie, satt vom Fisch, zufrieden vor der Hütte sieht.
Und an den Bruder vielleicht, der kein Verwandter ist, aber das Leben so sehr mochte wie Kayongo es selbst mag und der nun, den Mund voller Sand, in der zerbombten Erde von Moxico lag. Ich weiß, daß sie singen, abends auf den Booten, ich habe ihnen zugehört. Die Gesichter den blakenden Petroleumleuchten abgewandt, singen sie auch für jene, die stumm für immer im Busch geblieben sind. Und immer ist die Hoffnung dabei, daß morgen schon jeder zurückkehrt, der ausgezogen ist, zur Grenze im Süden. Daß er zurückkehrt und am Abend ins Boot steigt, um draußen auf den Fisch zu warten. Und zu singen.

Springen Sie mal vom Dach!

Arno Mücke



Auf einem Forum nach den Olympischen Winterspielen 1972 standen in Oberschöna ASK-Sportler den Teilnehmern Rede und Antwort, darunter auch der Spezialspringer Manfred Wolf. Jemand fragte ihn: „Warum kommen Sie so breitbeinig auf? Man nennt das kacheln."
Manfred Wolf stand auf und antwortete in seinem rollenden Thüringer Dialekt: „Das ist die natürrlichste Aufsprrunghaltung, ich sprringe immer brreitbeinig. Und Sie? Sprringen Sie mal von einem Dach! Sprringen Sie so oder so?"
Und er stellte die Beine einmal neben- und einmal hintereinander. Eigentlich eine überzeugende Beweisführung. Der Fragesteller war zufrieden, nur die Kampfrichter sind bis heute anderer Meinung.

Wie aus einem Panzermann ein Panzerjäger wurde

Oberstleutnant Ernst Gebauer

Nach Erlebnissen in einem Truppenteil der NVA frei erzählt

Immer noch starrt Axel auf seine rechte Faust. Er hätte die Hände längst in die Hosentaschen stecken und seines Weges gehen sollen. Aber da hockt noch das Häufchen Unglück am Boden, der lange Kunert vom dritten Geschütz. Warum hat er auch seinen Schnabel nicht in der Gewalt? „Schlamperheini" hat er gesagt und „Gammelbedienung". Zurücknehmen sollte er's. Aber er stichelte weiter: „Du hättest ein ganzes Panzerregiment in den Abgrund gefahren."
Da ist ihm die Sicherung durchgebrannt.
Kunert rappelt sich hoch, rennt auf Axel zu, schlägt mit seinen Fäusten wild drauflos. Axel, trainierter Boxer, fängt alles ab. Das treibt Kunerts Wut um so mehr an.
„Unteroffizier Röder, Unteroffizier Kunert – Achtung!"
Das kann nur Brombach sein, der Zugführer, durchzuckt es Axel. Diese Stimme ist unverwechselbar. Der untersetzte Oberleutnant kommt näher. „Will keiner von Ihnen eine Meldung machen? Was geht hier vor, Genosse Röder?" Dabei mustert der Offizier Axel Röder von oben bis unten. „Dann werde ich die Meldung machen, Genosse Röder." Kunert merkt recht schnell, daß sich Brombach an Röder festbeißt. Nur ein paar Schritte sind es bis zu dem Durchgang zwischen den Fahrzeughallen. Er drückt sich hindurch und sieht noch, wie Axel Röder weiter stumm vor dem Oberleutnant steht. Der ganze Röder ist Trotz und Auflehnung zugleich. Der bekommt es aber jetzt, frohlockt Kunert innerlich und vergißt darüber, daß Brombach auch ihn erkannt und beim Namen genannt hat. „Kehren Sie an ihre Arbeit zurück, wir sprechen uns noch!" Das einzige, was Axel an diesem Morgen gelingt, ist die zackige Kehrtwendung. Er hört noch den schweren Tritt, mit dem Oberleutnant Brombach über das Pflaster geht. Auf dem Park ist es mucksmäuschenstill, obwohl an jedem MT-LB einer arbeiten müßte. Als der Oberleutnant gekommen war, hatten sich alle unsichtbar gemacht. Vorher hatten sie beide angestachelt: „Laß dir das nicht gefallen, Röder, gib's ihm, Kunert..." Nur Moppel, der kleine Dicke, mit dem er zusammen auf der Unteroffiziersschule gewesen war, hatte sich zurückgehalten.
Und während er nun weiter lustlos sein Fahrzeug abschmiert, daran herum-

Blick durch einen Sehschlitz auf den Fahrer eines MT-LB

schraubt, mißt und kontrolliert, eilen Axels Gedanken um Monate zurück. Als Panzerfahrschüler sieht er sich, auf dem Fahrersitz eines T-55. Das waren noch Zeiten! Die ersten Fahrstunden auf dem „Dicken". Sein Fahrlehrer lobte ihn schon nach den ersten Runden. Er hätte das Zeug, das bestimmte Gefühl, das man zum Panzerfahren brauche. Er solle so weitermachen. Dann kamen die kleinen schnittigen Dinger, sprangen wie Frösche durchs Gelände. Zwölf Schüler wurden ausgesucht, vergaß Axel auf dem wendigen Fahrzeug den „Dicken".

Nach der Ernennung zum Unteroffizier sagte man ihnen, zur Zeit bereite man in der Truppe bereits die Einführung des neuen Fahrzeugs vor. Die Panzerjäger würden zuerst damit ausgerüstet. Deshalb würden auch sie dort hinkommen. Keiner hatte so recht eine Vorstellung davon. Irgendwann während der Fahrschule hatte man ihnen eine Kanone an das Mehrzwecktransport- und Zugmittel angehängt,



die besten, Axel war auch dabei. Ob sie vom Panzer auf den MT-LB umsteigen wollten? Es würde sich für sie selbst nichts ändern. Ob dort oder da, als Fahrer würden sie Unteroffiziere sein. So fragte der Zugführer. Keiner schlug aus, auch Axel nicht, das neue Fahrzeug lockte sie alle. Sie blieben dabei, es „Frosch" zu nennen. MT-LB war ihnen zu unpersönlich. Schnell wie der „Frosch" offiziell hieß. Mehr, als daß sie damit vorsichtig fahren sollten, hatte man ihnen allerdings nicht gesagt. Waren ja alles Panzertechniker, die Ausbilder, und keine Artilleristen. Und so fühlte sich Axel immer noch als Panzermann, schließlich hatte sein „Frosch" zwei Ketten, eine Wanne und einen kleinen Turm mit Waffe.



Dann stand er mit Moppel vor Hauptmann Mangold, dem Batteriechef. „Ich begrüße Sie als Artilleristen bei uns!" Wohlwollend trat der Hauptmann auf sie zu. Axel dachte, er höre nicht recht. Er ein Artillerist? Der Hauptmann mußte wohl seine Verblüffung bemerkt haben. Er lenkte ein, sprach von den neuen MT-LB, die der Batterie in den nächsten Tagen zugeführt würden. Und er freue sich sehr, dafür gleich zwei Spezialisten zu haben. Seine anderen Fahrer müßten noch umschulen.
So brach das Unglück über sie herein. Sie wurden sozusagen Dienstleistungsfahrer für die Artillerie. Den einen Zug 'raus zum Feuerdienst, den anderen 'rein vom Feuerdienst und dazwischen zwei oder drei Stellungswechsel. Moppel und er kamen kaum vom Fahrersitz 'runter. Dazu hatten sie jeden halben Tag einen anderen Geschützführer und eine andere Bedienung. Axel wußte wohl, er gehörte zu der Bedienung Buhl. Bei Appellen standen sie auch meist nebeneinander, Unteroffizier Buhl und er, aber sonst blieben sie sich fremd. Bis eines Abends Buhl zu ihm auf die Stube kam. Doch alles, was er sagte, war, er solle morgen gut aufpassen. Der Abteilungskommandeur wolle sich die Komplexausbildung ansehen.

Einfahren in die Feuerlinie

Axel machte sich darüber keinen Kopf. Er war müde. Wieder war er den ganzen Tag draußen gewesen, mit beiden Feuerzügen. Ein Stellungswechsel hatte den anderen gejagt. Sie waren ziemlich eifrig gewesen. Die Kanoniere hatten geschwitzt, trotz des kalten Dezemberwinds, der über den flachen Bergrücken pfiff. Es hieß auch hier, die Batterie müsse die Chance nutzen. Natürlich hatte auch Axel davon gehört, daß im letzten Ausbildungsjahr einiges schiefgelaufen war. Eine längere Kommandierung hatte die Batterie nicht recht zur Ausbildung kommen lassen. Ein Schießen hatte sie gerade noch mit einer Drei geschafft. Es hatte allenthalben Ärger gegeben. Aber was ging ihn das schließlich an, er war ja nicht dabeigewesen. Und jetzt gab er jeden Tag sein Bestes.
Am nächsten Morgen nahm alles seinen Lauf. Das erste Mal mußten sich Moppel und er in das Marschband der Batterie einordnen. Er mit Buhl, Moppel mit Grabbert.
Hauptmann Mangold schritt befriedigt seine Batteriekolonne ab. Endlich hatte jedes Geschütz sein eigenes Fahrzeug. Die Umschulung war noch rechtzeitig beendet worden. Man sah die Genugtuung, die der Hauptmann empfand. Der Abteilungs-



kommandeur wollte sich die innerhalb des Batterieausbildungskomplexes vorgesehene Abwehr eines Panzerangriffs aus der Marschlage heraus ansehen. „Eine Chance für Ihre Batterie", so etwa hatte er gesagt, und zeigen solle Mangold, was er mit dem neuen Zugmittel schon schaffe. Axel kribbelte es an diesem Morgen in den Fingern. Was mährten die sich nur heute aus? Sonst waren sie zu dieser Zeit längst auf dem Wege gewesen. So durften sie nie bummeln, Moppel und er. Wann hätten sie da alle Geschütze draußen gehabt? Drei Stunden Feuerdienst waren immer schnell 'rum. Manchmal sind sie so zügig gefahren, daß die Kanoniere kreidebleich von den Fahrzeugen stiegen. Ja, das war anders als auf dem langsamen Ural. Die gute Federung, das wußte er, ließ den MT-LB im Gelände wie ein Schiff schlingern. Deshalb etwa Tempo zurücknehmen? Sollten sich daran gewöhnen, die Artilleristen. Im Gefecht würde sie auch keiner schonen. Damit verdrängte Axel immer aufkommendes Mitgefühl.

Plötzlich setzte sich das Marschband in Bewegung. Axel bekam nicht gleich alle Regulierungssignale mit. Unteroffizier Buhl, sein Geschützführer und Kommandant, mußte ihn dauernd korrigieren. Das wurmte ihn. An anderen Tagen hatten sich die Geschützführer darum überhaupt nicht gekümmert. Saßen immer nur daneben und genossen die schnelle Fahrt.

Axel ärgerte sich auch über seinen Vordermann. Der bewegte sich übervorsichtig, bremste dauernd, verzögerte das Tempo. Irgendwie riß dann bei Axel der Geduldsfaden. Nur noch mühsam hatte er sich in der Gewalt.

„Ich begrüße Sie als Artillerist... Artillerist..." Immer wieder jagten ihm diese Wortfetzen durch den Kopf, und dazu: „Für Sie selbst ändert sich nichts, Sie bleiben ja gewissermaßen Panzermann, der MT-LB ist wie der kleinere, aber wendigere Bruder unseres ‚Dicken'..." Diese sich gegenseitig widersprechenden Aussagen seines Batteriechefs und des Zugführers auf der Unteroffiziersschule wurde Axel nicht los. Bei den Panzern hätte er bleiben sollen! Dieser Gedanke fraß sich in ihn hinein. Gleichgültig folgte er Buhls Befehlen. Das Signal „Gas" überhörte er. Mehrmals mußte ihn Unteroffizier Buhl anstoßen, bis er's begriff. Sie standen in einer Waldschneise, die ganze Batterie. Buhl hatte schon den Schutzumhang übergezogen, da erst stülpte sich Axel die Schutzmaske auf. Doch im selben Moment





fuhr der Vordermann an. Axel mußte folgen. Das Tempo wurde erhöht. Dauernd fuchtelte Buhl mit den Armen, zeigte auf seinen Schutzumhang. Was will der nur, dachte Axel unmutig. Dann ging alles sehr schnell. Es kam Panzeralarm. Aus der Batteriekolonne heraus sollten die Geschütze nach links in Stellung gehen. Axel bremste die linke Kette ab, um nicht rechts in ein Loch zu geraten. Aber zu hart, zu schnell. Fast auf der Stelle schwenkte sein Fahrzeug ein. Ein Schreck durchfuhr ihn – die Kanone! Axel brauchte nicht weiterzudenken. Er wußte es. Über die Bordsprechanlage hörte er Buhls Mißbilligung. Axel stieg aus, wollte sich den Schaden besehen. Tatsächlich!

Die Kanone lag um – doch alle starrten auch ihn an ...

Bald danach brach der Abteilungskommandeur die Ausbildung ab. Die Batterie zeigte nicht das geschlossene Handeln, das als Grundlage nötig war für die nächste Ausbildungsetappe, das Batteriegefechtsschießen. Hauptmann Mangold sollte die Batterie noch einmal vorführen, diese Aufgabe sei nicht erfüllt. So etwa soll es der Kommandeur gesagt haben.

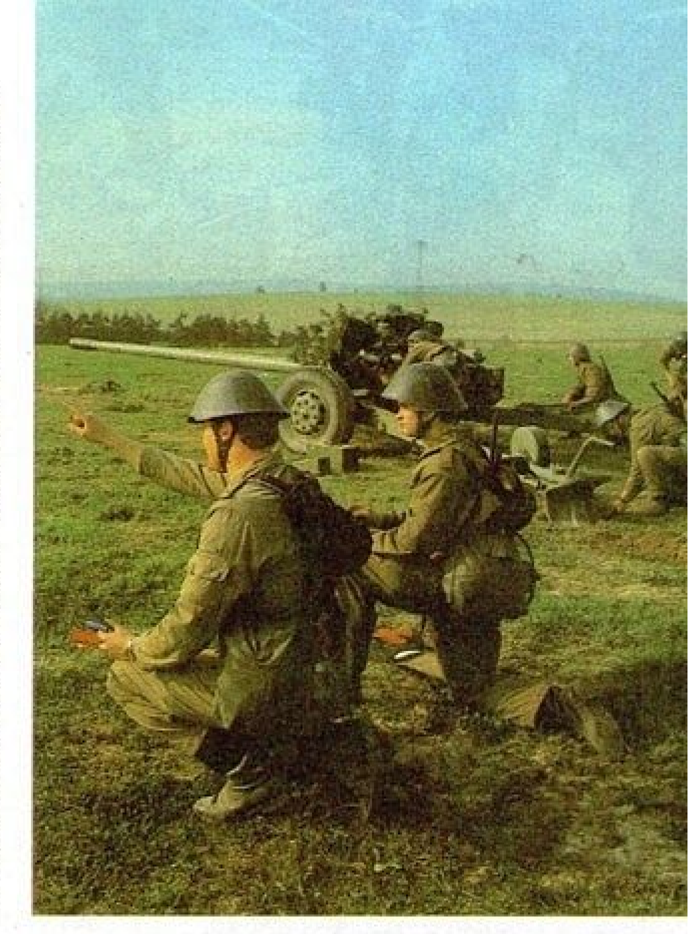
Niemandem war verborgen geblieben, daß Buhls Geschütz auf der Seite gelegen

Panzerabwehrkanone in Feuerstellung

Die entfaltete B-Stelle der Batterie: Batteriechef, Rechner, Entfernungsmesser und Fernsprecher

hatte, und keinem, daß Unteroffizier Axel Röder nur mit Schutzmaske und Schutzstrümpfen aus dem Fahrzeug geklettert war, eben so, wie er es als Panzermann an der Unteroffiziersschule gelernt hatte. Wie soll man auch im engen Kampfraum eines Panzers in den Schutzumhang kommen? Für die Artilleristen jedoch war er falsch angezogen. Nur Röders nicht vollständig angelegte Schutzbekleidung konnte der Batterie die Fünf eingebracht haben. Seinetwegen also würden sie nochmals zur Komplexausbildung antreten müssen. Daß das kleinste Versäumnis in der Schutzausbildung hart geahndet wurde, respektierten sie. Freilich war sich Axel seines Fehlers bewußt. Die Kanone mußte umkippen. Er hatte zu hart gedreht. Aber das interessierte die anderen weniger, und das wurmte ihn. So wehrte er sich auf seine Art, erklärte jedem, der ihm nahekam, er bliebe Panzermann, auch wenn es sich nicht verhindern ließe, daß er eine Kanone durch die Gegend fahre. So fing der Streit auch mit Kunert an.

Während also Unteroffizier Röder immer lustloser an seinem MT-LB hantiert, in seinen Gedanken aber in der Erinnerung kramt, tritt Oberleutnant Brombach zu Hauptmann Mangold ins Zimmer. Es ist dem Hauptmann nicht recht, daß er gestört wird. Trotzdem hört er den Oberleutnant an.
„Sie schlagen sich", dabei steht der Chef auf und geht auf Brombach zu, „die Fahrer untereinander also. Natürlich denkt Röder schon lange, er sei der Größte, weil er mit dem anderen Unteroffizier zusammen vier Wochen lang die Batterie gefahren hat. Das ist ihm aber genausowenig bekommen wie der Batterie. Die Umschulung hat zu lange gedauert. Jetzt sitzt uns die Zeit im Nacken. In drei Wochen etwa werden die Gefechtsschießen sein. Wir müssen noch



Einweisung des Geschützführers durch den Feuerzugführer in die Geländesituation und in die Feueraufgaben



Der K1, der Richtkanonier einer Panzerabwehrkanone





die Komplexausbildung nachholen, gewissermaßen wiederholen..." Mangold unterbricht sich. Das weiß ja Brombach alles, denkt er. Geschehen muß etwas. „So schlecht ist der Genosse Röder gar nicht", setzt der Hauptmann seine Rede fort, „wenn er bloß seinen Panzerfimmel fallenließe. Das nutzen andere aus. Dekken damit ihr eigenes Unvermögen zu vernünftiger Zusammenarbeit zwischen den Fahrern und den Bedienungen. Darin liegt der Schlüssel für unser Problem. Genosse Kunert ist auch so einer. Solange sich alles über Röders Schlamperei mit dem Schutzumhang aufplustert, wird keiner Genossen Kunert in seiner Faulheit stören. Beide sollen sich vor der Dienstausgabe bei mir melden."

Röder tritt vor Kunert aus dem Zimmer des Batteriechefs. Beide haben sie ihren Verweis weg. „Unteroffiziere schlagen sich nicht", war der einzige Kommentar des Chefs. Und zu Axel gewandt, hatte der Hauptmann gesagt: „Genosse Röder, Sie hätten Unteroffizier Kunert mehr zeigen sollen als Ihre Faust. Genosse Kunert hat mit den schwächsten Leistungen die Umschulung auf den MT-LB beendet. Er sollte so gut fahren können wie Sie." War das ein Hohn? Alle zeigen sie mit dem Finger auf ihn, und der Chef kommt ihm so. Er könnte den Kunert... Axel hat nicht begriffen, was der Chef ihm sagen wollte.
Auf seiner Stube trifft Axel auf Unteroffizier Jung, FDJ-Sekretär der Batterie und Geschützführer vom Ersten. „Komm morgen in der Mittagspause zu unserer Leitungssitzung!"
Axel hat so etwas erwartet, aber doch nicht so schnell. Er habe verstanden, brummt er mehr in sich hinein, als er's sagt. Dabei schaut er an Jung vorbei und läßt ihn aus der Stube gehen. An diesem Abend spricht er mit keinem mehr. Auch

Teile der Spezialbehandlung nach Durchfahren eines aktivierten Geländeabschnitts. Die Kanoniere entaktivieren bzw. behandeln mit den von ihnen mitgeführten nichtstrukturmäßigen Mitteln vor allem solche Stellen an der Kampftechnik, mit denen sie unbedingt in Berührung kommen

nicht bis zur Mittagspause am Tag darauf. Er bleibt immer etwas abseits für sich. Dann geht er in den Klub. Harald Jung bittet ihn, Platz zu nehmen. Es bleibt ihm nur der Stuhl neben Oberleutnant Brombach, seinem Zugführer. Unter den gegebenen Umständen ist ihm das gar nicht recht. Jung eröffnet die Sitzung, begrüßt Axel. Zur Tagesordnung schlägt er vor, darüber zu beraten, mit welchen Initiativen die FDJ-Grundorganisation das Gefechtsschießen der Batterie vorbereiten könne. Axel stutzt. Soll er etwa nicht Mittelpunkt der Verhandlung sein? Fragen sie ihn nicht, warum er sich als FDJler geschlagen habe? Alle stimmen der Tagesordnung zu. Dann berichtet Unteroffizier Jung von der Beratung in der Parteigruppe der Batterie, an der er teilnahm. Die Kommunisten hätten gemeinsam mit dem Batteriechef die Situation analysiert. Die Ursache des Versagens liege eindeutig darin, daß man in der Batterie geglaubt habe, die neuen Zugmittel würden, weil besser als die alten, automatisch zu neuer Qualität in der Ausbildung führen. Das sei falsch. Vielmehr müsse man die Genossen in der Ausbildung erst an die Möglichkeiten der neuen Fahrzeuge heranführen, damit sie durch die bewußte Tätigkeit jedes einzelnen Wirklichkeit werden. Dazu habe man auch übersehen, daß manche Vorteile zunächst mehr Arbeit oder anderes Verhalten verlangten, ehe sie sich in höherem Gefechtswert darstellen. Dabei, so meine die Parteigruppe, sollten die Mitglieder der FDJ dem Batteriechef helfen.
Axel findet das alles gut und richtig. Er hat ja die Kanoniere oft beobachtet. Recht unbeholfen hantierten sie an den Fahrzeugen. Die Munitionskisten, sonst einfach auf die Ladefläche des Ural gewuchtet, mußten sie förmlich einschachteln in dem engen Laderaum des MT-LB. Nur gebückt konnten sie dabei hantieren, stießen dauernd an, holten sich blaue Flecke. Dann vertrugen sie das Schlingern nicht. Und sie rannten beim Instellunggehen oft wie benommen umher, mußten sich erst orientieren, verplemperten Zeit.
Sie hätten, so hört er Jung weiterreden, mit den neuen Zugmitteln auch einen zweiten Unteroffizier in die Bedienung bekommen. Zwei Unteroffiziere und nur vier Kanoniere. Das müsse sich einfach positiv auswirken, allein schon hinsichtlich Disziplin und Ordnung. Könne es auch, wenn man es nicht dem Selbstlauf überlasse. Jetzt bin ich dran, denkt Axel, und argwöhnisch horcht er auf jedes weitere Wort. Der zweite Unteroffizier sei jedoch erst einmal Panzermann, stellt Jung fest. Das sei nicht dessen Schuld. Schließlich habe man ihn in der Fachrichtung Panzer an der Unteroffiziersschule ausgebildet. Diesen Genossen für die Belange der Artillerie zu gewinnen, verlange doch ebenso, das Interesse des Geschützführers für sein Kettenfahrzeug zu wecken. Was wüßten denn die Geschützführer einer Batterie, die bisher mit Räderfahrzeugen ausgerüstet war, von den Möglichkeiten eines Vollkettenfahrzeugs? Das wäre also die Meinung der Kommunisten der Batterie. Er stelle sie zur Diskussion. Dabei wendet er sich an Axel. Ihn hätten sie eingeladen, da die Leitung in ihrer Zusammensetzung über keinen Fahrer verfüge und der Meinung sei, bei dieser Beratung wäre ein Fachmann von Nutzen.

Wieder kippt das Fahrzeug nach vorn. Im Ausschnitt des Winkelspiegels ist nur noch der von Ketten zerfurchte Sand zu sehen. Unteroffizier Axel Röder nimmt Gas weg. Behutsam, als wären es rohe Eier, hält er die Lenkknüppel in gleicher Stellung. Seit dem letzten Stellungswechsel am Bahndamm rollen sie nun über diese Panzerstraße mit ihren tief ausgefahrenen

Batteriekolonne auf dem Marsch

Feuer auf angreifende Panzer

Löchern. Trotz aller Eile sucht Axel bis auf den Zentimeter genau zu erfühlen, wann sich der Bug wieder leicht zu heben beginnt. Dann muß er Gas geben, aber nicht zu kräftig. An seinem sechs Meter langen MT-LB hängt ja die neun Meter lange Kanone. Sie rollt vielleicht erst ins Loch, wenn ihr Zugmittel schon wieder heraus ist. Wie weit wippt dabei das Rohr? Es darf nicht aufschlagen. Er weiß: Es liegt an seiner Fahrweise, ob die Kanoniere vor dem Schießen noch einmal justieren müssen. Gute fünf Minuten würden sie dazu brauchen. Aber in diesen fünf Minuten rollt ein angreifender Panzer 2500 m. Er hätte dann längst die Wirkungstiefe des Geschützes überwunden, wäre also durchgebrochen ...

Kann ein Axel Röder so denken? Jugendfreund, so sagt er jetzt manchmal zu sich selbst, hast du dich geändert! Er hat einfach gelernt, und nicht nur er – alle in der Batterie. Den Weg, den die Kommunisten beschlossen und gemeinsam mit allen durchgesetzt haben, führte in nur wenigen Wochen zu greifbaren Erfolgen. Die FDJler, und mit ihnen Axel, waren dabei die eifrigsten. In ihren Versammlungen, zu denen sie auch die nicht im Jugendverband organisierten Genossen einluden, sprachen sie über die vielen Veränderungen, die durch die neue Technik ermöglicht wurden. Vor allem auch über die Sicherheit, die das neue Zugmittel den Bedienungen gewährt. Bewahrte sie die Plane des Ural bestenfalls vor Regen und Wind, so schützt die leichte Panzerung des MT-LB sie vor Infanteriegeschossen und Splittern. Das Überwinden von verseuchtem und aktiviertem Gelände wird für sie problemloser. Im Winter läßt er sich sogar beheizen. Aber sie sprachen auch ausführlich über die Probleme, die der MT-LB ihnen stellt, und wie ihnen beizukommen ist. Für den engen Lade- und Transportraum erarbeiteten sie einen Plan,



in dem sie genau festhielten, wo jeder einzelne Gegenstand hingestellt oder -gelegt werden muß. Axel erfand Gestelle für die Munitionskisten und baute sie zusammen mit Moppel ein. Dem Batteriechef schlugen sie vor, nicht mehr mit umgehängter Waffe aufzusitzen, sondern sie vom einen zum anderen zu übergeben. Dazu tüftelten sie an den rationellsten Handgriffen so lange, bis sie die Zeit, die sie für das Übergeben brauchten, wieder heraus hatten, denn die Gesamtnormzeit sollte sich nicht verändern. All das war Axel so selbstverständlich geworden, als wäre es schon jahrelang so gewesen.

Es läuft im wahrsten Sinne des Wortes, denkt Axel, nun schon den zweiten Tag auch während der taktischen Übung mit Gefechtsschießen. Sie halten in einer Schneise. Technischer Halt, die üblichen Kontrollen, bei ihm ist alles in Ordnung. Da wird das Signal „Gas" durchgegeben. So als hätte er's nie anders getan, schlüpft auch Axel in den Schutzumhang. Sie

Technische Rast. Am MT-LB, der Zugmaschine, werden Ölstand und Treibstoff kontrolliert sowie alle während des Marsches besonders beanspruchten Baugruppen, z. B. Bremsen, Radlager, Kupplungen, Getriebe, gewartet

fahren weiter. Das Gelände steigt an. Axel stutzt. Das kann doch nicht die Steigung sein? Sein Fahrzeug wird langsamer, der Motor setzt aus. Noch rollen sie ein Stück, es reicht gerade, um aus der Spur zu ziehen, dann stehen sie. Kraftstoff... Kraftstoffzufuhr ... Axel steigt vom Fahrersitz, klettert aufs Fahrzeug, öffnet die Luke zum Motorraum. Tatsächlich! Die Kraftstoffleitung hat sich gelöst. Er muß sich bücken. Der Gummi des Schutzumhangs gibt wenig nach. Auch das Werkzeug fühlt er durch die Gummihandschuhe schlecht. Einfach alles abwerfen? Schließlich ist bloß Übung. Möglich, daß man ihm dies nachsehen würde, bei einem Gefechtsschießen hat doch jeder Kommandeur gern alle seine Kanonen in der Feuerlinie. Axel drängt diesen Gedanken weit von sich. Er befindet sich im verseuchten Gebiet. Er wäre nach den Spielregeln der Übung... Weiter denkt er nicht mehr, konzentriert sich auf die Arbeit. Mit Mühe nur kann er die Leitung wieder ansetzen, aber er schafft es.

Der Motor läuft wieder. Sie fahren der Kolonne nach. Unteroffizier Buhl meldet über Funk, daß sie sich wieder auf dem Marsch befinden. „Sie haben eben die Feuerlinie bezogen", teilt er Axel noch über die Bordsprechanlage mit, gibt ihm aber durch Zeichen zu verstehen, daß er sich beim Fahren nicht übereilen soll. Sie haben sich schon recht gut aufeinander eingespielt. Für vieles genügt ein Wink.

Die Spur der Batteriekolonne führt durch eine Schneise. Bald wird der Baumbestand lichter. Eine weite baumlose Fläche öffnet sich. Die Schußbahnen sind zu erkennen. Axel sieht, zwischen dem ersten und dem dritten Geschütz haben sie Platz gelassen. Ihre Stellung! In weitem Bogen fährt er fast millimetergenau ein. Da ist Buhl auch schon vor das Fahrzeug gelaufen und zeigt die gelbe Flagge. Also abgehängt. Er fährt ein paar Schritte vor. Kaum hat er das Fahrzeug zum Halten gebracht, hilft er schon abladen. Ohne aufzusehen, arbeiten die Kanoniere, trotz der Schutzbekleidung. Sie graben die Erdsporne ein, schleppen die Munitionskisten heran. Der K1, Gefreiter Mäde, steckt den Richtaufsatz auf. Schon zeigt das Rohr wie die Rohre der anderen Geschütze in die Richtung, aus der der Panzerangriff erwartet wird. „Erster Feuerzug... Panzeralarm!" Die Stimme von Oberleutnant Brombach überschlägt sich fast. Granaten werden übergeben. Verschlüsse klacken. Auch am zweiten, wie Axel sieht und hört.

Dann sieht er, wie Buhl die rote Flagge nach unten stößt. Für Sekunden steht das Mündungsfeuer und – Treffer!

Sieben Treffer zählt Axel an diesem Tage in zwei Schießen für „sein" Geschütz.

Axel Röder spricht seitdem stets von „seinem" Geschütz.

Illegal

Leo Mette

Als ich die schreckliche Nachricht vernahm, hatte ich gerade Urlaub von der Truppe und hielt mich bei meiner Familie in Berlin auf. Es war Sonntag, der 22. Juni 1941. Von Fanfarenklängen eingeleitet, gab der Rundfunk Sondermeldungen durch, aus denen hervorging, daß die faschistische Wehrmacht in den Morgenstunden die Sowjetunion überfallen habe.

Wie ein Alpdruck lastete diese Mitteilung auf mir und meiner Frau, wenngleich wir schon längere Zeit mit Sorge die militärischen Vorbereitungen beobachtet hatten.

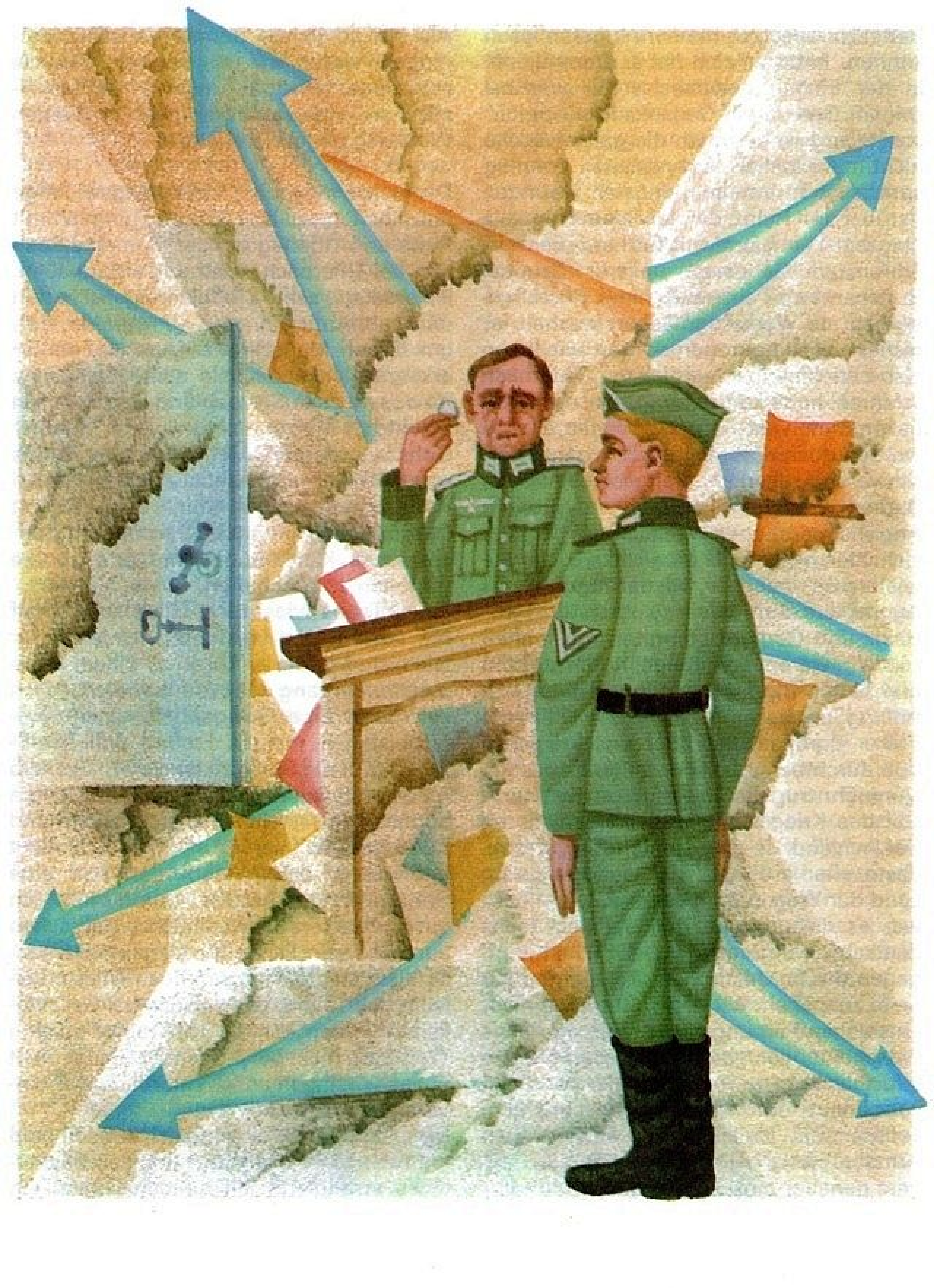
Wir gehörten beide einer antifaschistischen Widerstandsgruppe an und hatten im Kreis unserer Genossen oft über den weiteren Verlauf des damals fast zwei Jahre währenden Weltkriegs nachgedacht. Uns war klar: Das Hauptziel der deutschen Imperialisten war die Vernichtung des ersten sozialistischen Landes der Welt. Die bisherigen Überfälle auf bürgerliche Staaten waren nur der Anfang. Insgeheim hatte freilich jeder von uns gehofft, es werde Kräfte geben, die dieses Verbrechen verhinderten. Nun war es Wirklichkeit geworden. Die Einschätzung der Komintern und der KPD-Führung, der Krieg werde sich letzten Endes gegen die Sowjetunion richten, hatte sich bestätigt. Die Stimmung war gedrückt. Unsere Gedanken kreisten um die Frage, was in dieser Situation zu tun sei, was wir tun könnten. Wichtig war, nicht zu resignieren.

Meine Frau legte die Schallplatte mit dem letzten Artikel von Karl Liebknecht auf. Die Platte hatten wir erst kürzlich von einem Freund geschenkt bekommen. Aus Sicherheitsgründen hatten wir das Etikett entfernt und einen „harmlosen" Titel aufgeklebt. Erwin Piscator rezitierte die für uns in dieser Stunde bedeutungsschweren Sätze: „Es gibt Niederlagen, die Siege sind; und Siege, verhängnisvoller als Niederlagen ... Die Geschlagenen von heute werden die Sieger von morgen sein ... Ob wir dann noch leben werden, wenn es erreicht ist – leben wird unser Programm! Es wird die Welt der erlösten Menschheit beherrschen. Trotz alledem!"

Die Worte gaben uns Kraft. Dennoch war mir schwer ums Herz, als ich mich von meiner Frau und unserem fünfjährigen Sohn Achim verabschiedete und zu meiner Einheit zurückfuhr, die in der Nähe von Berlin stationiert war. Diese Spezialtruppe war dem Oberkommando des Heeres

direkt unterstellt und befaßte sich mit meteorologischen Erkundungen für Artillerieangriffe. Ich war Obergefreiter und hatte Personalfragen zu bearbeiten: Soldbücher abstempeln, Namenslisten aufstellen, Karteikarten anlegen, Personalunterlagen anfordern ...

Am Montag nach dem Urlaub wurde ich gleich bei Dienstbeginn zu Oberst Thierbach, dem Kommandeur, bestellt. Ich ging mit gemischten Gefühlen zu ihm, denn Montag früh war er meist schlecht gelaunt.
Thierbach besaß ein Gut in Ostpreußen, an der polnischen Grenze, und war dort zugleich Amtsvorsteher. Seiner Gesinnung nach war er ein Reaktionär und übler Antikommunist. Er war nicht mehr der Jüngste und daher froh, nicht an der Front, sondern im „Reich" eingesetzt zu sein. Diese Stellung wollte er möglichst bis Kriegsende behalten. So war er darauf bedacht, daß in seinem Zuständigkeitsbereich alles zur Zufriedenheit der Vorgesetzten verlief. Besonderes Augenmerk richtete er auf die Schreibstube, die er als geistigen Kopf seiner Einheit betrachtete.
Als ich bei Thierbach eintrat, saß er mißmutig an seinem Schreibtisch, über Papiere gebeugt. Sie trugen den Stempelaufdruck „Geheime Kommandosache". Die Tür vom Panzerschrank stand sperrangelweit offen. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte: Den Alten drängte wieder einmal ein Termin, und in der Eile konnte er nicht finden, was er benötigte. Er war dann immer froh, wenn ihm jemand bei der Arbeit etwas half, obwohl er sie wegen des geheimen Charakters hätte persönlich erledigen müssen.
Seine Miene hellte sich auch sofort auf, als er meiner ansichtig wurde. Ich hatte schon mehrmals für ihn „Schriftkram" erledigt. Auch der letzte Bericht für das Oberkommando, den ich in seinem Auftrag anfertigte, hatte ihm sehr gefallen.
„Na, Mette", empfing er mich, „was sagen Sie zu der gigantischen Entfaltung unserer Truppen im Osten? Jetzt haben wir die Russen in der Zange!"
Glücklicherweise brauchte ich auf diese „Begrüßung" nicht zu antworten, denn der Oberst kam gleich zum Kern der Sache. „Sie werden demnächst viel zu tun bekommen", verkündete er mir jovial. „Wir müssen zusätzliche Wetterpeilzüge aufstellen. Es stehen bedeutsame Angriffe bevor. Die schwere Artillerie braucht dann zuverlässige Wetterangaben. Schließlich wollen wir bis zum Spätherbst mit Rußland fertig sein."
Thierbach nahm ein Schriftstück zur Hand und las ab: „Zwei Züge für den Leningrader Abschnitt, zwei für den Mittelabschnitt, für den Kaukasus und Donbass. Ein Zug wird mit Tropenausrüstung für Afrika aufgestellt. Außerdem behalten wir England im Auge – ein Zug geht auf die Kanalinseln. Der Zug, der in Narvik stationiert ist, muß aufgefüllt werden."
Er legte das Blatt auf den Schreibtisch zurück, bevor er mir erläuterte: „Natürlich reicht das ausgebildete Personal dazu nicht aus. Deshalb werden uns von anderen Truppenteilen geeignete Soldaten und Unteroffiziere überstellt. Abiturienten, Studenten, Mathematiker, Nachrichtenleute, na, Sie wissen ja selber, welch gelehrtes Volk bei unserer Truppe gebraucht wird. Also, mein Lieber, Sie werden eine Menge Schreiberei erledigen müssen."
„Zu Befehl, Herr Oberst." Ich lächelte ihn vielsagend an.
„Das war's schon, was ich Ihnen sagen wollte." Gönnerhaft fügte er hinzu: „Richten Sie sich darauf ein – und halten Sie die Augen offen. Dummköpfe können wir für unsere verantwortungsreiche Mission nicht gebrauchen."



Hätte Thierbach in meinem Inneren lesen können, hätte er sich lieber Dummköpfe in der Einheit gewünscht. Mir war bei seinem Gerede ein Gedanke im Kopf herumgegangen, der mich die ganze Woche nicht mehr losließ. Am nächsten Sonntag sprach ich mit meinen engsten Freunden darüber, mit Heinz, der auf einem Flugplatz eingesetzt war, und mit Gerhard, dem erfahrensten Genossen unserer Gruppe. Er arbeitete in einem Berliner Rüstungsbetrieb als Werkzeugmacher, weshalb er bisher nicht eingezogen worden war. Ihnen also berichtete ich, was ich von Thierbach erfahren hatte und was mir in den Sinn gekommen war: Unsere Wetterpeilzüge wurden doch dort eingesetzt, wo massiert schwere Artillerie bereitgestellt wurde. Daraus wiederum ließ sich auf größere Angriffsoperationen schließen. Ergäbe sich hier nicht eine Möglichkeit, die Sowjetarmee bei der Niederringung des Aggressors unmittelbar zu unterstützen?
Heinz und Gerhard stimmten mir lebhaft zu. Wir waren drei junge Kommunisten und hatten die faschistische Diktatur von Anfang an bekämpft, weil sie über die Völker Europas und über unser eigenes Volk furchtbares Leid und Elend brachte. Nunmehr trug die Sowjetunion die Hauptlast des Krieges gegen das faschistische Deutschland. Je eher sie den Sieg errang, desto eher eröffnete sich auch unserem Land der Weg in eine bessere Zukunft. So war es die ganz natürliche Pflicht jedes deutschen Patrioten, der UdSSR im Kampf gegen die faschistischen Okkupanten zur Seite zu stehen. Wir drei saßen zwar nicht an solchen Führungsstellen, wo operative Entscheidungen getroffen wurden. Unsere Informationen waren regionaler Art. Doch koordiniert mit anderen Nachrichten, konnten sie vielleicht der sowjetischen Armeeführung helfen, die Kräfte des Gegners genauer einzuschätzen.
Als wir an jenem Sonntag auseinandergingen, waren wir uns bewußt, daß die schwerste Etappe unseres antifaschistischen Widerstandskampfes im zweiten Weltkrieg begonnen hatte.

Damit ich möglichst viele kriegswichtige Einzelheiten erfahren konnte, ging ich mit Ruhe und Überlegung daran, meine Position bei Thierbach zielstrebig auszubauen. Ich studierte seine Charaktereigenschaften und nahm mir ein ganzes Programm vor, um diesen Menschen aufzuschließen. So erkannte ich auch bald seine Schwäche für auserlesene Speisen und Getränke. Ich machte sie mir zunutze, um weiter in seiner Gunst zu steigen. Mein gutes Verhältnis zum Chef des Casinos, Oberfeldwebel Hartmut, gestattete mir, dem Oberst französischen Kognak, Burgunder, französischen Käse, Südfrüchte und andere Raritäten zu beschaffen.
Eines Tages wies mich Thierbach darauf hin, der Rechnungsführer, Unteroffizier Niedlich, werde in Kürze zu einem Zahlmeisterlehrgang abkommandiert. Ich sah darin eine Gelegenheit, einen Antifaschisten – meinen Freund Willi Weißborn – auf die Stelle zu lancieren. Deshalb machte ich den Oberst auf diesen Soldaten aufmerksam, stellte seine Umsicht und Zuverlässigkeit heraus und ließ auch nicht unerwähnt, daß Weißborns Vater eine Spitzenwirkerei besäße. Damit zielte ich auf eine weitere Schwäche des preußischen Junkers: sein Faible für elegante Damen. Schließlich pries ich ihm noch Willis musikalisches Talent, das er doch bei Geselligkeiten nutzen könnte. Ich fragte, ob ihm Weißborn nicht bei passender Gelegenheit etwas vorsingen solle. Thierbach war einverstanden.
Die „passende Gelegenheit" ließ ich bald eintreten. Mit Unterstützung des Casinochefs arrangierte ich für den Oberst ein

„kleines" Frühstück, bei dem ich ihm Weißborn vorstellte. Willi war vor dem Kriege tatsächlich Opernsänger gewesen, so daß ich ihn ohne Bedenken ins Blickfeld des Obersten rücken konnte. Natürlich hatten Willi und ich zuvor das „Repertoire" abgesprochen: Es mußte dem sentimentalen Geschmack Thierbachs entsprechen. Willi sang ihm mit seinem wohlklingenden Bariton Operettenmelodien von Lehár und Linke vor und ein paar getragene Volkslieder aus Thierbachs ostpreußischer Heimat. Der Oberst war hingerissen. Neugierig erkundigte er sich bei Willi, wie er denn Sänger geworden sei. Willi antwortete ihm wahrheitsgemäß, ein Russe habe ihn entdeckt, der berühmte Schaljapin. Ich bekam einen großen Schreck, dachte, jetzt würde der Kommandeur bestimmt mißtrauisch. Doch seine Dummheit war unser Glück. Er verwechselte den Namen Schaljapin mit Chaplin. „Ist ja auch egal", meinte er, „Chaplin war gewiß auch ein Russe. Ich habe in Paris russische Emigranten kennengelernt. Prächtige Männer! Sie kämpfen mit uns gegen die Flut des Bolschewismus."

Das Frühstück wurde ein voller Erfolg. Der Oberst fand an Willi Gefallen. Als er die Tafel aufhob, hielt er mich zurück und sagte: „Sie haben recht, Mette. Auf Niedlichs Platz gehört kein Gelehrter, sondern ein zuverlässiger Kerl, bei dem Verpflegung, Zigaretten und Geld in treuen Händen liegen."

Kurz darauf wurde der Antifaschist Willi Weißborn als Rechnungsführer eingesetzt. Nunmehr hatte ich Einblick in den Einsatz der Soldaten und Unteroffiziere und der Peilzüge. Ich verfügte jetzt über wichtige dienstliche Formulare, über Verpflegungsbescheinigungen, die neuesten Reisemarken und wußte genau über die jeweiligen Urlaubs- und Dienstreisebestimmungen Bescheid. All das war für unseren Widerstandskampf von Bedeutung; zudem hatte ich damit später Möglichkeiten in der Hand, den sowjetischen Kriegsgefangenen, die im Gelände unseres Truppenteils Erdarbeiten verrichteten, Verpflegung und Tabakwaren zukommen zu lassen.

Eines Tages teilte mir Gerhard mit, ich solle mit ihm zu einem wichtigen Treff kommen. Den genauen Termin erhielte ich in unserer Anlaufstelle, Kurts Zigarettenstand in der Niederwallstraße; den Ort für die Zusammenkunft solle ich selbst bestimmen. Ich schlug die Raabe-Diele vor. Dieses alte Gasthaus liebte ich, denn es verkörperte für mich ein Stück Berliner Geschichte, genau wie die Wirtin, die Gold-Else. Vor allem aber hatte ich festgestellt, daß die Wirtschaft am Abend wenig besucht war. Die Gegend war um diese Zeit ziemlich unbelebt, und Verfolger konnte man somit schnell bemerken.

Ich fuhr mit dem Fahrrad zur Anlaufstelle, das heißt, ich fuhr nur bis zum Spittelmarkt. In der Niederwallstraße – eine Einbahnstraße, die von dem Platz abbiegt – schob ich das Rad; so hätte ich eventuelle Verfolger schneller erkennen können. Das war eine aus Erfahrung geborene Vorsichtsmaßregel. Ich ging zu dem Zigarettenstand, kaufte etwas, und Kurt sagte wie nebenbei: „Dienstag, zwanzig Uhr."

Der Dienstagabend war regnerisch; auf der Straße wenig Betrieb. Gerhard sicherte meinen Weg ab. In der Raabe-Diele saßen drei Männer. Sie spielten Skat. Offensichtlich gehörten sie zum Kietz und waren der Gold-Else gut bekannt. Wir setzten uns in die andere Ecke, wo uns keiner hören konnte. Bald darauf trat ein schlanker, sportlicher Mann, vielleicht Anfang Dreißig, an unseren Tisch. Gerhard stellte ihn mir vor.

Sein Name war Harro Schulze-Boysen. Er war Offizier im Reichsluftfahrtministerium und gleichzeitig einer der Leiter der illegalen antifaschistischen Widerstandsorganisation, die später als „Rote Kapelle" bekannt wurde. Aber all das wußte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Ich merkte, mit welcher Hochachtung Gerhard Harro begegnete, und auch ich fühlte mich von ihm sofort fasziniert.

Zunächst verständigten wir uns über die Legende für unser Zusammensein: Ich hätte mich bei Harro nach der Laufbahn beim fliegenden Personal erkundigt, welche Vorbildung notwendig wäre und ob ich dort eine Chance hätte. Es war eine alte Regel: Teilnehmer eines illegalen Treffs mußten eine plausible Erklärung dafür parat haben. Das hat vielen von uns das Leben gerettet.

Danach wandten wir uns der politischen Lage zu. Obwohl sich die Sowjetunion damals in einer äußerst kritischen Situation befand, gab es für Harro keinen Zweifel, daß die Rote Armee siegen würde. Was er sagte, verriet tiefen Einblick in die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse. Er setzte seine Worte ruhig und besonnen, seine Argumente waren überzeugend. Er gefiel mir sehr. Ich war beeindruckt von seiner ganzen Persönlichkeit. Sie strahlte Kraft und Zuversichtlichkeit aus.

Eingehend erkundigte er sich dann, wie es mir gelungen war, in meiner Einheit eine solch vorteilhafte Position zu erlangen. Gewiß wollte er mich kennenlernen, sich ein Bild von mir machen. Seine graublauen Augen blickten mich offen an.

Er erklärte uns, die konspirative Zusammenarbeit, die wir entwickeln wollten, könne nicht immer über ihn persönlich gehen. Es sollte so bleiben, wie wir es bisher gehalten hätten. Was eingespielt sei, solle man nicht unbedingt verändern. Die Sicherheit, so sagte er, müsse im Vordergrund stehen. Seit dem verbrecherischen Überfall auf die Sowjetunion seien die faschistischen Terrororgane verstärkt darauf aus, selbst die geringste Regung gegen diesen Krieg im Keim zu ersticken. Daher sollte jeder nur die Mitkämpfer kennen, die er für seine illegale Arbeit tatsächlich kennen müsse. So könnten unnötige Opfer vermieden werden. All diese Dinge bat er uns stets zu bedenken und danach zu handeln.

„Es gibt keine Verbrechen", schloß Harro unsere Zusammenkunft, „zu denen die deutschen Imperialisten nicht fähig wären."

Wir waren uns einig, daß wir alles, was in unseren Kräften stand, tun mußten, um gegen diese Verbrecher zu kämpfen. Auf dem Nachhauseweg über die Gertraudenbrücke und durch die Wallstraße zur Köpenicker Straße war ich erfüllt von dieser Begegnung: Mit solchen wunderbaren Menschen wie Harro werden wir es schaffen, den barbarischen Faschismus zu überwinden.

Dieses Gespräch brachte für mich und meine Freunde neue Aufgaben. Wir berieten, was wir zu tun hatten und welche Personen wir in unsere Arbeit einbeziehen könnten.

Meine Frau hatte sich als Mannequin im erstklassigen Modesalon Bolzel, in dem die Damen der faschistischen Prominenz arbeiten ließen, gut eingeführt. Sie besaß guten Kontakt zur Chefin und zu vielen Kundinnen: Die Frau des Reichsarbeitsführers Hierl hatte sie ins Herz geschlossen. Emmi Göring, Magda Goebbels, Frau Halder, Frau Beck, Frau von Brauchitsch, Frau Keitel zeigten ihr nicht nur einmal ihre Sympathie. Auch die Geliebte Hitlers, Eva Braun, schätzte sie.

Wir hatten ihre Tarnung geschickt vorbereitet: Als Fotomodell war sie in vielen



Zeitungen zu sehen, selbst als Titelbild in der „Berliner Illustrierten". Das war scheinbar widersinnig, aber gerade darin bestand ja die Tarnung.
Heinz – jetzt im Offiziersrang – war auf verschiedenen Flugplätzen eingesetzt, wo es ihm gelang, wertvolle Informationen zu sammeln.
Ich selbst bemühte mich, meine Vertrauensstellung beim Oberst zielstrebig zu vertiefen.
Systematisch nutzten wir in der Folgezeit alle Möglichkeiten und verstärkten unsere Anstrengungen, um der Roten Armee kriegswichtige Informationen zuzuleiten. Beispielsweise brachte mich meine Frau mit einer ihrer Freundinnen zusammen, die Einblick in die Giftgasproduktion hatte. Ich beschaffte mir in meinem Truppenteil weitere Fakten, aus denen sich militärische Operationen der Wehrmacht ableiten ließen. Heinz beobachtete Stationierung und Verlegung von Luftwaffeneinheiten. Meine Frau war bemüht, sich weiterhin das Vertrauen der Kundinnen und ihrer Chefin zu erhalten, um soviel wie möglich brauchbare Details zu erfahren.
Wir waren uns im klaren, daß jeder falsche Schritt, jede Unvorsichtigkeit in unserer Arbeit, jeder Verstoß gegen die Regeln der Konspiration lebensgefährlich war. Dennoch beherrschte uns nicht die Angst, wenngleich uns dieses Gefühl nicht unbekannt war. Aber wo keine Angst ist, kann auch kein Mut sein. Das Bewußtsein, daß wir einer gerechten Sache dienten, beflügelte unseren Einsatz. Zudem halfen uns die Erfahrungen, die wir bisher in unserer illegalen Tätigkeit gesammelt hatten.

So begannen wir Informationen zu sammeln, die der Sowjetunion zuflossen. Die Notwendigkeit, den Feind im eigenen Land zu bekämpfen, verband sich für uns mit dem Klassenauftrag, die Rote Armee mit all unseren Kräften bei der Zerschlagung des Faschismus zu unterstützen.

Kostüme für Stratosphärenflieger und Kosmonauten

Oberstleutnant Wilfried Kopenhagen

Im Verlauf des ersten Weltkriegs zwangen die wachsenden Möglichkeiten der Luftverteidigung, wie größere Schußhöhe der Flak oder höhere Steigfähigkeit der Jagdflugzeuge, die Bomber und die Luftschiffe dazu, immer höher zu steigen. Bereits damals mußte man dazu übergehen, die Besatzungen mit Sauerstoffmasken auszustatten, um ihre Lebensfähigkeit zu erhalten. Als nun im Verlauf der nächsten zwanzig Jahre die Leistungsfähigkeit der Flugzeuge und damit auch die Flughöhen weiter zunahmen, wurden neue Fragen aufgeworfen über die Bedingungen zum Aufenthalt in großen Höhen. Wesentliche Erkenntnisse hatten die Luftfahrtmediziner sowie die Konstrukteure bereits aus den Ballonaufstiegen zahlreicher Forscher in verschiedenen Ländern gewinnen können. So erreichten die sowjetischen Aeronauten G. A. Prokowjew, E. K. Birnbaum und K. D. Godunow mit dem Stratosphärenballon CCP-1 am 30. September 1933 eine Rekordhöhe von 19 000 m.

Obwohl man in den dreißiger Jahren weder für die zivilen noch für die Militärflugzeuge eine spezielle Stratosphärenausrüstung benötigte, beschäftigten sich zahlreiche Fachleute in einigen Ländern bereits mit diesem Problem, um bei weiter wachsender Flughöhe darauf vorbereitet zu sein. In der Sowjetunion beispielsweise wurde im September 1939 ein Höhenschutzanzug erprobt, der zwar noch etwas unhandlich wirkte (vor allem durch den überdimensionalen Helm), aber bereits Ähnlichkeiten mit dem heutigen Muster aufwies. Als dann nach dem zweiten Weltkrieg zunächst die Militärflugzeuge durchgängig auf den Strahlantrieb umgerüstet wurden und Höhen um 16 000 m durchaus keine Seltenheit mehr waren (im zweiten Weltkrieg hatten sich die Luftkämpfe in der Regel bis in 8 000 m Höhe zugetragen), mußten natürlich auch die notwendigen Ausrüstungen bereitstehen, um in diesen Höhen fliegen und kämpfen zu können. Sehen wir uns zunächst aber einmal an, um welche Probleme es in großen Höhen geht.

Ein wenig Luftfahrtmedizin

Kurz und bündig gesagt, geht es darum, die Lebensfähigkeit des Menschen in großen Höhen zu erhalten. Bekanntlich verringern sich mit wachsender Höhe der Luftdruck, die Temperatur und der Teil-

druck der einzelnen Gase in der Luft. Was dagegen enorm anwächst, ist die Stärke der kosmischen Strahlung. Beispielsweise bewirkt die Abnahme des Luftdrucks auf 40 Torr in einer Höhe von 20 000 m, daß der Siedepunkt des Blutes auf die Körpertemperatur von 37 °C absinkt. Also würde beim ungeschützten Menschen in dieser Höhe das Blut in den Adern im wahrsten Sinne des Wortes kochen. Und die Temperatur sowie die kosmische Strahlung? In 11 000 m Höhe erreicht die Lufttemperatur −56,5 °C, die kosmische Strahlung in 28 000 m Höhe den zehnfachen Wert gegenüber der Bodennähe. Kurz: Der Mensch ist ohne Schutzeinrichtungen in der Stratosphäre weder lebens- noch arbeitsfähig.

Verweilen wir ein wenig bei dem Problem Sauerstoff. Er wird dem menschlichen Organismus – genauer gesagt, dem Blut – bekanntlich über die Atmung der Lungen zugeführt. Mit Zunahme der Höhen verringert sich bei gleichzeitigem Absinken des atmosphärischen Druckes auch der Sauerstoffdruck in der Luft, die wir einatmen (wobei beachtet werden muß: Der prozentuale Anteil des Sauerstoffs in der Luft ändert sich nicht). Wer schon einmal im Hochgebirge gewesen ist, wird vielleicht bemerkt haben, daß man kürzer atmen muß und daß das Herz schneller schlägt. Diese verstärkte Atemtätigkeit oder höhere Herzfrequenz – wie der Fachmann sagt – treten ein, weil unser Körper in der Lage ist, den verringerten Blutsauerstoffgehalt auszugleichen. Das geschieht aber nur in gewissen Grenzen, die allgemein bei Höhen um 4 000 m liegen. Polnische Luftfahrtmediziner haben exakt nachgewiesen: der Sauerstoffmangel ruft bei Flügen in 3 000 bis 6 000 m Höhe Schwäche, Müdigkeit, Apathie, Störungen in der Fähigkeit, die Bewegungen zu koordinieren, sowie andere Veränderungen im Wohlbefinden hervor. Ab 3 600 m Höhe wurden Anzeichen im Nachlassen des Gedächtnisses festgestellt, ab 4 200 m wird die Müdigkeit sehr stark, in 5 400 m Höhe nimmt die Aufmerksamkeit erheblich ab, das Gedächtnis schwindet sehr stark; ab 6 000 m Höhe treten Störungen in der Muskel-Nerven-Funktion auf, was sich in Zuckungen äußert. Der Pilot verliert das Zeitgefühl und die Macht über seinen Willen. Aus all dem ergab sich: Soll der Flugzeugführer in Höhen über 4 000 m fliegen, so muß man die eingeatmete Luft mit Sauerstoff anreichern. Diese Erkenntnis ist natürlich nicht neu. So entwickelte man im Lauf der Zeit immer vollkommenere, für den Flugzeugführer auch einfacher zu bedienende und bequemere Geräte.

Eine neue Situation ergab sich aber, als die Flughöhen über 12 000 m hinauswuchsen, als das Flugzeug die Stratosphäre erreichte. Man mußte nämlich feststellen: Soll der Mensch in solchen Höhen arbeiten, so muß man seinen Lungen reinen Sauerstoff zuführen. Dabei tritt aber ein weiteres Problem auf: Man muß einerseits den Lungen den Sauerstoff mit Überdruck zuführen, andererseits wird bei einem bestimmten Überdruck das Ausatmen für den Menschen so schwierig, daß die Atemmuskeln erschlaffen. In der Folge hört die Atmung dann ganz auf. Um dem zu begegnen, gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder versieht man die Flugzeuge, die für längere Flüge in Höhen über 12 000 m vorgesehen sind, mit einer hermetisierbaren Kabine, oder man entwikkelt für die Flugzeugführer beziehungsweise für die Besatzung Druckanzüge. In der UdSSR entschied man sich – wie international üblich – für die hermetisierbare Kabine. Sie gewährleistet in beliebigen Flughöhen einen ständigen Überdruck, der nicht kleiner ist als der in 12 000 m Höhe übliche atmosphärische Druck. Damit ist

gesichert: Der Flugzeugführer kann ungestört reinen Sauerstoff einatmen und die verbrauchte Luft ausatmen.

Schutz für Havariesituationen

Nun mußten die Konstrukteure aber damit rechnen, daß der Flugzeugführer eines Jagd- oder Aufklärungsflugzeugs sowie die Besatzung eines Bombers auch beim Flug über 12000 m in eine Notlage geraten können, wobei die Kabine undicht, die Maschine im Kampf beschädigt werden kann oder wichtige Aggregate aussetzen können. Um nun die geschilderte, unbedingt notwendige Überdruckatmung des reinen Sauerstoffs zu sichern, schuf man sogenannte Höhenschutzanzüge, den meisten bereits bekannt durch ihre charakteristischen Gummiwülste und Schnüre. Dieser jedem Flugzeugführer persönlich angepaßte Anzug aus Textilgewebe sitzt sehr straff auf dem Körper und schränkt natürlich die Bewegungsfreiheit ein. Außerdem muß sich der Flugzeugführer erst an die Atmung in einem solchen Höhenschutzanzug gewöhnen, wozu er sich einem regelrechten Training unterzieht. Muß der Flugzeugführer nun in einer Havariesituation die Kabine verlassen, so wird automatisch Druckluft (oder Sauerstoff) in die längs der gesamten Kombination verlaufenden Gummischläuche geleitet, wodurch diese gewissermaßen als eine Spannvorrichtung dienen. Sie gleichen damit den wesentlich geringeren barometrischen Druck der Umwelt aus — kompensieren ihn also. Deshalb werden diese Höhenschutzanzüge auch Kompensationsanzüge genannt.
In normalen Situationen dient dieser Anzug auch dazu, bei Flügen in der Stratosphäre, besonders in Kurven oder beim



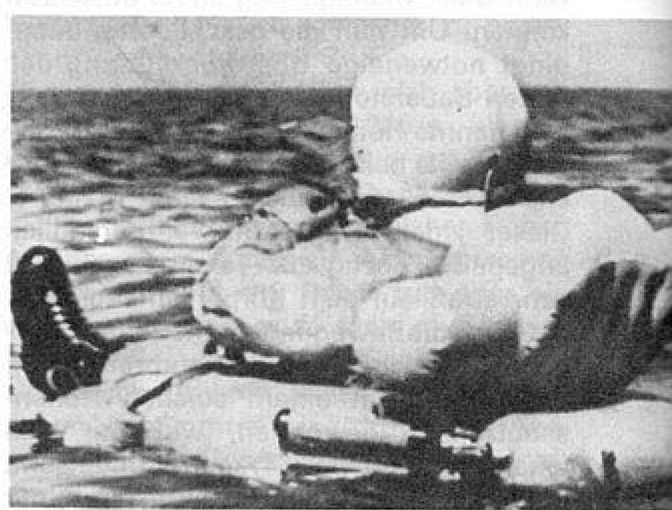
Luftkampf, die Atemmuskeln zu entlasten. Dazu übt er einen Druck von außen auf Brust und Rücken aus. Außerdem verhindert er Kreislaufstörungen, die durch die Erweiterung der Venen auftreten könnten. In Flugzeugen, die nur gelegentlich in der Stratosphäre über 12000 m flogen (z.B. MiG-15 oder MiG-17), trugen die Flugzeugführer eine spezielle Hose, die ebenfalls den Kreislaufstörungen durch Blutstau in den unteren Körperteilen entgegenwirkt. — Vervollständigt wird die Höhenschutzausrüstung durch die Atemmaske, wie sie bereits seit langer Zeit bekannt ist, sowie durch den Maskenhelm, der in Höhen über 12000 m getragen wird.

Höhenschutzanzug für Flüge über 12000 m. Er wird jedem Flugzeugführer persönlich angepaßt

Erster Außenbord-skaphander, wie ihn Beljajew und Leonow 1965 bei ihrem Flug mit Woßchod 2 trugen



Der Skaphander Gagarins hatte eine selbständige Sauerstoffversorgung und ein autonomes Druck- und Belüftungssystem



Bei Wasserungen wurden spezielle Schwimmer am Wostok-Raumanzug aufgeblasen

Der Skaphander – ein Schritt in den Kosmos

Bereits in den dreißiger Jahren, als die Menschen immer häufiger Vorstöße in für damalige Verhältnisse ungewöhnliche Höhenbereiche unternahmen, stattete man den Piloten mit einem Skaphander aus. Diese auch als hermetisierte Kleinstkabine zu bezeichnende Einrichtung ist heute in der Militärluftfahrt in solchen Flugzeugen üblich, die ständig über mehrere Stunden in der Stratosphäre eingesetzt werden. Auf jeden Fall gehört zu diesem aus festem,

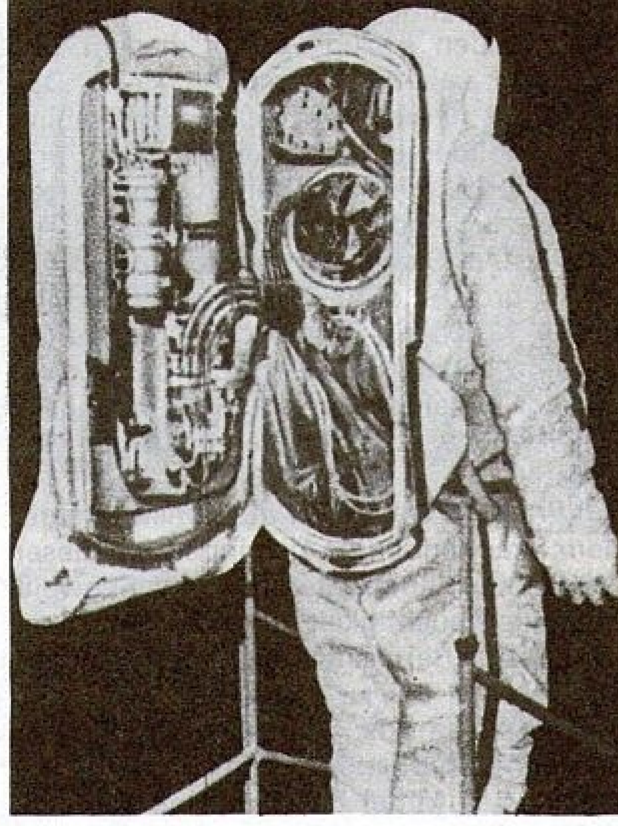
meist gummiimprägniertem Material bestehenden Anzug ein mit diesem verbundener, aber abnehmbarer Helm. Das Prinzip ist hierbei: Wird die Flugzeugkabine aus irgendeinem Grunde undicht und der Flugzeugführer den verminderten Außendruckbedingungen ausgesetzt, so entsteht im Skaphander ein Überdruck. Er ist so groß wie der Druck in einer Höhe unter 12000 m. Damit der jetzt aufgeblasene Anzug den Flugzeugführer nicht zu sehr in seinen Bewegungen behindert, ist er mit zusätzlichen Versteifungen versehen.
Ein Problem war es für die Konstrukteure, dem Skaphander die sich innerhalb dieser Minikabine durch Atemluft und Schweiß bildende Feuchtigkeit zu entziehen. (Zum Vergleich: Bei schwerer Arbeit sondert ein Mensch bis zu zwei Liter Wasser in einer Stunde aus.) Wie war das Wasser aus dem Skaphander zu bekommen? Als einfachstes Mittel bot sich eine ständige Luftventilation an. Man mußte entweder ständig neue Luft zuführen und die verbrauchte ableiten oder innerhalb des Skaphanders einen Kreislauf schaffen, in dem man die Luft regenerierte. So unterscheidet man denn auch tatsächlich Ventilations- und Regenerationsskaphander.
Bei der ersten Art ist das technisch so gelöst: Vom Triebwerk wird die Luft für die Ventilation und, wenn notwendig, auch für den Überdruck zugeleitet. Der Atemsauerstoff kommt aus Druckbehältern. Über ein Überdruckventil im Anzug gelangt die verbrauchte Luft nach außen.
Bei der zweiten Art wird im Skaphander selbst die aus Druckbehältern entnommene Luft ständig erneuert, wodurch sie ununterbrochen für die Atmung und für die Ventilation verwendet werden kann.

Die Kleider der Kosmonauten

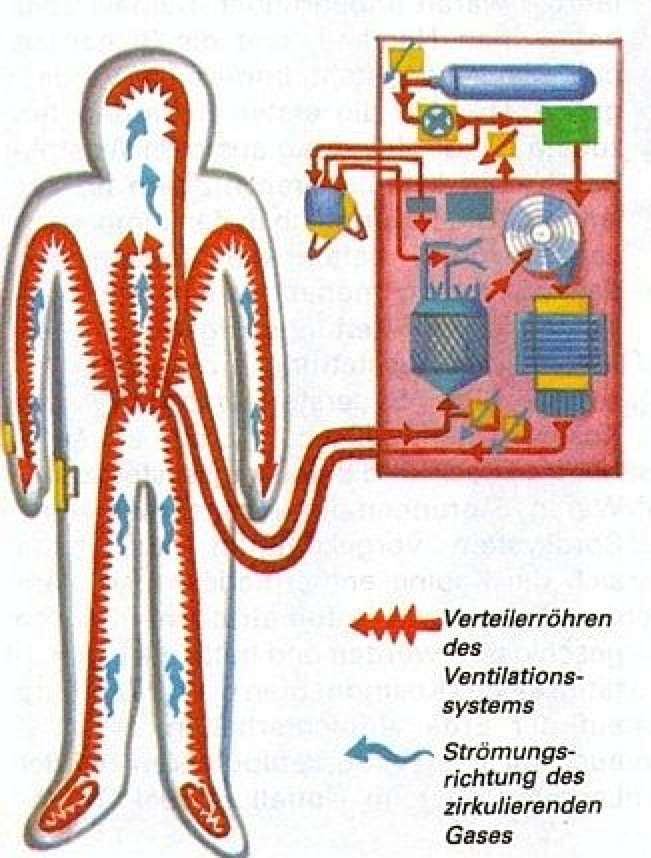
Lange bevor sich Juri Gagarin mit dem Raumschiff Wostok 1 als erster Mensch in den Weltraum begab, machten sich die sowjetischen Konstrukteure und Fachleute Gedanken darüber, wie die Skaphander der Kosmonauten beschaffen sein müßten. Natürlich verwendete man dazu auch die Erfahrungen aus der Fliegerei. Aber für den Weltraum gab es eine ganze Reihe von Besonderheiten zu beachten. So nahm man an, daß die Gefahr einer Enthermetisierung der Kabine im Raum (z. B. durch Meteoritenschlag) sehr groß sei. Außerdem befürchtete man auch andere Havariesituationen und zog in Betracht, daß der Kosmonaut vielleicht in schwer zugänglichem Gebiet landen müsse. Viele Befürchtungen – so weiß man heute nach fast zwei Jahrzehnten kosmischer Raumfahrt – waren unbegründet. Damals aber betrat man Neuland, und die Sicherheit des Menschen steht immer im Vordergrund. Da sich die ersten Kosmonauten zudem bei der Landung aus dem Wostok-Raumschiff katapultieren mußten (später landeten sie bekanntlich in der kompletten Landesektion), hatten die Raumanzüge der Wostok-Kosmonauten einen ganzen Komplex von Rettungsaufgaben zu erfüllen. Ihre Ausstattung ermöglichte die selbständige Sauerstoffversorgung des Kosmonauten, außerdem zählte ein autonomes Druck- und Belüftungssystem dazu. Wären Störungen im lebenserhaltenden Bordsystem vorgekommen oder hätte sich die Kabine enthermetisiert, so wäre der Raumanzug automatisch hermetisch geschlossen worden und hätte die Lebenstätigkeit des Kosmonauten bis zur Landung auf der Erde aufrechterhalten. Das traf auch für das Herauskatapultieren bei der Landung oder im Notfall zu. Bei Wasse-



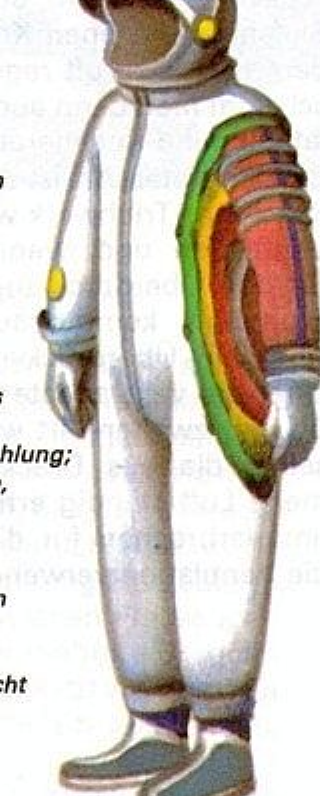
Ventilationsskaphander Leonows, mit dem er sich – über die „Nabelschnur" (Mitte) mit dem Raumschiff verbunden – als erster Mensch in den freien Raum begab



Halbstarrer Außenbordskaphander für den Ausstieg in den freien Raum, der für das Salut-6-Unternehmen entwickelt wurde



Außenbordskaphander vom Regenerationstyp, wie ihn Jelissejew und Chrunow 1969 bei ihrem Umstieg aus Sojus 5 in Sojus 4 im freien Raum trugen



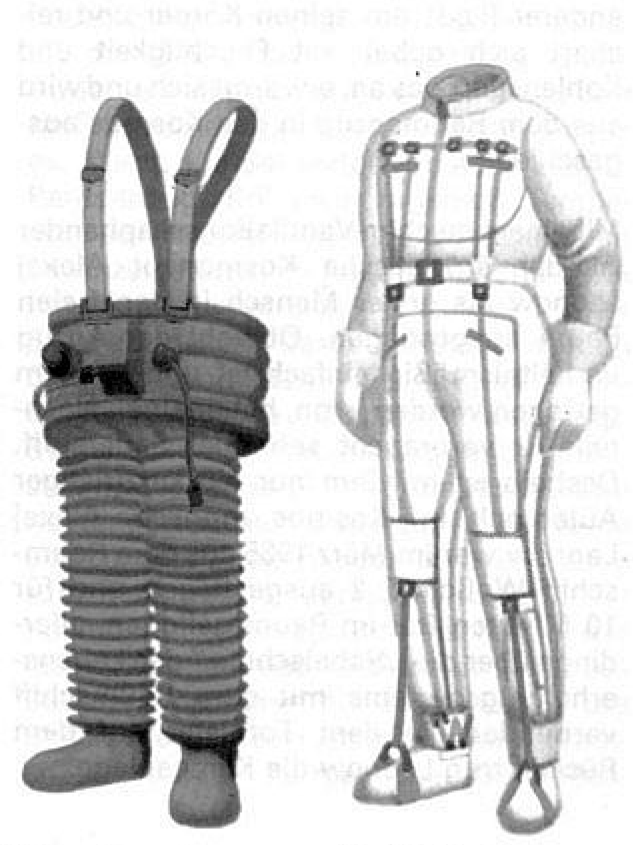
Die verschiedenen Hüllen des Raumanzugs:

weiß – dichte weiße Gewebeschicht mit reflektierenden Eigenschaften;
grün – Schutzschicht aus Metallfolie gegen Hitze und Unterkühlung;
gelb – hermetische Hülle, trennt Innenraum vom kosmischen Vakuum;
rot – hermetische Hülle, läßt kein Gas nach außen strömen;
grau – Kraftschicht bzw. druckaufnehmende Schicht



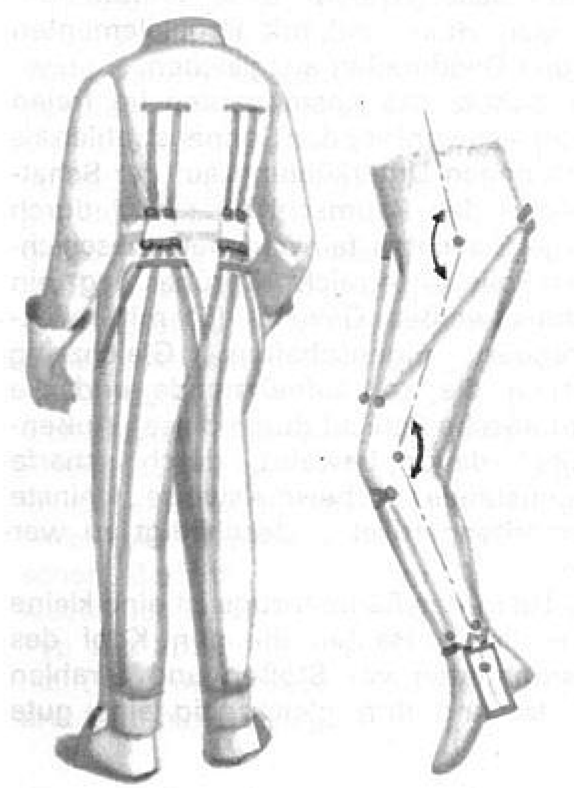
rungen wären spezielle Schwimmer am Raumanzug aufgeblasen worden, die dem Kosmonauten aus jeder Situation heraus eine stabile Schwimmlage mit dem Kopf über Wasser geschaffen hätten. Gegen die Kälte im Wasser sowie im arktischen Frost wäre der Kosmonaut für mindestens acht Sunden durch eine besondere thermoisolierende Schicht in der Hülle des Raumanzugs geschützt. Um leichter von Suchtrupps ausgemacht werden zu können, bestand die äußere Schicht der ersten Raumanzüge aus orangefarbenem Gewebe.

Seit jenem historischen Flug Gagarins mit Wostok 1 am 12. April 1961, zu dem Juri einen weißen Helm, hohe schwarze Schnürschuhe und einen orangefarbenen Raumanzug trug, hat sich die Bekleidung der Kosmonauten bedeutend verändert. Das erkennt man am besten, wenn man die verschiedenen Modelle miteinander vergleicht. Zur Raumbekleidung der ersten sowjetischen Kosmonauten gehörten der overallartige Anzug, der dem Körper des Kosmonauten angepaßt wurde und alle Haupteigenschaften der menschlichen Kleidung hatte, sowie hermetischer Helm, Handschuhe und Fußbekleidung.



Vakuumhose, die zur Regulierung des Blutkreislaufs dient

Das Training in diesem Belastungsanzug „Pinguin" ermöglicht dem Kosmonauten



während seines Fluges, sich auf die Bedingungen der irdischen Schwerkraft einzustellen.

Deutlich ist das elastische Bändersystem zu erkennen

Der Anzug besteht aus mehreren Hüllen (Bild). Die hermetische Hülle trennt den gasgefüllten Innenraum vom kosmischen Vakuum, eine zweite Hülle läßt kein Gas nach außen strömen. Da von dieser doppelten Hülle das Leben des Kosmonauten abhängt, hütet man sie natürlich besonders. Die Konstrukteure sind jedoch noch weiter gegangen: Sie gaben dem Raumanzug sozusagen als Reserve eine weitere Haupthülle (3). Eine sogenannte Kraftschicht nimmt die Belastung auf, die durch den hohen Innendruck entsteht. Weil der Innendruck bestrebt ist, den weichen Hüllen der Gliedmaßen die Form von Zylindern zu geben, wurden für die Arme und Beine Scharniere eingefügt (für Schulter-, Ellenbogen-, Hand-, Knie- und Fußgelenke), ohne die sich der Mensch im Raumanzug nicht bewegen könnte. Die druckaufnehmende Hülle verhindert auch ein Aufblasen des ganzen Anzugs. Die unterschiedliche Größe der Kosmonauten läßt sich in gewissen Grenzen mit einem Seilzugsystem in der kraftaufnehmenden Hülle und mit Regelelementen an den Gliedmaßen ausgleichen.

Der Schutz des Kosmonauten im freien Raum – sowohl vor den Sonnenstrahlen als auch gegen Unterkühlung auf der Schattenseite des Raumschiffs – wird durch einige Schichten feinster metallbeschichteter Folie (4) erreicht. Darüber liegt ein dichtes weißes Gewebe (5) mit reflektierenden Eigenschaften. Gleichzeitig werden die kraftaufnehmende und die hermetische Schicht durch diese „Außenhäute" davor bewahrt, durch scharfe Gegenstände – beispielsweise kleinste Meteoritenpartikel – beschädigt zu werden.

Der Helm des Raumanzugs ist eine kleine hermetische Haube, die den Kopf des Kosmonauten vor Stößen und Strahlen schützt und ihm gleichzeitig eine gute Sicht ermöglichen muß. Das Sichtfenster des Helms ist deshalb eine recht aufwendige und komplizierte Einrichtung. Das Glas muß hermetisch mit der Haube verbunden sein und zusätzlich Lichtfilter haben, die vor Blendung und vor Wärme- und Ultraviolettstrahlen schützen. Die aus Mikrofonen und Kopfhörern bestehende Sprecheinrichtung vervollständigt die Anlagen, die zum Helm gehören.

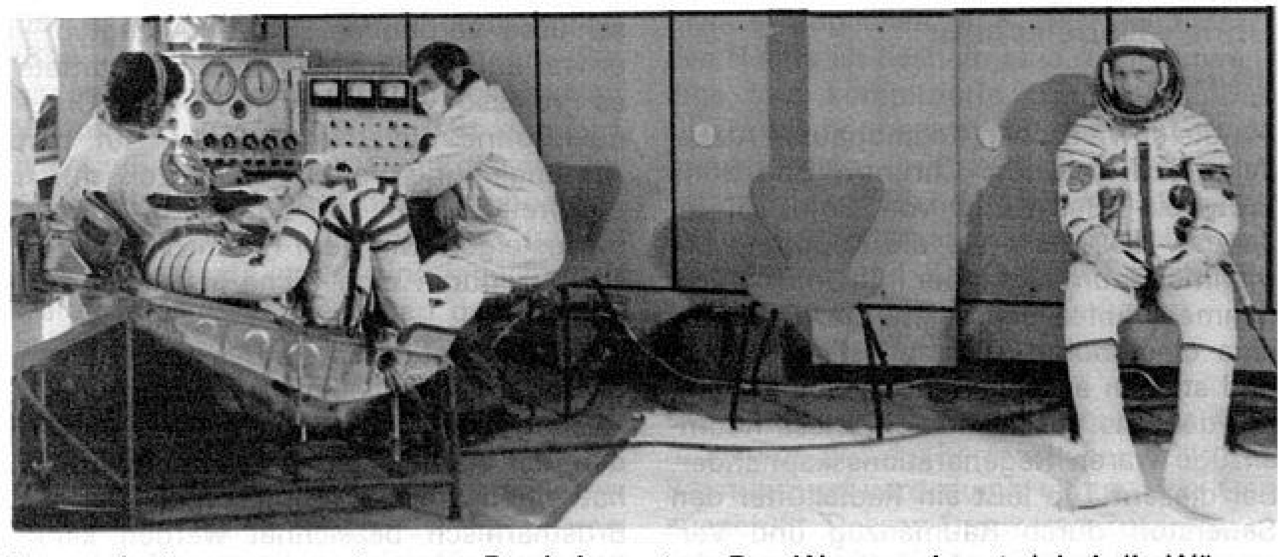
Der Raum zwischen dem Körper des Kosmonauten und der hermetischen Hülle des Raumanzugs wird durch einige Liter Gas ausgefüllt. Dessen Druck und Zusammensetzung sowie einige andere Funktionen sichert ein autonomes Lebenserhaltungssystem, das auch den Raumanzug mit Sauerstoff versorgt. Die dazu notwendigen Druckflaschen sind in einem abnehmbaren Tornister untergebracht. Einen Teil des in den Skaphander einströmenden Sauerstoffs verbraucht der Kosmonaut, ein anderer fließt um seinen Körper und reichert sich dabei mit Feuchtigkeit und Kohlensäuregas an, erwärmt sich und wird aus dem Raumanzug in den Kosmos ausgeschieden.

Mit einem solchen Ventilationsskaphander ist der sowjetische Kosmonaut Alexej Leonow als erster Mensch in den freien Raum ausgestiegen. Obwohl der Anzug verhältnismäßig einfach ist und bequem getragen werden kann, hat er einen Nachteil: Er verbraucht sehr viel Sauerstoff. Deshalb ist mit ihm nur ein kurzfristiger Aufenthalt im Kosmos möglich. Alexej Leonow war im März 1965 aus dem Raumschiff Woßchod 2 ausgestiegen und für 10 Minuten frei im Raum geflogen, allerdings über die „Nabelschnur" des Lebenserhaltungssystems mit dem Raumschiff verbunden. In dem Tornister auf dem Rücken trug Leonow die Klimaanlage.

Ohne „Nabelschnur" im All

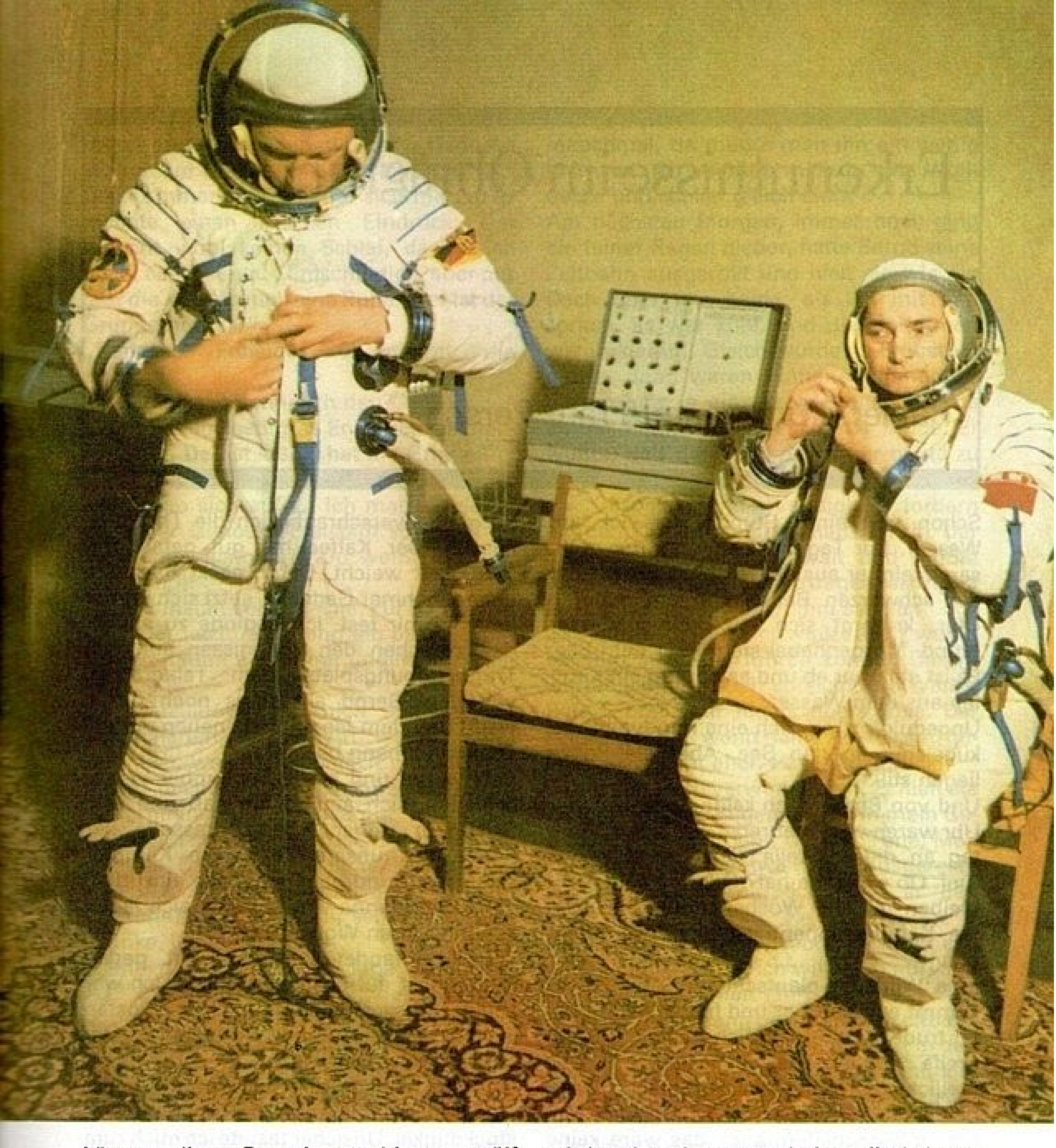
Als die sowjetischen Kosmonauten Alexej Jelissejew, Jewgeni Chrunow und Boris Wolynow (Besatzung von Sojus 5) im Januar 1969 als erste die Kopplung bemannter Raumflugkörper (mit Sojus 4) vornahmen, übten Jelissejew und Chrunow eine einstündige Außenbordtätigkeit aus und stiegen anschließend in Sojus 4 um, mit dem sie auch landeten. Diese Raumanzüge waren Regenerationsskaphander. Bei diesem Typ läßt ein Radiallüfter den Sauerstoff durch Raumanzug und Versorgungstornister kreisen. Während eine Patrone das Kohlensäuregas absorbiert, wird das zirkulierende Gas gekühlt und getrocknet, indem es über ein Kühlaggregat mit Feuchtigkeitsabscheider geleitet wird. Hier kondensiert schließlich die konzentrierte Feuchtigkeit. Neben den unter hohem Druck stehenden Sauerstoffflaschen befinden sich im Tornister Regler, die das Gas in den Raumanzug geleiten. Außerdem nimmt der Tornister Geber und Meßinstrumente auf. Letztere ermöglichen es, Werte für Sauerstoffvorrat, Druck im Raumanzug, Kohlensäuregehalt, Temperatur sowie weitere wichtige Informationen an Anzeigetafeln im Raumschiff und – mit Hilfe funktelemetrischer Kanäle – auf der Erde abzulesen. Darüber hinaus werden dem Kosmonauten über Signaleinrichtungen kritische Zustande angezeigt. Sollte sich der Raumanzug enthermetisieren, so speist eine automatische Einrichtung zusätzlich Sauerstoff ein. Würde ein Lüfter ausfallen oder eine Zuleitung zum Elektromotor abreißen, so kann der Kosmonaut einen Ejektor einschalten, der die Zirkulation des Gases mit Hilfe des Sauerstoffdrucks aufrechterhält. Die Schläuche des Tornisters sind am Raumanzug durch hermetische Schnellanschlüsse verbunden. Dieser Anzugtyp – er war außen leuchtend weiß – gestattete es Professor Jelissejew und Oberst Chrunow, ohne die „Nabelschnur" für den Atmungs- und Ventilationsprozeß durch den freien Raum von Sojus 5 in Sojus 4 umzusteigen. Mit dem Raumschiff waren sie nur durch eine Sicherheitsleine verbunden.

Inzwischen ist durch die Besatzungen von Salut 6 ein völlig neuer Raumanzug für den Ausflug in den freien Raum bekannt geworden, der als halbstarr bezeichnet wird. Er hat einen starren Metallkörper, der als Brustharnisch bezeichnet werden kann. Dieser verbindet die elastischen Ärmel und die weiche Hose mit dem Lebenserhaltungssystem (das tornisterartig in den Anzug einbezogen worden ist) sowie dem Helm. Beginnen wir beim Kopf: Die große Fläche der Helmverglasung ist mit einem verschiebbaren Lichtfilter versehen. Im vorderen Teil des Brustharnischs befinden sich das Steuerpult zum Bedienen des Lebenserhaltungssystems, die Kontroll- und Signalisiergeräte, der Regler zur Wahl des Betriebsdruckes im Raumanzug, der Hahn für den Reservetank sowie für die Sauerstoffzufuhr bei Notfällen. Das autonome Lebenserhaltungssystem ist im Rückenteil des Raumanzugs untergebracht, es bildet gleichzeitig den hermetisch verschließbaren Deckel für die Einstiegsöffnung. Verschlossen wird das ganze über einen leicht zu bedienenden Hebel, der gut gesichert ist, um ein unbeabsichtigtes Öffnen der Luke zu verhindern. Hermetische Lager und weiche Scharniere lassen eine hohe Beweglichkeit der Gelenke und Gliedmaßen zu. Nach sowjetischen Berichten ist dieser Raumanzug wesentlich besser als der frühere weiche Typ mit abnehmbarem Ranzen. Er kann nicht nur ohne fremde Hilfe in zwei bis drei Minuten angelegt werden, sondern er



ist auch bequem zu tragen. Da keine äußeren Druck- oder Flüssigkeitsleitungen mehr vorhanden und alle mechanischen Verbindungsstellen sehr dicht sind, ist er sicherer als der frühere Typ. Die Installation aller Steuerorgane auf dem harten Brustteil soll sich ebenfalls als sehr gelungen erwiesen haben.
Ein weiterer Vorteil: Der Raumanzug paßt für verschiedene Körpergrößen. Lediglich die Handschuhe werden für die Kosmonauten individuell ausgesucht. Als sehr wesentlich wird darüber hinaus angesehen, daß er im betriebsfertigen Zustand – also unter Druck – in den Abmessungen kleiner ist als der weiche, aufgeblasene Typ mit dem Tornister auf dem Rücken.
Der Aufbau der Schichten entspricht im Prinzip dem des anfangs beschriebenen Raumanzugs. Auch dieser Raumanzug funktioniert nach dem Regenerationssystem. Allerdings erfolgt hier die Wärmeregulierung über eine Wasserkühlung. Das geht so vor sich: Ein netzartiger Overall sowie eine daran sitzende Kappe aus hochelastischem Material sind von flexiblen Plaströhrchen durchzogen, die einen eigenartigen elastischen Kühler bilden, in dem Wasser zirkuliert. Dieser direkt über die Leibwäsche gezogene Anzug umschließt eng den Körper des Kosmonauten. Das Wasser nimmt dabei die Wärme auf, die vom Körper ausgeschieden wird, und gibt sie im Wärmeaustauscher wieder ab. Diese Methode soll wesentlich wirksamer sein als die frühere Wärmeabführung durch ventilierendes Gas. Die Größe der Wärmeabfuhr reguliert der Kosmonaut selbst. Nach dem Ergänzen des Sauerstoff- und des Wasservorrats sowie dem Wechseln des Absorbers ist der Anzug wieder verwendbar. Dieser neue, unter den verschiedensten Verhältnissen erprobte Raumanzug hat bei den bisherigen Salut-6-Unternehmen seine Vorzüge unter Beweis gestellt.
Eine Weiterentwicklung des „Pinguin" ist ein hellgrauer Anzug mit dunklen Streifen an Kragen, Ärmel, Taille und Hose. Damit ist es möglich, die Muskulatur und das Skelett des Kosmonauten zu belasten.
Nicht vergessen wurden schließlich die Pumphosen, mit der die Kleiderkammer der Kosmonauten ebenfalls ausgestattet ist. Das ist eine röhrenförmige Vakuumhose mit einer langen Leitung zur Bordapparatur, von der aus die unteren Körperpartien mit Hilfe einer Dekompression entlastet werden. Damit wird vorübergehend ein Teil des Blutes stärker in die Gefäße der Beine „gesaugt". Bei längeren Flügen

Letzte Funktionsprüfung der Systeme des Skaphanders kurz vor dem Start von Sojus 31 mit Kommandant Waleri Bykowski und Forschungskosmonaut Sigmund Jähn



können diese Pumphosen bis zu zwölf Stunden benutzt werden.
Sicherlich werden wir in den kommenden Jahren noch viele neue Informationen über die Kleider der Stratosphärenflieger und Kosmonauten erhalten, denn ständig wird weiter daran gearbeitet, die Lebens- und Arbeitsbedingungen an Bord von Flugzeugen, Raumschiffen und Orbitalstationen sowie das Wiederanpassen der Kosmonauten an die Erdbedingungen zu verbessern.

Bordskaphander, wie sie seit 1973 (Sojus 12) getragen werden. Unser Kosmonaut Sigmund Jähn hatte das Glück, sich von der hohen Qualität dieses Raumanzugs zu überzeugen

Erkenntnisse im Ohragrund

Rainer Crummenerl/Franz Persch

Schon seit einer Stunde sitze ich am Wasser. Der Tag ist noch jung, nur mühsam steigt er aus der Nacht. Drüben, über der schwarzen Baumwand am anderen Ufer, krümmt sich ein dünner blasser Mond. Morgennebel steht über dem See. Es ist still, nur ab und an springt ein Karpfen aus dem Wasser.

Ungeduldig werfe ich eine Handvoll Brotkügelchen in den See. Aber die Posen liegen still.

Und von Bernd noch keine Spur. Um vier Uhr waren wir verabredet wie jeden Sonntag an dieser Stelle. Jetzt ist es gleich fünf. Ob er Panne hat? Oder ob sein Fernbleiben mit der Wochenendübung unseres Kampfgruppenbataillons zusammenhängt?

Eine Wildente plantscht im Schilf. Wind kommt auf, spürbar und frisch. Baumblätter trudeln zur Erde. Mich fröstelt, und ich greife nach der Thermosflasche.

Freilich, die Nacht war kurz nach diesen beiden harten Tagen im Ohragrund. Mal richtig ausschlafen, auch das wäre keine schlechte Idee gewesen. Ob Bernd ...? Unsinn! Da haben wir schon ganz andere Sachen durchgemacht. Und überhaupt: Für einen Angler wie ihn sind das die kleinsten Fische.

Sorgfältig verschraube ich die Thermosflasche. Der Kaffee hat gut getan. Die Müdigkeit weicht. Dafür packt mich ein unangenehmer Gedanke, setzt sich immer tiefer in mir fest. Ich beginne zu ahnen, daß zwischen den Ereignissen auf dem Truppenübungsplatz, dem Telegramm, von dem Bernd allerdings noch nichts weiß, und dem leeren Platz neben mir ein Zusammenhang besteht.

Der warme und milde September verabschiedete sich am Freitag naß und kalt. Seit dem frühen Abend prasselte der Regen auf unsere Zelte. Die Kämpfer schimpften und begannen sich einzurichten. Schon lange vor Zapfenstreich lagen sie unter ihren Wolldecken.

Wir Kommandeure kamen erst gegen Mitternacht auf unsere Pritschen. Ich war kaum eingeschlafen, als mich der Posten weckte. „Zum Alten", sagte er unmilitärisch und verschwand.

Ich kam nicht in die Stiefel und fluchte. Draußen regnete es immer noch. Es war stockdunkel. Unsicher tastete ich mich zum Zelt des Kommandeurs.

Als ich eintrat, stand der Bataillonskommandeur am Kartentisch. Die Arme hatte er hinter dem Rücken verschränkt. Er war in die Stabskarte vertieft.

Ob er mit mir noch mal die morgige Operation durchsprechen wollte? „Genosse Walrod zur Stelle!" meldete ich.
Der Kommandeur wandte sich mir zu. Er machte einen frischen Eindruck. Der braucht wohl keinen Schlaf, dachte ich noch, als er sagte: „Entschuldige, aber mir läßt die Aufklärung keine Ruhe. Wer ist der Gruppenführer?"
„Genosse Freistädt übernimmt die Gruppe!"
„Freistädt ...? Kenne ich den?"
„Vom Sehen bestimmt. Er ist Hankes Stellvertreter. Der ist krank, hat die Grippe."
Der Kommandeur nickte. „Verstehe. Und, kann man sich auf ... Ich meine, wie ist denn der Genosse Freistädt so? Hast du ihn richtig instruiert? Du weißt, was da dranhängt!"
„Bernd macht seine Sache. Für den bürge ich." Der letzte Satz hing ein paar Sekunden im Raum, er war mir ungewollt 'rausgerutscht.
Der Bataillоner sah mich erstaunt an. Bürgschaften solcher Art waren ungewöhnlich, weil sie eigentlich unnötig waren. Er dachte noch einen kurzen Moment nach, dann sagte er: „Na gut, weise den Genossen Freistädt morgen früh noch mal ein. Die Gruppe ist ja dein Paradestück. Und das soll sie ja wohl auch bleiben. Zigarette?" Er reichte mir sein Etui.
„Danke, jetzt nicht mehr."
„Dann geh schlafen. Ich lege mich auch hin." Er sah auf seine Uhr. „Viel Zeit bleibt uns ohnehin nicht mehr."
Ich grüßte und ging in mein Zelt.
Bernd würde ich unbedingt noch einmal beiseite nehmen. Ich wußte sehr genau, daß mit den Ergebnissen der Aufklärung das gesamte Unternehmen stehen oder fallen würde. Natürlich kannte ich auch meinen Freund Freistädt. Er war mein bester Brigadier in der Gießerei. Ein Durchreißer, wie ihn sich jeder Meister wünscht. Was der anpackte, gelang immer. Nur manchmal, da mußte man ihn ein wenig bremsen. Ich wickelte mich in eine Wolldecke und schlief gleich ein.
Am nächsten Morgen, immer noch ging ein feiner Regen nieder, hatte Bernd seine Zeltbahn ausgerollt und hielt sie wie ein Dach über uns beide, als ich mit ihm sprach. Es war kühl, und die Uniformen waren klamm. Gleich würde es Frühstück geben, dann waren Waffenempfang und Einweisung in die vorgesehenen Räume an der Reihe. Bernd war guter Dinge. Er wußte, daß die Aufgabe, die er heute zu lösen hatte, von ihm das letzte an Einsatz, an Geschick und Wendigkeit fordern würde. Zum erstenmal hatte er in der Kampfgruppe Befehlsgewalt und mußte für andere Verantwortung tragen; da würde er schon zeigen, was in ihm steckte.
Das wußte ich; aber ich wußte auch, wohin bei ihm so etwas führen konnte. Darum warnte ich ihn: „Geh vorsichtig zu Werke, Bernd, brich nur nichts übers Knie. Der Angriff erfolgt, wenn deine Aufklärung gelaufen ist, nicht eher. Halt dich zurück!"
Bernd sah mich verwundert an. Er hielt die Zeltbahn schief, Regen tropfte in mein Gesicht. „Was sind denn das für Töne, Meister, traust du mir etwa nicht? Ausgerechnet du!" Ungläubig schüttelte er den Kopf.
Ich versuchte einzulenken. „Versteh mich doch richtig, Bernd, ich will doch nur, daß alles wie geschmiert läuft."
Er nickte, legte dann gelassen die Zeltbahn zusammen und sagte: „Du gehörst in den Stab, Rudi, und ich mache das da draußen. Ist doch für uns nichts Neues, Meister, oder?" Er erwartete keine Antwort und stiefelte davon, ohne sich noch einmal umzusehen.
Ich hielt ihn nicht zurück. Manchmal benahm ich mich ihm gegenüber wohl doch ein wenig zu väterlich. Immerhin, ich habe



ihm ja auch dreizehn Jahre voraus. Im allgemeinen kam das unserer Freundschaft immer zugute. Hier aber hätte ich wohl besser dienstlich werden sollen. Und nicht nur hier ...

Punkt sechs Uhr nahm Bernd meine Befehle entgegen. Die Aufklärungsgruppe war angetreten. Ich kannte jeden einzelnen. Alle waren schon mindestens drei Jahre dabei, zwei hatten schon ihre zwanzigjährige Mitgliedschaft feiern können.

„Halbkreis bilden!" befahl Bernd und breitete die Geländekarte aus. Im Nu hatte er eine Handzeichnung entworfen. An ihr erklärte er Aufgabe, Weg und Ziel. Er bestimmte, wer die Seitensicherung, die Aufklärung nach vorn und wer beim möglichen Rückzug die Sicherung der Gruppe zu übernehmen hatte. Dann wies er seine Kämpfer an: Sitz der Uniform überprüfen, MPi umhängen, Kochgeschirr und Feldflasche festmachen, Zeltbahn umlegen.

Bernd machte dabei einen souveränen Eindruck. Aber – wann war das nicht der Fall? Manchmal erschien er mir sogar zu sehr über den Dingen stehend, zu selbstsicher, und so etwas soll sich ja mitunter bitter rächen. Hat es sich vielleicht schon, dachte ich und mußte an das verflixte Telegramm denken.

Wir verglichen die Zeit: sechs Uhr sechzehn.

„Drücken wir uns die Daumen", sagte ich.

Bernd verzog keine Miene. Nur seine Augen lächelten. Ein bißchen spöttisch, wie mir schien.

Während der Aufklärung befand ich mich im Stab. Die Verbindung zur Aufklärungsgruppe wurde über Sprechfunk gehalten. Die zehn Kämpfer waren jetzt allein auf sich gestellt. Bernds Auftrag lautete: Gegner ausmachen, im Auge behalten, Meldung an den Stab. Mit ihm sollte sich Bernd alle zwanzig Minuten über Sprechfunk in Verbindung setzen.

So gut ich konnte, verfolgte ich mit dem Nachtglas den Aufbruch der Gruppe. Das war nicht einfach, denn über dem Gelände hingen dichte Nebelschwaden. Schnell waren die Männer im milchigen Dunst verschwunden. Sie hatten einen über achthundert Meter breiten Streifen zu durchqueren, ehe sie auf den Gegner stoßen würden. Und der würde sich bestens verschanzt haben. Die „Blauen" wurden von einer Hundertschaft, die mit allen Tricks vertraut war, gestellt. Überdies hatten wir ein besonders schwieriges Gelände ausgewählt. Fünfhundert Meter freie Ebene, Talsenken, spärlicher Wald, morastige Abschnitte. Es war nicht einfach, alles einzusehen, ohne gesehen zu werden. Der Aufklärungsauftrag hatte es also in sich. Bernd würde gut beraten sein, wenn er sich mit den „alten Hasen" der Gruppe verbündete.

Nach zwanzig Minuten meldete er sich zum erstenmal: „Hier Igel, hier Igel!"

Ich antwortete sofort: „Hier Hase. Bitte Standort und kurzen Lagebericht."

„Ach, dunkel ist es hier wie in einem Bärenarsch."

Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben. Es rauschte im Funkgerät, als befände sich „Igel" in einer Kanalisation. Sicherlich hatte ich nicht genau verstanden, und so bat ich: „Bitte wiederholen. Kann schlecht verstehen!"

„Mensch, Rudi", hörte ich dann, „hänge gerade in so 'nem nadligen Gestrüpp, und alles naß ..."

Ich unterbrach ihn: „Genosse Freistädt, zur Sache! Nennen Sie kurz Ihren Standort und schätzen Sie die Lage ein!"

„Was ist denn, Meister, ist was passiert?" Und nach einer Pause: „Vom Gegner weit und breit nichts zu sehen."

Am Kartentisch standen der Bataillonskommandeur, der Politstellvertreter und

die beiden anderen Hundertschaftskommandeure. Sie sahen mich gespannt an. Jede Nachricht von der Aufklärung war wichtig und wurde sofort verarbeitet. Der Angriff hing davon ab. Meine Genossen da draußen standen gegenwärtig gewissermaßen im Brennpunkt. Schnitzer konnte ich mir nicht erlauben. „Also, der Standort?" fragte ich barsch und klopfte ärgerlich auf das Funkgerät.
„Ich bin hier am Ausgang des Werdener Wäldchens vor dem Amselhügel; nach seiner Überwindung erreiche ich eine Talsenke, die der Gegner wahrscheinlich einsehen kann." Pause. „Genügt dir das, Kommandeur?" Das letzte Wort hatte Bernd gedehnt und in einem geradezu verletzenden Unterton hervorgebracht. Spöttisch setzte er hinzu: „Also, mach's gut, mein Meister!" Er schaltete sein Sprechfunkgerät ab, ohne meine weiteren Befehle abzuwarten.
Damit hatte er mich in eine peinliche Lage gebracht. Die anderen starrten mich an. „Vielleicht ist was mit dem Funkgerät", sagte ich zum Bataillonер, „die Verständigung war ohnehin nicht die beste."
„Gut." Der Chef nickte. Und während er sich über den Kartentisch beugte und die genannten Koordinaten suchte, fügte er noch hinzu: „Daß nur nicht die Verbindung abreißt, sonst muß ein Melder hin."
Mir war warm geworden. Ich entschuldigte mich für einen Augenblick und verließ den Stab. Die kühle Morgenluft tat gut. Ich atmete tief durch. Was mag bloß in Bernd gefahren sein, dachte ich, so etwas bin ich doch von ihm gar nicht gewöhnt. Oder war es mir bisher nur nicht aufgefallen? Bis heute war mir mein Brigadier militärisch noch nie direkt unterstellt worden. Ich mußte wieder an das Telegramm denken und beschloß, Bernd von nun an nicht mehr aus den Augen zu lassen. Wenn dies überhaupt noch möglich war ...

Der Nebel zerflattert über dem See. Das andere Ufer gewinnt Gestalt. Baumkronen lösen sich aus der dunklen Wand. Eine Wildente steigt auf. Ihr Gefieder glänzt. Der Tag hat sich endgültig von der Nacht getrennt.
Ich schaue auf meine Uhr. Schon zwei Stunden sitze ich hier und grübele. Immer noch kein Biß. Und nicht die geringste Spur von Bernd. Unlustig hole ich meine Angeln ein und tausche die Köder aus.
Plötzlich kommt mir ein Gedanke: Warum soll sich ein Mensch mir gegenüber an zwei Tagen des Jahres anders verhalten als sonst? Denn eigensinnig, das sehe ich jetzt ganz deutlich, war Bernd eigentlich schon immer, wenn das auch noch nie solche Folgen gehabt hat wie am vergangenen Freitag. Aber das schlimmste ist, ich habe ihn dabei noch unterstützt. Ich brauche bloß daran zu denken, was an jenem Freitag ins Rollen gekommen ist.

Nach dem Frühstück saß ich mit dem Politstellvertreter unseres Bataillons in meiner Meisterbude zusammen. Wir gingen noch einige Einzelheiten der bevorstehenden Übung durch. Da klingelte das Telefon. Am Apparat war der Werkleiter. Er wollte mich sofort persönlich sprechen.
Verärgert stieg ich zwei Etagen höher. Unsere Besprechung war noch nicht zu Ende gewesen. Der Direktor erwartete mich schon an seiner Tür. Wortlos gab er mir ein Telegramm und ging voraus. Ich las im Gehen.
„Das verschlägt dir die Sprache, was?"
Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Denn mit allem hatte ich gerechnet, nur damit nicht. Der Absender des Telegramms war einer unserer besten Kunden, ein bedeutender Maschinenbaubetrieb. Auf seine Empfehlung hin waren wir erst vor einem knappen Jahr ausgezeichnet worden:

Fahne des Ministeriums, Urkunde, Prämie. Jetzt dieses Telegramm: „Reklamieren gesamte Sendung vom achtzehnten September. Alle Gußteile Ausschuß."
Das war schon ein starkes Stück. Ich zwang mich, ruhig zu bleiben.
Der Werkleiter beauftragte mich, schnellstens eine Überprüfung zu veranlassen. Dann sagte er noch: „Klar, daß das ein Nachspiel hat. Wir sprechen uns am Montag, möglichst mit handfesten Ergebnissen."
Ich konnte gehen. Während ich die Treppe hinunterstieg, fiel mir ein Gespräch ein, das ich vor ein paar Tagen mit unserem Gießereileiter hatte. Wir waren gerade mit dem Abguß fertig, als er sagte: „Du, der Freistädt gefällt mir nicht mehr."
„Hast du was gegen Erfolge?" fragte ich.
„Eigentlich solltest du mich besser kennen. Aber wenn jemand so hartnäckig gegen unsere neue Prüfmethode auftritt, dann macht mich das stutzig. Glaubst du, wir haben das Geld für den Gammadefektoskopen zum Spaß ausgegeben?"
„Mich brauchst du nicht zu agitieren!"
„Offenbar du aber deine Leute!"
Das war deutlich. Was der Gießereileiter sagte, war in der Tat nicht von der Hand zu weisen. Bernd sah wirklich rot, wenn es um die Radio-Isotopenprüfung der Gußstücke ging. Dabei war erwiesen, daß es zur Zeit kein besseres Signalsystem zum Aufspüren von Qualitätsmängeln in Gußteilen gab. Nur einen Nachteil hatte das: Es war umständlicher und zeitaufwendiger als die herkömmlichen Methoden. Damit untermauerte Bernd seine ablehnende Haltung. Bis er eines Tages die Katze aus dem Sack ließ. Beim Angeln fragte er mich: „Willst du nun unsere Ausschußkennziffer in den gewohnten Grenzen halten oder nicht?"
Das also war es. Die neue Prüfmethode stöberte auch den kleinsten Lunker auf. Da hieß es: Farbe bekennen. Bernd war ein hervorragender Praktiker. Er hatte seine eigenen Methoden, um dem Guß auf den Zahn zu fühlen. Also vertraute ich ihm und ließ ihn gewähren. Mein Bereich stand ausgezeichnet da. Monat für Monat erhielten wir unsere Prämien für hervorragende Qualität, und der Plan war im Lot. Bernds Foto und meins hingen in der „Straße der Besten" aus.
Ja, an all das mußte ich denken, als ich mit dem Telegramm in der Hand vom Werkleiter kam. Und an noch etwas anderes: Wäre es nicht folgerichtig, zumindest aber sehr wahrscheinlich, wenn der Ausschuß von der Brigade stammte, die sich des grobmaschigsten Prüfsystems bediente? Also von Bernd und seinen Leuten? Ich wollte diese unangenehmen Gedanken verdrängen, mich bis zur endgültigen Klärung der Schuldfrage nicht mehr mit dieser Angelegenheit beschäftigen, aber ich konnte nicht. Zu klar schien der Sachverhalt vor mir zu liegen.
Ich ging in mein Zimmer. Der Politstellvertreter war schon weg; er konnte ja nicht ahnen, daß der Direktor mich so schnell entlassen würde. Ich legte das Telegramm auf meinen Schreibtisch und setzte mich. Durch das große Glasfenster, das meine Bude von der Produktionshalle trennte, sah ich Bernd und seine Leute. Sie arbeiteten schnell und ohne viel Worte, waren ein eingespieltes Kollektiv, glänzend dirigiert von ihrem Brigadier. Bernd war in der Schule immer einer der letzten gewesen. Er ist eben ein Praktiker. Sein im Betrieb gewonnenes Territorium will er nicht wieder aufgeben, um keinen Preis. Den aber wird er nun wohl zahlen müssen, ging es mir durch den Kopf.
Ich legte das Telegramm beiseite. Heute, vor der Übung, wollte ich die Angelegenheit nicht mehr zur Sprache bringen.

Die Sonne gleitet auf den Wald. Das Wasser gleißt und glitzert. Tausende Fünkchen springen über seinen Spiegel. Alles scheint zu brennen und zu leben. Selbst meine Posen tanzen, hüpfen freudig auf und nieder. Erst als die Spitze der einen Angel kräftig nickt und wippt, begreife ich mein Glück. Ein Biß! Schnell springe ich auf, schneller als gewohnt, packe die Rute und hole tief Luft. Dann schlage ich an, hart und genau. Es klappt. Der Bursche sitzt fest. Mein erster Fang an dieser Stelle ohne Bernd. Die Sehne spannt sich zum Zerreißen.
Einer Zerreißprobe glich auch der gestrige Morgen. Das sehe ich jetzt, mit dem Abstand einer Nacht, glasklar. Mit Sicherheit war er der Grund für Bernds heutiges Fernbleiben. Obwohl ja alles noch einmal gut gegangen war.

Der Bataillonskommandeur stand mit dem Fernglas neben dem Wolga, unserem mobilen Stab, und suchte das Gebiet nach den Aufklärern ab. Ich selbst saß wie auf Kohlen, weil ich wußte, daß es gleich Krawall geben würde. Seit über zehn Minuten war Freistädts Meldung überfällig.
Die beiden Schiedsrichter spazierten in ihren Regenmänteln auf dem Damm eines Nebenarms der Mulde. Die sahen mehr als wir, obwohl es diesig war und der Morgen erst graute.
Der Bataillloner riß sich ärgerlich das Fernglas von den Augen. Seine Geduld schien zu Ende zu sein. „Genosse Walrod", rief er, „was ist denn los, warum meldet sich die Aufklärung immer noch nicht?"
Hilflos hob ich die Schultern. Ich wußte wirklich nicht, warum Bernd mir solche Schwierigkeiten machte. Ich dachte an das Telegramm vom Freitag und spürte, daß ich etwas unternehmen mußte. Ich trat zum Bataillonskommandeur. „Soll ich mit dem Kübelwagen ...?"
„Los", befahl er, „und sofort Meldung, der ganze Zeitplan kommt sonst durcheinander."
Der Kommandeur der zweiten Hundertschaft grinste, Ärger stieg in mir hoch. Wir fuhren quer durchs Gelände in Richtung Amselhügel. Ralph, der Fahrer, nahm den kürzesten Weg. Er wußte, was jetzt von ihm abhing. Wir schlitterten über glitschiges Erdreich, rumpelten durch Löcher und wurden von dichtem Gebüsch gebremst. Ralph war ein guter Fahrer, aber auch er konnte nicht verhindern, daß der Wagen in einer morastigen Senke stekkenblieb. Ralph zerrte eine alte Decke heraus, und ich sammelte herumliegende Äste auf. Dann setzte er sich ans Steuer, und ich schuftete, bis mir der Schweiß den Nacken runterlief. Meine Uniform wurde naß und verschmiert, aber in mir hämmerte es immer wieder: Noch eine Panne darfst du dir nicht leisten!
Wir schafften es. Ich weiß nicht mehr, wie! Ein paar Minuten später rief jemand: „Halt, nicht weiter! Motor aus!" Und schon waren wir von drei oder vier Männern umgeben. Ich hörte leise Stimmen, konnte aber niemanden erkennen.
Eine bekannte Stimme fragte: „Wer seid ihr?"
Ralph lachte. „Der General persönlich. Mensch, der Hundertschaftskommandeur, siehst du doch."
„Bernd", rief da die bekannte Stimme nach hinten, „der Kommandeur ist da!"
Ich stieg aus. In mir kochte es. „Genossen", sagte ich, und ich bemühte mich, ruhig zu bleiben, „was ist los! Wo steckt euer Gruppenführer?" Jetzt erkannte ich Udo Scherzer aus der Elektrowerkstatt, neben ihm stand Gerd Franke, der Finanzbuchhalter, und weiter hinten der Älteste der Gruppe, Werner Böttcher. Alle sahen mich neugierig an und hatten Haltung angenommen.



Endlich kam Bernd und meldete: „Genosse Kommandeur, die Aufklärungsgruppe mit zehn Kämpfern bei der Erfüllung ihres Auftrags."
„Und weiter?" Ich war ungeduldig, der Stab wartete. Jede Minute war kostbar.
„Gegner ausgemacht, behalten ihn im Auge, etwa fünfzig Mann, Handfeuerwaffen, leichtes MG und Granatwerfer." Bernd stand vor mir und spielte nervös mit der Kartentasche.
„Und die Meldung an den Stab, was ist damit?" Ich fragte ziemlich scharf, die Frage war gleichsam an alle gerichtet.
Bernd schwieg, das hatte ich bei ihm noch nie erlebt, und als die Pause immer unerträglicher wurde, trat Udo Scherzer ein paar Schritte vor und sagte hastig: „Genosse Kommandeur, Befehl ist Befehl, und Bernd Freistädt ist unser Gruppenführer... Aber wie er den Befehl auslegt..."
Freistädt fiel ihm ins Wort: „Du bist nicht gefragt worden, das ist einzig allein meine Angelegenheit!"
Ich staunte und fragte: „Welche Befehlsauslegung? Und was denn für eine Angelegenheit? Zum Teufel, was ist hier eigentlich los?" Nun war ich doch etwas laut geworden. Einige Männer sahen zu Boden, andere taten, als hätten sie nicht hingehört, aber Udo Scherzer sprach weiter: „Genosse Kommandeur, wir befinden uns hier unmittelbar vor dem Wasserlauf und beobachten die ‚Blauen'. Sie liegen drüben auf der anderen Seite. Sie bewegen sich nicht von der Stelle. Wir haben sie also unter Kontrolle. Damit ist der Befehl ausgeführt."
„... bis auf die Meldung an den Stab!"
„Natürlich. Aber unser Gruppenführer hat befohlen, über den Wasserlauf zu setzen, um sie noch näher in Augenschein zu nehmen. So ein Unsinn, wo doch von hier alles genau zu erkennen ist!" Udo Scherzer hatte schnell und erregt gesprochen, man merkte, es war ihm nicht leichtgefallen, das alles zu sagen. Immerhin, er und Bernd waren seit der Armee befreundet.
„Ich will mich persönlich überzeugen", sagte ich und kletterte die Böschung hinauf. Udo Scherzer und Gerd Franke begleiteten mich. Hinter dichtem Gebüsch verborgen, konnte ich von oben die „Blauen" gut ausmachen. Einige gingen aufrecht, sie schienen sich völlig sicher zu fühlen. Vereinzelt drangen Stimmen herüber. Die Stärke des Gegners war auf Anhieb zwar nicht festzustellen, aber der Aufklärungstrupp hatte ja genug Zeit gehabt, sie gründlich auszukundschaften. Nachdenklich machte ich mich an den Abstieg. Ich hatte erkannt, warum über Sprechfunk keine Meldung an den Stab gelangt war. Bernd wollte unbedingt übersetzen, das schien er sich und seinem Ruf als Draufgänger, als ewige „Nummer eins" schuldig zu sein. Er wollte wieder mal – egal wie – den Plan übererfüllen. Militärisch gesehen, war sein Unternehmen äußerst leichtfertig. Udo Scherzer hatte dies erkannt, sicherlich zum Glück seines Gruppenführers. Solch einen Dusel hattest du im Betrieb nicht, dachte ich.
Ich wandte mich an Bernd. „Genosse Freistädt, melden Sie an den Stab: Gegner ausgemacht, Stärke etwa fünfzig Mann, Handfeuerwaffen, leichtes MG und Granatwerfer. Ende."
Bernd meldete.
Der Bataillonskommandeur befahl: „Genosse Walrod sofort zurück!"
Ralph hatte den Wagen schon gewendet, der Motor summte leise. Bevor ich einstieg, befahl ich dem Gruppenführer: „Stellung beziehen, Angriffsbefehl abwarten, in erste Hundertschaft eingliedern, linke Flanke decken!"
Bernd wiederholte den Befehl und blickte betreten drein.
Als ich schon im Kübelwagen saß, winkte

ich ihn noch einmal zu mir heran. Ich sagte, und ich mußte mich dabei sehr beherrschen: „Du wolltest wohl wieder mal stehen wie eine Eins, was? Wir sprechen uns noch, darauf kannst du dich verlassen!"
Bernd sagte kein Wort. Er starrte mich nur ungläubig an. Solche Töne hatte er von mir noch nie gehört.
Ralph fuhr an. Ich wußte, daß Bernd sich schon Ausreden zurechtlegte, daß besseres Wissen über den Gegner der halbe Sieg sei, daß man Unterführern viel mehr selbständiges Entscheiden und Handeln zubilligen müsse und dergleichen mehr. Im Stab, das stand für mich außer Zweifel, würde ich eine Notlüge gebrauchen. Schließlich war der heutige Bernd ja wohl auch ein Produkt meiner langjährigen Toleranz.
Das Bataillon lag in der Ausgangsstellung. Der diesige Morgen war einem unfreundlichen Vormittag gewichen. Drei gelbe Leuchtkugeln zischten in die graue, tiefhängende Wolkendecke. – Angriff!
Mit einem Schlag war die Landschaft belebt. Rauch stieg auf, Leuchtspuren zogen weiße Fäden kreuz und quer. Explosionen erfüllten die Luft. Die Hundertschaften waren bald heran. Der Gegner wehrte sich verzweifelt und nicht ungeschickt, aber es gelang ihm nicht, sich festzusetzen. Er wurde aus seinen Stellungen aufgescheucht, eingekreist und schließlich gefangengenommen.
Im Stab war man zufrieden. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Es hatte geklappt. Die „Blauen" waren buchstäblich überrannt worden. Der Bataillоner atmete auf, als er mit zwei grünen Leuchtkugeln das Zeichen zum Sammeln geben konnte.
Bernd, das erfuhr ich hinterher, hatte sich mit seiner Gruppe nahtlos in die Angriffsreihen der ersten Hundertschaft eingefügt. Ich wußte ja, dies war seine Stunde.

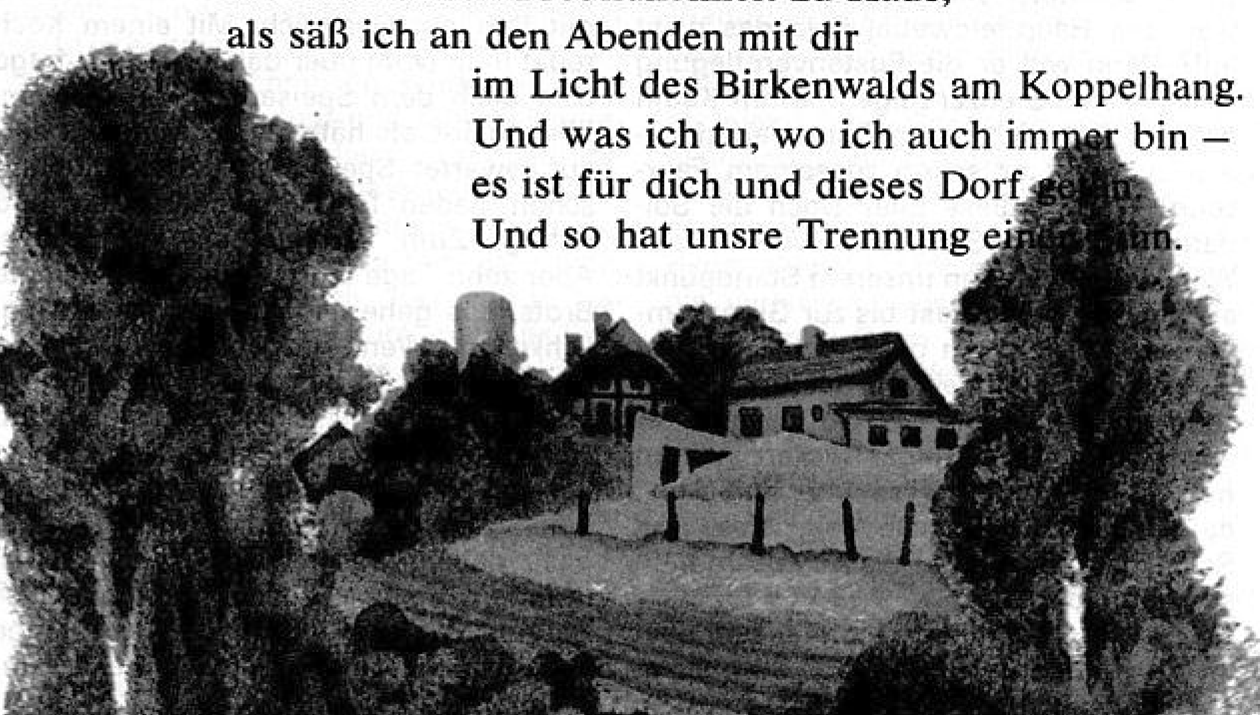
Der Tag taucht sein Abbild in den Waldsee. Es ist warm geworden, und die schwammfeuchte Erde dampft. Pilzwetter, denke ich, lege die Angeln zusammen und verstaue den Karpfen im Rucksack. Schluß für heute. Schluß vor allem mit dem Grübeln und Mutmaßen. Ich brauche Gewißheit – die Gewißheit, daß mein Schuldanteil an diesem einsamen Sonntagmorgen nicht unbeträchtlich ist.
Dann sitze ich auf dem Fahrrad. Meine Beine sind müde, der Tritt wird immer schwerer. Ich komme nur langsam voran, aber das macht mir überhaupt nichts aus. Das zögert die Entscheidung hinaus, und es erlaubt mir, meine Argumente zu sortieren. Also: Bernd ist nicht gekommen, weil er mein Verhalten – das Verhalten eines Mannes, der für zwei Tage in seinem Freund und Kollegen nur den militärisch Unterstellten sieht – nicht billigen kann. Er versteht nicht, warum ich gestern und vorgestern anders zu ihm war als das Jahr über. Seine Schuld oder meine? Denn war ich es nicht, der Bernd im Betrieb zu dem gemacht hat, was er heute ist? Wer hat denn nicht nur ein Auge, sondern manchmal sogar beide Augen zugedrückt, wenn Bernd zu seinen bekannten Planattacken antrat? Wie mag er mich eigentlich sehen? Bin ich für ihn nicht der Mann mit der unendlichen Geduld und dem unerschöpflichen Vorrat an Deckmäntelchen für seine Wanderungen hart an der Grenze des Erlaubten? Bernd hat ein Recht, mich nicht zu verstehen. So gesehen, konnte er heute gar nicht kommen!
Mein Rad rollt sich bergab in Schwung. Ich erreiche die ersten Häuser. Noch zwei Straßen, dann bin ich am Ziel. Kurz nach neun drücke ich auf die Klingel. Zweimal lang, einmal kurz, das ist unser Zeichen. Die Sekunden dehnen sich ins Unendliche.
Als die Tür aufgeht, strecke ich den Ruck-

sack mit dem Karpfen vor. Ein spontaner Einfall, der mich selbst überrascht.
In der Tür steht Bernd, Gummistiefel in der Hand und ein verlegenes Lächeln im Gesicht. „Entschuldige, Meister", sagt er, „du kannst mir hoffentlich noch einmal verzeihen?" Er öffnet den Rucksack, findet den Karpfen. „Gratuliere. Meine Schuld nur, daß es nicht zwei sind." Er stellt die Gummistiefel in die Ecke. „Aber jetzt ist es wohl zu spät. Na, komm schon 'rein. Will sehen, wie ich's wiedergutmachen kann."
Gewöhnlich begreife ich schneller. „Du ... Du wolltest also doch kommen?"
Bernd stellt zwei Bierflaschen auf den Küchentisch. „Ich hab' noch nie verschlafen, das weißt du. Aber heute ..."
Er hebt die Schultern, ratlos, und öffnet die Flaschen.
Verschlafen. Er hat verschlafen! Wie einfach, wie erklärend das klingt! Ich nehme eine Flasche, halte sie prüfend gegen das Licht. Eigentlich müßte ich jetzt froh sein oder erleichtert. Oder beides? Ich müßte vergessen, was mir am Waldsee noch wichtig und richtig erschienen war. Ich kann es nicht.
Und ich will es nicht.
„Also dann", sagt Bernd und hebt seine Flasche.
„Also dann", sage ich, greife in meine Brusttasche, hole das Telegramm hervor und lege es auf den Tisch. „Ich denke, wir haben über eine ganze Menge zu reden. Darüber und über manches andere."

Während einer Übung

Oberstleutnant Walter Flegel

Für mich lag dieses Dorf im Irgendwo.
Bis heute, da ich hier vorüberfuhr.
Nun bin ich über seine Nähe froh.
Mir ist, als hätt ich eine Spur
von dir entdeckt. Das Dorf ist mir vertraut
vom ersten Augenblick, als wären wir
in seiner stillen Freundlichkeit zu Haus,
als säß ich an den Abenden mit dir
im Licht des Birkenwalds am Koppelhang.
Und was ich tu, wo ich auch immer bin –
es ist für dich und dieses Dorf geschehn.
Und so hat unsre Trennung einen Sinn.



Das Kommando des Fähnrichs

Oberstleutnant Ernst Gebauer

So treffe ich auf ihn: Plötzlich taucht er in der Waldschneise auf. Postenkontrolle! Postenführer Gefreiter Wolfgang Bröderdörp meldet ihm, während sein Posten, Soldat Rückert, sichert. Ich trete näher, Fähnrich Otto Dickert begrüßt mich höflich. Er sei informiert, sagt er, hier draußen auf Besuch zu treffen. Dann mustert er die Ausrüstung der beiden Grenzsoldaten. Bei Bröderdörp sitzt ein Riemen schief, welchem Hauptfeldwebel fiele das nicht auf? Dann will er die Postenverpflegung sehen. Beide Grenzer zeigen sie ihm. Kaum hat der Fähnrich einen Blick darauf geworfen, geht er schon zu seinem Fahrzeug. Warum diese Eile? Doch die Soldaten zucken die Schultern.

Weit können wir von unserem Standpunkt aus ins Tal sehen, fast bis zur Grenzkompanie, vor allem ein gut Stück Straße zu ihr hin. Da bemerken wir auch das Fahrzeug mit dem Fähnrich. So als hätte er eine Ahnung, sagt Soldat Rückert: „Kaum hat er gemurmelt ‚Käse und Schinken', da war er auf der Stelle weg." Käse und Schinken? Ich finde diese Zusammenstellung nicht übel.

An diesem Tag komme ich erst sehr spät in die Kompanie zurück. Der Kompaniechef hat mir am Nachmittag noch einen anderen Postenabschnitt gezeigt. Nun bin ich der letzte, der zu Abend ißt. Nur wenige Schritte sind es von dem kleinen Raum, in dem die Offiziere essen, zur Küche hin. Der Koch muß auf mich gewartet haben. Kaum sitze ich, hat er den Tisch gedeckt. Auffällig oft läuft der Gefreite hin und her. Wird Neugier sein, denke ich. Sicher kommen Gäste nicht sehr oft in diese abgelegene Ecke des Harzes. Ich versuche mit ihm ein Gespräch. Mit einem Koch redet man wohl über das Essen. Ich frage also nach dem Speiseplan von morgen. Mir scheint, als hätte der Gefreite nur darauf gewartet. Speiseplan, sagt er, gut und schön. Jeden Tag was anderes, gut und richtig. Zum Mittagessen mindestens. Aber zehn Tage lang verschieden belegte Brote, das gehe einfach über seine Möglichkeiten. Wenn es eben im Magazin des Truppenteils nur Käse und Schinken gäbe, könne er nicht daraus Pasteten und Hühnchenbraten machen. Ich weiß zuerst gar nicht, was er will, und wir schweigen eine Weile. Dann fragt er, ob ich denn nicht dabeigewesen wäre? Wobei? Nun, draußen heute, bei der Kontrolle des Hauptfeldwebels. Natürlich, bestätige ich, und langsam begreife ich die Zusammenhänge.



Der Fähnrich ist also aus dem Wald sofort in die Küche gegangen. Er, der Gefreite Nordmann, hat alle Vorratsschränke öffnen müssen. Das dritte Mal in der Woche Käse und Schinken, hat der Fähnrich gesagt, das gehe ihm zu weit. Dann hat er ein Blatt Papier genommen, die Zahlen eins bis zehn darauf notiert und jeweils dahinter: Schnitzel, Schinken, Braten, Buletten und so weiter. Bei der Nummer acht ist er dann ins Stocken geraten, beinah hätte er wieder Schnitzel geschrieben. Dann hat er lange überlegt und schließlich gefunden, daß Schmalzfleisch und gebratenes Ei immer gern gegessen werden. Erst sei ihm ein wenig unheimlich zumute gewesen, meint der Gefreite, aber dann habe er begriffen. Natürlich, das war's! Gebratenes kann man ja auch mal aufs Brot legen und die Wurst zum Mittag reichen. Er verstehe ja, die Grenzer müßten über acht Stunden ohne warmes Essen auskommen. Nur Brote, und wenn es noch dazu jeden Tag die gleichen sind, würden die wenigsten essen. Für den Dienst in Wind und Wetter brauchten sie aber Kraft. Der Fähnrich habe schon recht. Ihn selbst ärgere es, daß er nicht selbst darauf gekommen sei. Nun wolle er dem Fähnrich vorschlagen, zwölf Tage lang immer etwas anderes auf die Brote zu legen. Ob ich nicht eine Idee dazu habe? Nun war es also 'raus. Ich solle ihm mal sagen, was ich gern aufs Brot esse. Wir saßen noch eine Weile zusammen und konstruierten Speisepläne.

Am anderen Morgen treffe ich den Fähnrich sehr früh. Sehe, wie er Briefe an die Wandzeitung heftet. Der Fähnrich und die Wandzeitung? Hat er denn keinen, der ihm das abnimmt? Der diensthabende Unteroffizier flüstert mir zu: „Macht er immer so, wenn neue Genossen kommen, und heute kommen sie. Das sind die Grüße der alten, vor Tagen in die Reserve gegangenen Genossen an die Neuen. Der Hauptfeldwebel läßt, bevor sie die Kompanie verlassen, jeden etwas Persönliches schreiben." Dann ist es soweit. Zwei LKWs fahren auf den Hof. Der Transportleiter läßt absitzen und antreten und meldet die Angekommenen dem Kompaniechef Major Pattloch. Der Chef begrüßt alle und stellt seine Kompanieführung vor. Als der Fähnrich an die Reihe kommt, mustern ihn ...zig Augenpaare, die meisten recht abwartend. Hauptfeldwebel sind nun mal Respektspersonen. Es überrascht sie, daß der Fähnrich nach dem Wegtreten der erste ist, der allen die Hand

Als Parteisekretär stellt er hohe Forderungen, gibt jedoch auch viele wichtige Ratschläge

gibt und jeden einzelnen so begrüßt, als freue er sich, gerade ihn in der Kompanie zu haben.
Dann zeigt er jedem sein Zimmer, seinen Schrank und sein Bett. Ich gehe mit und begreife, warum es in der vergangenen Nacht rumort hat, als würden Schränke gerückt. Dem war also tatsächlich so. In beiden Stuben riecht es noch nach Farbe. Mit den wachfreien Genossen hat der Fähnrich, so höre ich, die beiden Räume schnell noch renoviert.
Auf dem großen Boden der Kompanieunterkunft ist dann alles für den Bekleidungs- und Ausrüstungsappell vorbereitet. Als nächste Station ist für die Neuen die Waffenkammer geöffnet. Einzeln treten die Genossen ein. Der Fähnrich läßt es sich nicht nehmen, jedem persönlich seine Waffe zu reichen. „Soldat Krüger, Ihre Waffe ist die MPi Nr. 5936. Behandeln Sie sie schonend, denn sie ist Volkseigentum. Sehen Sie hier auf das Trefferbild. Gute Streuung, im Einzelfeuer schießt sie genau. Lassen Sie das Ziel immer etwas aufsitzen. In allen Postengefechtsschießen konnten mit ihr immer die Noten ‚gut' und ‚sehr gut' erreicht werden. Drei Genossen vor Ihnen haben sich mit dieser MPi die Schützenschnur geholt." Dies alles bleibt nicht ohne Eindruck auf Krüger. So, als wäre sie eine ganz besondere, hält er die Waffe in der Hand, ehe er sie in den Ständer zurückstellt. Gedankenvoll tritt er weg, der nächste Genosse geht in die Kammer.
Wenn die Genossen aus der Waffenkammer kommen, treffen sie auf die Wandzeitung. Fast alle bleiben stehen. Sie kennen sich nicht, Genosse Krüger hat die Gefreiten Bender, Martin, Siebert und die anderen, deren Grüße an dem Brett hängen, noch nie gesehen. Doch sie sind trotzdem Partner. Die Gefreiten, nun zu Hause wieder in ihren Arbeitskollektiven, haben den Neuen ein Stück der Staatsgrenze der DDR im Verantwortungsbereich der Kompanie Pattloch übergeben. Übergeben in der Hoffnung, daß es von ihnen ebenso gesichert und beschützt wird, wie sie es taten, in Tagen und Nächten, bei Wind und Wetter. Ablösung ist Vertrauenssache. Und das spricht aus den Briefen an der Wandzeitung. Ich finde, mit keinem noch so guten Referat hätte das der Fähnrich ausdrücken können. Diese persönliche Art der Briefe gibt den jungen Grenzsoldaten ein Gefühl der Gemeinsamkeit, das sie für ihren schweren Dienst dringend brauchen.
Der Fähnrich hat an diesem Tage alle Hände voll zu tun, und so finde ich im Geschäftszimmer nur seinen Schreiber, den Gefreiten Grüneberger. Er sieht mir ein wenig übernächtigt aus. An seinem Uniformärmel sehe ich ein paar weiße Flecke. Leimfarbe: Ich begreife die Zusammenhänge. Der war also auch dabei, heute Nacht. Genosse Grüneberger hat meine Beobachtungen bemerkt und auch



Kontrollen der Grenzposten gehören zum Kommando des Fähnrichs Genossen Dickert

meine Gedanken erraten. Den Ärmel putzend, stöhnt er: „Dieser Malfimmel von unserem Hauptfeldwebel." Der braucht sicher Trost, denke ich und sage, es sei doch eine schöne Sache, den neuen Genossen saubere Stuben zu übergeben. Grüneberger druckst noch ein wenig 'rum, bis er erzählt. Im vergangenen Sommer habe der Fähnrich im Keller bei einer Inventur noch Farbe gefunden. Kurz entschlossen sei er in die Küche gestiefelt und habe dem Koch und dessen Küchenfrauen befohlen, die Feldküchen auf dem Hof anzuheizen. Das Mittagessen sollten sie darin kochen, die Küche werde renoviert. Natürlich war keiner begeistert gewesen. Aber auch der Kompaniechef konnte den Hauptfeldwebel nicht umstimmen. Des Fähnrichs Argument: Das Wetter sei zu schön, um es ungenutzt für Küche und Kompanie vergehen zu lassen. Und der Fähnrich ließ, als der Koch noch das Frühstück ausgab, bereits die Küche ausräumen. Die Frauen „kommandierte" er an die Feldküchen. Beide Köche, der Kraftfahrer, der Kompanietrupp und er, der Schreiber, arbeiteten damals zwei Tage und Nächte lang rund um die Uhr. Eine beachtliche Leistung, sage ich. Ansehnlich ist die Küche heute noch, also habe der Malfimmel für die Kompanie doch etwas Gutes gehabt. Der Gefreite schaut mich nicht gerade freundlich an. Warum nur müsse er immer dabeisein? Aber das habe er dem Fähnrich schon gesagt. Es sei ja nicht schlecht, bei einem erfahrenen Hauptfeldwebel als Schreiber zu arbeiten, aber er, Grüneberger, werde froh sein, wenn das Jahr 'rum ist. Der muß aber in der letzten Nacht gelitten haben, denke ich und frage, ob er den Fähnrich denn nicht möge.
Entrüstet gibt er zurück. Den Fähnrich? Mit dem kommen wir alle gut aus. Sein Ärger sei nur die Zeitfrage. Und vor allem, nicht was ich dächte. Alle mögen sie ihn, und die Soldaten folgen ihm sogar mitunter williger als manchem Offizier. Bei ihm wüßten sie von vornherein, daß er auf keinen Fall in seinen Forderungen nachgibt. Aber nicht nur deshalb ordneten sie sich ihm unter. Sie tun es auch, weil er immer ein offenes Ohr für die Soldaten habe. Er höre jeden an und versuche, ihm zu helfen. Dafür ginge er auch zum Kompaniechef. Auch dann, wenn es zwischen ihm und dem Major zweierlei Auffassungen gäbe. Der Fähnrich versuche immer die Auffassung durchzusetzen, die für die Kompanie und die Soldaten die bessere ist. Da habe es der Chef mit ihm nicht leicht.



Genosse Dickert mit seiner „Malerbrigade" beim Renovieren der Stuben, in die die neuen Soldaten einziehen werden





Der Hauptfeldwebel müsse mit den Alltäglichkeiten zurechtkommen, meint dann der Gefreite, und müsse die Kompanie 365mal im Jahr für den gleichen Tagesablauf mobilisieren. Dabei spielen seine menschlichen Qualitäten eine große Rolle. Nehmen wir zum Beispiel einmal den Ausgangsappell. Da wollte der Fähnrich eben die Geldbörse sehen, und er meine dazu, der Grenzer müsse immer seine Zeche bezahlen können. Nicht die geringste Möglichkeit dürfe jemand haben, einen Grenzer zu „kaufen". Auf diese Weise bekomme bei Fähnrich Dickert das Alltägliche immer einen tieferen Sinn. Er hat sich ordentlich in Schwung geredet und erzählt, wie der Hauptfeldwebel Silvesterfeiern vorbereitet. Schon morgens treibe er da wieder mächtig seinen Schreiber an. Aber es mache Spaß, das Ausschmücken des Speisesaals mit den Girlanden. Nicht vergessen habe er vor einem Jahr die überraschten Gesichter der aus dem Dienst kommenden Genossen, denn vorher bleibe stets alles geheim. Nur ihn, seinen Schreiber, weihe der Fähnrich in die Festvorbereitungen ein. Na ja, und der Koch müsse ganz schön 'ran... Aber das wußte ich schon, seine Grenzer kann der Fähnrich nicht hungern sehen.

Am Nachmittag treffe ich ihn dann doch noch einmal selbst, den Genossen Dickert. Gerade hat er bei den neuen Soldaten eine Stuben- und Spindkontrolle gemacht. Nun sei alles in Ordnung, sagt er. Ich glaube es ihm, denn ich habe die jungen Soldaten ein wenig beobachtet, wie sie unter seiner Aufsicht scheuerten und schrubbten. Er bittet mich noch um etwas Geduld, er wolle nur noch mit zwei Genossen der SED-Grundorganisation, deren Sekretär er sei, die nächste Versammlung vorbereiten. Ich möge nur dableiben, es gäbe keine Geheimnisse. Da klopft es schon an die Tür. Es melden sich die Genossen Soldat Siemens und Stabsfeldwebel Projahn. Wie ich höre, soll Thema der Beratung sein: Wie können die Kommunisten der Grenzkompanie bei allen, auch bei den Parteilosen, verantwortliches Handeln bei der Erfüllung des militärischen Klassenauftrags sichern? Genosse Projahn soll das einleitende Referat halten, Genosse Siemens über Stimmungen und Meinungen unter den Soldaten berichten. Der Fähnrich nennt die Schwerpunkte der Argumentation. So sei allen Genossen ein klares Feindbild zu vermitteln, das alle Illusionen über den imperialistischen Gegner ausräume. Aber

Zu den Obliegenheiten des Hauptfeldwebels gehört es auch, das Essen zu begutachten

Auch die Technik muß stets einsatzbereit sein

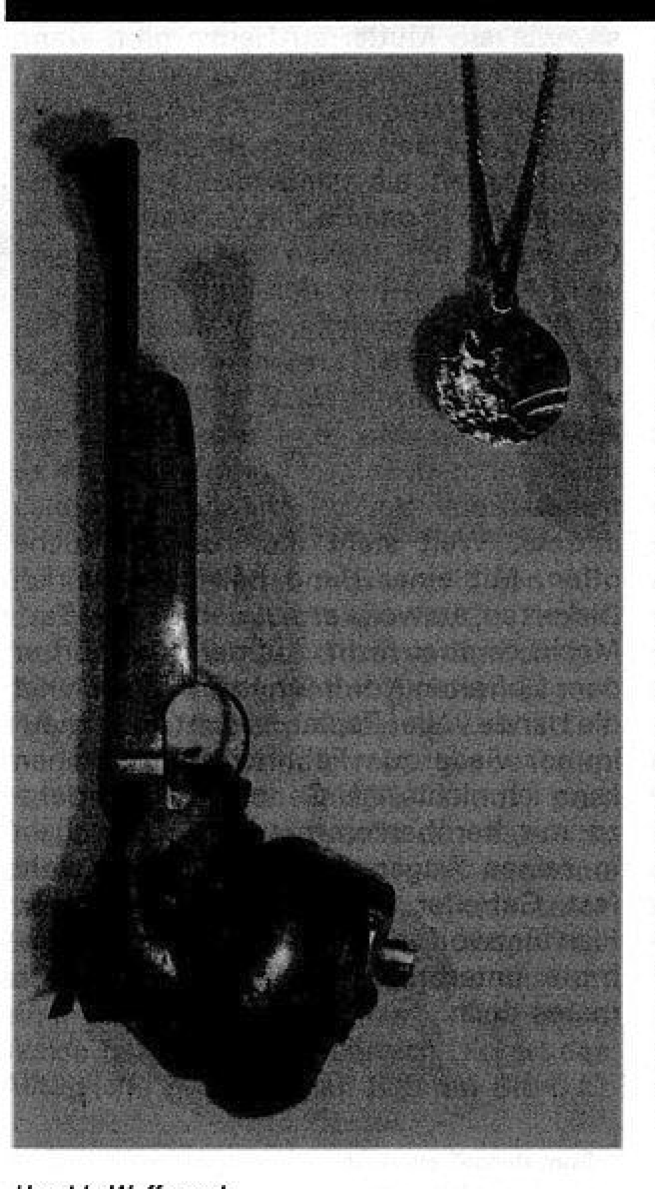
auch die Erfüllung der Dienstvorschriften und Befehle müsse von allen bewußter durchgesetzt werden. Er meine, so legte er es beiden nahe, man müsse den Genossen der Kompanie erklären, daß nur der Soldat erfolgreich sein könne, der wisse, warum er eine Waffe brauche. Wichtigstes Anliegen der Versammlung sei, meint der Fähnrich am Schluß der Beratung, daß die Kommunisten ihre vorbildliche Pflichterfüllung im Grenzdienst fortsetzen und durch ihr Beispiel die Parteilosen, vor allem die heute neu dazugekommenen jungen Soldaten, zu bewußtem Verhalten anregen. Aber sie sollten auch in der Lage sein, den Jüngeren und noch Unerfahrenen zu erklären, warum das alles nötig sei. Nur wer seinen Dienst richtig begreife, könne die Anforderungen erfüllen.

Dann habe ich Zeit, persönlich mit Fähnrich Dickert zu sprechen. Anfangs bin ich etwas erstaunt. Der 40jährige Genosse, der eine ganze Kompanie auf seine Art in Bewegung hält, ist äußerst zurückhaltend. Was solle er über sich erzählen, meint er. Schlosser habe er gelernt, und weil die DDR und mit ihr die sozialistischen Brudervölker hier an der Westgrenze der DDR gegenüber den imperialistischen Absichten gesichert sein müssen, deshalb sei er vor jetzt schon gut zwanzig Jahren Grenzer geworden. Das sei für einen Arbeiter eben eine nötige Arbeit wie jede andere. Sein Kommando, so sagt er dann, wäre es, den jungen Soldaten in der Kompanie für die Zeit ihres Dienstes an der Staatsgrenze eine Heimat zu schaffen. Er sei zu Anfang seiner Dienstzeit auch als Grenzposten gegangen. Nicht die kalten Füße oder die nassen Sachen seien die Probleme, nein, daran gewöhne man sich und lerne es auch, sich dagegen zu schützen. Er meine, die Genossen brauchten ein bestimmtes Gefühl der Geborgenheit, wenn der Dienst schwer würde, wenn im Abschnitt Alarm sei und man nicht wisse, was in den nächsten Minuten passiert. Die jungen Soldaten sollten auch in der Kompanie spüren, daß sie einen sozialistischen Staat verteidigen, der für alle Bürger sorgt, auch für seine Soldaten. Der Soldat könne nun mal nicht die Annehmlichkeiten der Zivilisten haben, aber gutes Essen, saubere Unterkunft und ein wenig Freude extra, das müsse man ihm organisieren. Ja und dann, dabei lächelt er, müsse einer oder gar eine ganze Stube ab und an einmal Nachhilfe haben. Etwa so, wie sie Mutter zu Hause gibt, wenn man mit schmutzigen Schuhen über den Teppich gelaufen ist. Nur nicht so sanft. Na ja, dafür sei er eben Hauptfeldwebel. Seine Arbeit als Parteisekretär fasse er ebenso auf. Er glaube, das Vertrauen seiner Genossen am besten zu rechtfertigen, wenn er die Arbeit der Kommunisten in der Kompanie so leite, daß ihr gemeinsamer militärischer Klassenauftrag so gut wie möglich erfüllt wird.

Am anderen Morgen lasse ich es mir nicht nehmen, in der Kompanie noch zu frühstücken, bevor ich die Heimreise antrete. Weit steht die Tür zur Küche offen. Mit einer Hand hält sie Fähnrich Dickert so, als wolle er sie wieder schließen. Macht es aber nicht. Aufmerksam hört er dem Gefreiten Nordmann zu. Der Koch hat die Hände voller Papier, spricht und schaut immer wieder zum Fähnrich auf. Verstehen kann ich nichts. Als Genosse Dickert dann zu mir herüberkommt, sitzt ein Lächeln in seinen Augenwinkeln. Für mich steht fest, Gefreiter Nordmann hat ihm einen Plan für zwölf verschiedene belegte Postenbrote unterbreitet. Ich das wichtig? Ich meine doch.

Der berühmte Vollmar

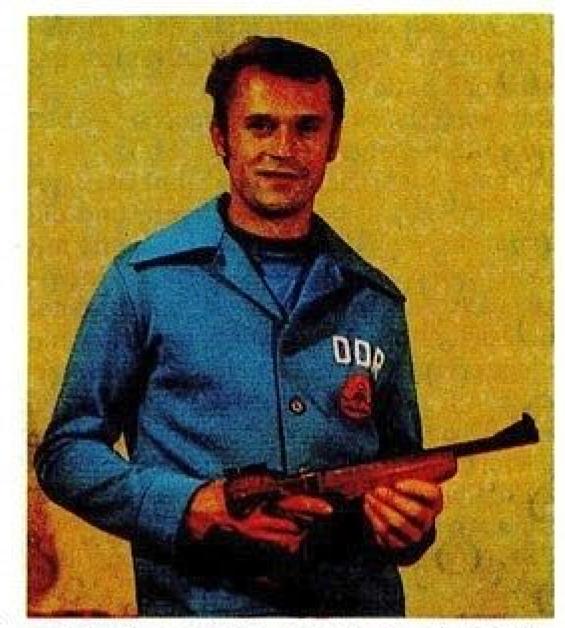
Walter Vogel



Haralds Waffe und die olympische Silbermedaille von Montreal

Man sagt von ihm, er sei in der Disziplin „Freie Pistole" der stabilste Schütze aller Zeiten.
In der Tat, bei jedem Wettkampf, den er bestreitet, gehört er zum Favoritenkreis, und er hat eine stattliche Erfolgsbilanz aufzuweisen: Bronzemedaille bereits bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko; Weltmeister 1970; Europameister 1975; Silbermedaille bei Olympia 76 in Montreal; viele weitere internationale Titel und vordere Plätze.
Harald Vollmar liebt Erfolge, aber sie kamen nicht in arithmetischer Reihe; Tiefen liegen dazwischen. Jeden Erfolg muß er sich immer wieder erkämpfen. Er ist feinfühlig, deshalb sind Meisterleistungen bei schweren Wettkämpfen immer Siege über sich selbst. Wir stellten dem berühmten Schützen Vollmar einige Fragen.
Harald, wie fing es bei dir mit dem Schießen an?
Das war vor 20 Jahren, 1961, in meiner Heimatstadt Bad Frankenhausen. Mein Vater hatte ein Luftgewehr und erzählte mir immer, was für ein toller Schütze er war. Er hat mich regelrecht angestachelt, und so fing ich 1962 mit dem Sportschießen an, allerdings nicht mit der Pistole, sondern mit dem Kleinkalibergewehr.

Das war ziemlich kompliziert, denn ich konnte nur an den Wochenenden trainieren, und das Gewehr mußte ich mit einem anderen „teilen". In dieser Zeit schoß der Mann meiner Cousine, Konrad Reinecke, „Freie Pistole", und er überredete mich dazu, es doch einmal in dieser Disziplin zu versuchen. Ich schoß eine Serie auf 25 m, die mich selbst erstaunte: 7, 8, 9, 10, 4. Irgendwie spürte ich, daß mir Pistolenschießen lag, und stieg um.
Bad Frankenhausen hatte damals eine Menge erfahrener Pistolenschützen, und ich nahm mir für den ersten Wettkampf vor: Von den „Alten" schlägst du wenigstens den schlechtesten. Das gelang mir auch. 1963 wurde ich Kreismeister, im selben Jahr Bezirksmeister der Junioren mit 571 Ringen – ich war damit um 10 Ringe besser als der Sieger der Senioren – und erreichte den 4. Platz bei den DDR-Meisterschaften der Junioren. Ich schoß diesen Wettkampf mit der Waffe eines Lehrers, der sehr kurze Finger hatte. Die Waffe war für ihn besonders präpariert und „paßte" mir gar nicht. 1964 hatte ich mir in der Disziplin 40 Schuß mit 362 Ringen den DDR-Meister der Junioren erkämpft, das war Rekord. Im Training schoß ich damals bereits 560 Ringe und wurde im September 1964 als Siebzehnjähriger DDR-Meister der Senioren. Natür-



Im Kreise seiner Sportfreunde. Links neben ihm der Sensationssieger von Montreal, Uwe Potteck, rechts außen Auswahltrainer Heinz Joseph

lich war ich ein wenig stolz, daß ich als „Provinzler" die gesamte DDR-Spitze geschlagen hatte.

Das klingt alles sehr selbstsicher – bist du ein Erfolgstyp?

Ich habe mehr als ein Jahrzehnt dazu gebraucht, selbstsicher zu werden, und die Jahre des Anfangs bewerte ich heute mit dem zeitlichen Abstand, den ich inzwischen habe. Jeden kleinen Schritt weiter mußte ich mir erkämpfen. Ich habe nie aufgegeben, wenn ich mich dann und wann auch mit dem Gedanken getragen habe. Zum Glück war ich mit meinen Sorgen nie allein, hatte Trainer und Sportkameraden an meiner Seite. Sie halfen mir über die Durststrecken.

Wie ging es nach dem überraschenden DDR-Meistertitel von 1964 weiter?

Ich schloß zunächst meine Lehre als Dreher ab und wurde danach zum Klub für Sportschießen der GST nach Leipzig delegiert. 1966 nahm ich an den Weltmeisterschaften in Wiesbaden teil und erreichte mit 545 Ringen und dem 19. Platz zwar die beste DDR-Plazierung, aber zwei Jahre vorher hatte ich schon 560 Ringe geschossen!

Bei der Siegerehrung schwor ich mir: Auf diesem Treppchen willst du auch einmal stehen!

Dann kamen die Olympischen Spiele von 1968 in Mexiko. Ich wollte möglichst gut abschneiden, mit einer Medaille rechnete ich nicht. Ich schoß 560 Ringe und gewann Bronze, das Treppchen war erreicht! Aber es wurde mir danach zur Zentnerlast. Ich zählte von nun an zur Weltspitze und gehörte bei jedem Wettkampf zum Favoritenkreis. Jetzt wurde es erst richtig schwer! Ich wollte aber beweisen, daß mein Erfolg von Mexiko keine Eintagsfliege gewesen war.

1969, bei den Europameisterschaften in Plzeň, konnte ich mit 569 Ringen Zweiter hinter Grigori Kossych werden, der mit 572 Ringen Weltrekord schoß. Auch 1971, als die Europameisterschaften auf einem der wohl schönsten Schießstände der Welt, auf dem Friedberg bei Suhl stattfanden, wurde ich mit 563 Ringen Zweiter.

Danach folgten auch schon die Olympischen Spiele von 1972. Ja, und dort habe ich eindeutig versagt, weil ich die Favoritenbürde nicht verkraften konnte. Mit mageren 558 Ringen wurde ich Fünfter. Wenn man bedenkt, daß ich im Training schon 570 Ringe und mehr geschossen hatte, dann wird einem kar, wie deprimierend dieses Ergebnis für mich war. Ich trug mich nach dieser Olympiade mit dem Gedanken, den Leistungssport aufzugeben. Aber gute Freunde redeten mir wieder zu und machten mir klar, daß ein Sportler der Weltspitze auch einmal eine Niederlage einstecken können muß.

Der nächste internationale Höhepunkt waren die Weltmeisterschaften in Thun in der Schweiz. Im wahrsten Sinne des Wortes erkämpfte ich mir dort die Bronzemedaille. Das war von der physischen Belastung her mein bisher schwerster Wettkampf. Bei den letzten 17 Schuß zitterten mir regelrecht die Knie. Ich hatte vor diesen Weltmeisterschaften ein wenig zu viel trainiert.

Es scheint so, daß es bei den Sportschützen sehr schwer ist, das oberste Treppchen zu erreichen...

Das ist tatsächlich so, es gibt bei jedem Wettkampf einen bestimmten Favoritenkreis, aber die physische und psychische Tagesform entscheidet oft, wer Sieger wird.

Die Europameisterschaften von 1975 – sie fanden in der spanischen Hauptstadt Madrid statt – gaben jenen recht, die mir geraten hatten, weiterzumachen. Ich stellte den Weltrekord ein und wurde mit









einem Abstand von 9 Ringen Europameister.

Damit warst du für die Olympischen Spiele von Montreal sicher einer der „heißen" Anwärter auf eine Medaille?

Ja, das war so, und mir machte auch in Montreal die Favoritenrolle zu schaffen, wie 1972 in München. Es „lief" nicht, ich konnte machen, was ich wollte. Ich legte Pausen ein und verließ den Schießstand, um mich mit meinem Trainer Heinz Joseph zu beraten. Ich ging wieder auf den Stand und versuchte, völlig abzuschalten, aber es gelang mir nicht. Ich fing an zu überlegen, dachte an jene in der Heimat,

Die Disziplin „Freie Pistole"

Alle Pistolen vom Kaliber 22 (5,6 mm)
Der Schaft kann der Hand des Schützen angepaßt sein. Der Pistolengriff darf das Handgelenk aber nicht stützen, d. h., jede Verlängerung des Schaftes über das Handgelenk hinaus ist regelwidrig.
Schußzahl: 60 Schuß + 15 Schuß Probe
Wettkampfdauer: 150 min
Distanz: 50 m
Anschlag: Stehend freihändig
Die Zehn hat einen Durchmesser von 50 mm, die Ringe neun bis eins sind jeweils 25 mm voneinander entfernt.
Die Neun hat also einen Durchmesser von 100 mm, die Acht von 150 mm usw.

Harald Vollmar bei seinem harten Training. Er gibt keinen Schuß leichtsinnig ab

Harald Vollmar mit seinem Trainer Heinz Joseph, der ihm als guter Freund über manche Hürde hilft

Konzentration vor dem Schuß. Unentbehrliches Requisit ist das Scheibenbeobachtungsglas

Der Schaft der Freien Pistole kann der Hand des Schützen genau angepaßt sein

die ich enttäuschen würde, und brachte damit meinen Bewegungsablauf noch mehr durcheinander. Ich hatte mit einer mageren 93er Serie begonnen, schoß in der zweiten 97 Ringe, rutschte dann aber in der dritten Zehnerreihe wieder auf 92 ab. Ich schien mit meinem Latein am Ende zu sein, weil ich nicht wußte, was ich falsch machte.

Aber du wurdest in Montreal Silbermedaillengewinner?

Ja, und diese Silbermedaille hat ihre eigene Geschichte. Als ich in der vierten Serie einmal den Gehörschutz vom Ohr schob, hörte ich hinter mir Heinz Joseph flüstern: „Vor dir liegt nur noch Uwe!" Mir war, als nähme man mir ein Bleigewicht vom Hals. Vor mir lag nur noch einer aus der eigenen Mannschaft. Dieser Teufelskerl Uwe Potteck!

Er schaffte in Montreal eine schießsportliche Sensation. Uwe hatte nur wenige Monate zuvor mit dem Schießtraining begonnen – er war vorher Ringer gewesen – und wurde mit neuem Weltrekord Olympiasieger!

Der Zuruf meines Trainers machte mich nervlich „frei". Ruhig und gelassen ging ich die letzten 25 Schuß an und wurde mit 567 Ringen Silbermedaillengewinner. Überhaupt gelang den Pistolenschützen aus der DDR in Montreal der ganz große Durchbruch, um den wir mit unseren Trainern jahrelang gekämpft hatten, denn auch in der Disziplin „Olympisch Schnellfeuer" konnten wir mit Norbert Klaar vom SC Dynamo und meinem Klubkameraden Jürgen Wiefel Gold und Silber gewinnen.

Dieser Erfolg verpflichtete natürlich ...

Ja, das ist im Sport allgemein eine alte Tatsache: Erfolg zu haben ist schon schwer genug – aber ihn halten und wiederholen ist ungleich schwerer, weil man immer weiß, daß die anderen einen jagen, und das zehrt natürlich an den Nerven.

Was war dein bisher schönster Wettkampf?

Schön ist für einen Sportler, wenn es „läuft", wenn ihm alles gelingt, wenn er sich in Form fühlt. Wenn ich davon ausgehe, war das die Europameisterschaft im Luftpistolenschießen Anfang 1976 in Paris. Ich war in „Topform" und wurde mit neuem Weltrekord von 393 Ringen Europameister. Das war zugleich die beste Leistung dieses Championats, und ich erhielt dafür den Ehrenpreis des französischen Staatspräsidenten.

Du sagtest Luftpistole?

Ja, viele Schützen überprüfen in den Wintermonaten ihre Form mit Luftdruckwaffen. Das ist witterungsbedingt, weil Luftdruckdisziplinen in geschlossenen Räumen durchgeführt werden können. Die jährlichen Europameisterschaften finden immer am Anfang des Jahres statt und bieten eine gute Möglichkeit, sich mit der Spitze zu messen. Meine Disziplin ist aber immer die KK-Disziplin „Freie Pistole" geblieben.

Was bedeutet dir dein Sport ganz persönlich?

Ungeheuer viel. Willensstärke, das Bemühen, immer das Beste zu geben, braucht man nicht nur im Sport, sondern auch im täglichen Leben – wenn man etwas erreichen will. Das hat sich vor allem bei meiner beruflichen Entwicklung gezeigt. Mein Fernstudium als Diplomsportlehrer konnte ich 1977 mit „sehr gut" abschließen. Das war fraglos das Ergebnis jener Willensqualitäten, die ich mir durch den Sport angeeignet habe.

Hast du irgendwann schon einmal eine Hunderterserie geschossen?

Noch nie. Ich habe auch bis heute noch nicht erlebt, daß das einem anderen Schützen gelungen wäre. Man sagt ja allgemein, daß die „Freie Pistole" die schwierigste aller Schießsportdisziplinen



sei. Sie verlangt das technisch sauberste Schießen. Nur einmal zum Vergleich: Der Weltrekord in der Disziplin „Freie KK-Büchse" liegt bei 599 Ringen, das heißt, von 60 Schüssen erreichte der Schütze neunundfünfzigmal eine Zehn und brauchte nur eine einzige Neun zu kassieren. Der Weltrekord in meiner Disziplin steht seit 1977 bei 577 Ringen. Im Vergleich zu den Gewehrschützen haben wir da noch allerhand „Land". Aber dieser Abstand ist ganz einfach technisch bedingt, weil der Anschlag mit dem Gewehr beidhändig stabiler ist.

Was macht dich nervös?

Bei einem Wettkampf machen mich Schüsse nervös, die anders liegen, als ich es erwartet hatte. Da macht mich sogar eine Zehn unruhig, wenn ich meinte, daß es nur eine Neun gewesen sei, weil das immer ein Beweis für einen Fehler ist, den ich nicht registriert habe.

Die Fingerfertigkeit des gelernten Drehers nutzt auch bei vielen Handgriffen im Haushalt

Verfolgst du während des Wettkampfes deine Rivalen?

Nein, auf keinen Fall. Das würde sich auf die eigene Konzentration doch ganz erheblich negativ auswirken. Das ist auch wegen des eingeübten Bewegungsablaufs gar nicht möglich.

Was heißt eigentlich „Freie Pistole"?

Es gibt für die Beschaffenheit der Pistole fast keine Beschränkungen. Nur drei Dinge sind vorgeschrieben: die offene Visierung, das Kaliber und daß der Schaft das Handgelenk nicht stützen darf. Ich betone: das Gelenk, denn für die Form der Hand ist der Schaft geradezu maßgeschneidert.

Harald, du warst Delegierter des IX. Parteitags der SED?

Ja, das war 1976 im neuerbauten Palast der Republik in Berlin. Mitglied der Partei der Arbeiterklasse bin ich seit 1973, und dieser Parteitag war für mich ein ganz großes Erlebnis. Das Vertrauen von Zehntausenden Genossen des Bezirks Leipzig gehabt zu haben, über die Geschicke unseres Staates mitentscheiden zu dürfen, das war überwältigend.

Welche Charaktereigenschaften gefallen dir?

Bescheidenheit, Zielstrebigkeit und Ehrlichkeit.

Welche nicht?

Überheblichkeit und Arroganz, und wenn man ohne Willen in den Tag hineinlebt.

Hältst du dich für berühmt?

Ich liebe solche dick aufgetragenen Vokabeln nicht. Ich bin sehr froh und auch ein bißchen stolz, daß ich für meine sozialistische Heimat eine ganze Reihe internationaler Erfolge erreichen konnte. Das wollte ich. Was ich während meiner sportlichen Laufbahn im Ausland oft gehört habe, waren höchst anerkennende Worte über unsere DDR, weil sie als sozialistischer Staat auch mit ihren sportlichen Erfolgen mit an der Spitze in der Welt steht.

Indirekter

Arno Mücke

Wettkämpfe und Sportfeste zwischen den in der DDR stationierten sowjetischen Truppen und den Soldaten der NVA gehören zum Alltag der Waffenbrüderschaft wie die gegenseitige Unterstützung in der Ausbildung oder wie kulturelle Veranstaltungen. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, wer da nun siegt; viel wichtiger sind das persönliche Kennenlernen, die Vertiefung der Freundschaft und die Festigung der Waffenbrüderschaft.
Bei einem sportlichen Vergleich hatte man Genossen Kirschen als Schiedsrichter vom ASK gebeten, das Spiel zweier Soldatenmannschaften zu pfeifen. Natürlich waren die Spieler keine Leistungssportler, sie spielten eben aus Liebe zum Sport. Bei einem Gedränge im Strafraum der sowjetischen Mannschaft mußte Genosse Kirschen einen indirekten Freistoß pfeifen. Er zeigte das, wie es international üblich ist, durch Erheben der rechten Hand. Nun hätten die sowjetischen Spieler eine Mauer bilden können, aber zum Erstaunen des Schiedsrichters und der NVA-Fußballer verließen alle sowjetischen Spieler den Strafraum und stellten sich diszipliniert hinter der Strafraumlinie auf. Mit seinen spärlichen Russischkenntnissen versuchte Genosse Kirschen den Spielern zu erklären, daß sie eine Abwehr bilden sollten, aber die Sportler verstanden ihn nicht.
Der NVA-Fußballer, der den indirekten Freistoß treten wollte, sah das vergebliche Bemühen des Schiedsrichters und meinte: „Machen wir das doch einfach, ich schieße dem sowjetischen Tormann den Ball leicht in die Arme, dann geht das Spiel weiter, und wir haben die Frage glücklich gelöst."
Der Schiedsrichter war damit einverstanden, nicht aber der Mann im sowjetischen Tor, der den Ball tatsächlich leicht in die Arme geschossen bekam. Er war gekränkt, nahm den Ball unter den Arm, lief zum Elfmeterpunkt, legte den Ball dort ab und verlangte demonstrativ von unserem Spieler: „Straffer schießen, straffer schießen!"

OMSBON-Sonderbrigade z.b.V.

Oberst a.D. Gottfried Grünberg

7. November 1941. Um fünf Uhr früh riß uns der Alarmbefehl aus dem Schlaf. „Antreten zur Parade auf dem Roten Platz!" Was, Parade? Jetzt, da der Feind vor den Toren Moskaus steht? Das konnte einen schon packen. Hitler hatte in die Welt hinausposaunt, er werde am 7. November seine Siegesparade auf dem Roten Platz in Moskau abhalten. Und nun? Wohl war es den Faschisten gelungen, unter ungeheuren Anstrengungen und Opfern dicht an Moskau heranzukommen, doch die Hauptstadt des Sowjetlands würden sie nicht bezwingen. Nicht die Aggressoren würden über den Roten Platz marschieren, sondern die Soldaten der Roten Armee, in ihren Reihen auch wir, deutsche Kommunisten, die der Brigade OMSBON angehörten.

Was verbarg sich hinter diesem Namen, und wie waren wir in diese Brigade gekommen?

Das Zentralkomitee der KPD hatte uns zu einer Schulung delegiert, die das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale Anfang 1941 für einige Dutzend Genossen aus mehreren Ländern in der Nähe von Moskau ermöglicht hatte. Wir sollten auf kommende Aufgaben vorbereitet werden. Manch alte Bekannte aus den Jahren gemeinsamer Arbeit und Kämpfe traf ich wieder, so die beiden Bayern Sepp Zettler und Sepp Strasser, meinen alten Freund Theo Winter, zwei Genossen aus dem Ruhrgebiet, die ich aus unserem Ringen mit den Faschisten in Spanien kannte, Genossen Winkler aus Schlesien, Bruno Kühn, mit dem ich auf der Leninschule und in Spanien zusammen war.

Wir nutzten die Zeit, die uns zum Lernen gegeben war, befaßten uns mit Grundfragen des Marxismus-Leninismus, diskutierten aktuelle politische Probleme. Besonders eingehend beschäftigten wir uns mit dem schweren und opferreichen illegalen Kampf unserer Genossen in Deutschland. Beunruhigt vernahmen wir die Kunde von



Ein Foto aus dem Jahre 1942. Die OMSBON-Genossen Sinaida Bobkowa, Anatoli Shirnow, Gleb Ponomarjow und Galina Lawrentjewa schickten es ihrem Kampfgefährten Gottfried Grünberg

der Konzentration starker Kräfte der faschistischen Wehrmacht an den Grenzen der UdSSR, doch der vor knapp zwei Jahren abgeschlossene Nichtangriffspakt zwischen der Sowjetunion und Deutschland ließ uns noch hoffen, daß der faschistische Krieg gegen die Sowjetunion verhindert werden könnte.

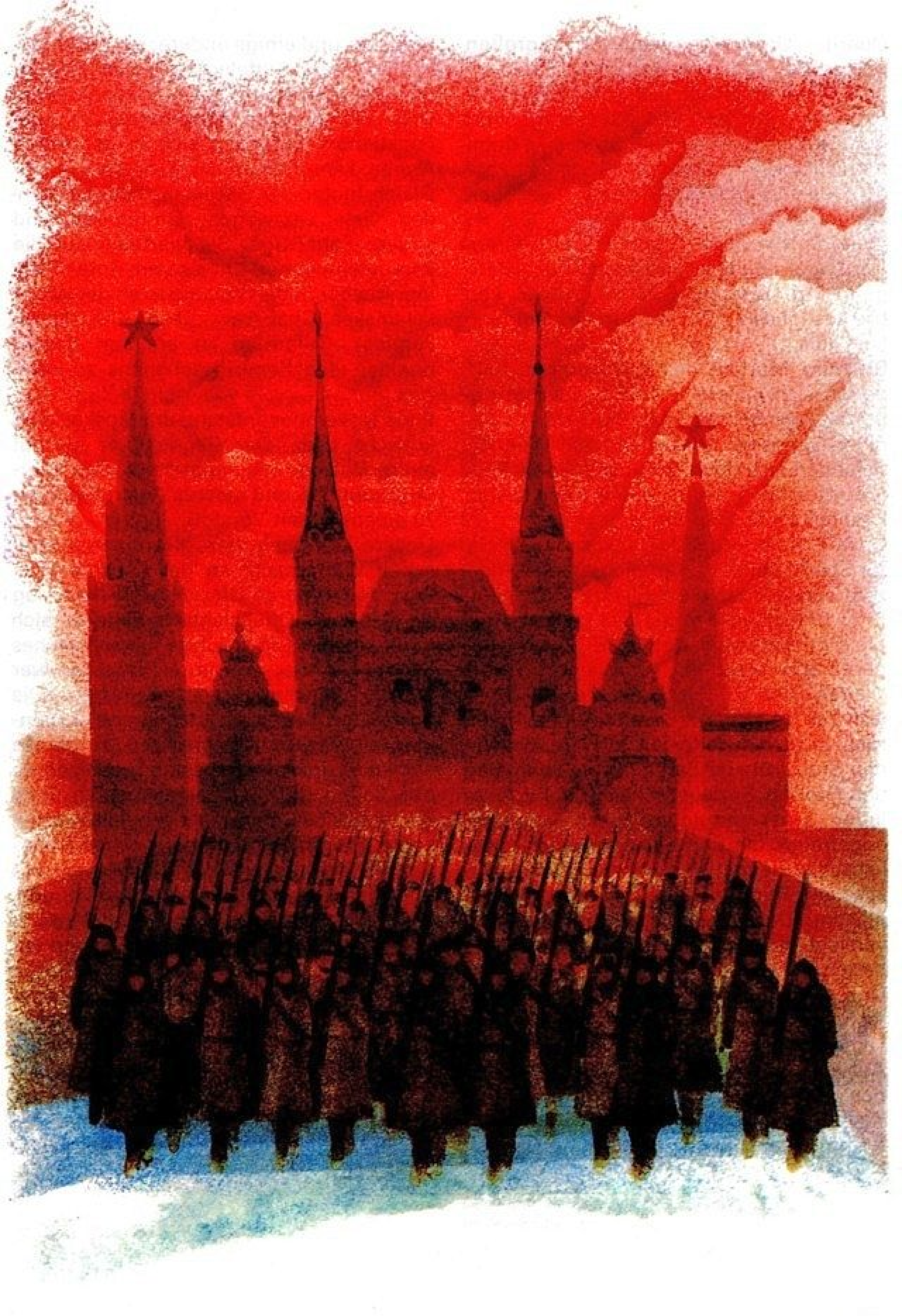
Mit dem 22. Juni 1941 zerstoben diese Hoffnungen endgültig. Im Morgengrauen überfielen die Hitlerfaschisten in gewaltiger Übermacht die Sowjetunion. Über 130 bestausgerüstete Divisionen mit Kriegserfahrung durchbrachen die Grenze zum friedlichen, auf gutnachbarliche Beziehungen bedachten ersten sozialistischen Staat der Arbeiter und Bauern. Hunderte von Flugzeugen bombardierten heimtückisch Minsk, Kiew, Smolensk, Odessa, Charkow und viele andere Städte und Ortschaften. Mordend und brennend bahnten sich motorisierte Kräfte und Panzer den Weg. Unter schweren Kämpfen mußten sich die zu schwachen Grenztruppen der UdSSR zurückziehen.

Das Sowjetvolk nahm die Nachricht von dem faschistischen Überfall voller Empörung und Abscheu, aber gefaßt auf. Es war sich einig in der festen Absicht, koste es, was es wolle, den hinterlistigen Feind zurückzuschlagen und zu vernichten. Für uns deutsche Kommunisten gab es in diesen Tagen nur eins. Wir machten das wahr, was Ernst Thälmann oft gesagt hatte: „In der Stunde der Gefahr stehen wir an der Seite der Sowjetunion!" Wir meldeten uns sofort freiwillig an die Front und wurden angenommen.

In der Nähe von Moskau, auf einem Schießplatz der Dynamosportler, formierte sich unsere Brigade, die „Sonderbrigade mechanisierter Schützen z. b. V.", abgekürzt OMSBON. Sie bestand im wesentlichen aus sowjetischen Tschekisten und Dynamosportlern, die beim Aufbau ihres sozialistischen Vaterlands bereits Hervorragendes geleistet hatten und nun für wichtige Sonderaufgaben als Partisanen und Kundschafter im Hinterland des Gegners bereit waren. Ein Bataillon der Brigade bestand aus „Internationalen", das heißt aus Kommunisten mehrerer europäischer Länder, meist Emigranten wie wir selbst, die sich am ersten Kriegstag freiwillig zum Fronteinsatz gemeldet hatten. In unserer Kompanie gab es einen starken Zug deutscher und österreichischer Genossen, darunter alle Teilnehmer unseres Kurses, und zwei Züge spanischer Genossen. In anderen Kompanien fanden sich polnische, tschechoslowakische, bulgarische, ungarische und Genossen anderer Nationalität.

Mit dem sofortigen Einsatz an der Front wurde es zu unserem Leidwesen nichts. „Wir haben andere Aufgaben", verkündete der Brigadekommandeur, Oberst Orlow. Wir merkten es auch bald daran, daß uns nach und nach einzelne Genossen verließen. Obwohl nicht darüber gesprochen wurde, war allen klar, daß sie den Weg an die unsichtbare Front angetreten hatten.

Während der Sommer- und Herbstmonate entwickelte sich das Kriegsgeschehen anders, als wir es uns vorgestellt hatten. Obwohl die Rote Armee heroisch kämpfte, mußte sie sich zurückziehen. Minsk, Kaunas, Vilnius, Smolensk, Kiew, Charkow und andere Städte mußten aufgegeben werden, der Feind näherte sich Moskau. Mitte Oktober wurde unsere Brigade dorthin verlegt, sie sollte die Verteidigung der Hauptstadt verstärken. Während die anderen Bataillone im Norden der Stadt eingesetzt wurden, wo sie mit anderen regulären Truppen zusammen dem Gegner den Weg verlegen sollten, bezog unser Bataillon im Zentrum, im Haus der Gewerkschaften auf dem Ochotny Rjad,



Quartier. Unsere Kompanie lag im großen Säulensaal, jenem historischen Raum, in dem Wladimir Iljitsch Lenin oft gesprochen hatte, in dem er auch 1924 aufgebahrt lag. Dort hatten die Kongresse der Kommunistischen Internationale getagt; auf dem VII. Kongreß saß ich als Gast oben auf der Galerie.

Viele denkwürdige Tagungen und Veranstaltungen hatten in diesem Saal stattgefunden, und nun versahen wir von hieraus unseren Dienst zur Verteidigung Moskaus.

Bis zum Morgen des 7. November 1941 hatten sich unsere Reihen wiederum gelichtet, auch bei den Spaniern waren es weniger Genossen geworden; kein Wunder, befanden sich doch gut ausgebildete Piloten unter ihnen, die in der Luft mehr leisten konnten als auf der Erde.

Unsere Kolonne rückte langsam, Schritt für Schritt vorwärts zum Roten Platz. Kopfzerbrechen über die fehlende Paradeuniform brauchten wir uns nicht zu machen, gleich uns marschierten alle anderen Truppenteile in Felduniform, mit kampfbereiten Waffen, den Rucksack auf dem Rücken. Auf den Gesichtern der Rotarmisten sah man nicht die Heiterkeit, die Freude und den Stolz früherer Paraden zum Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Ernst und entschlossen waren sie angetreten, die Bedrohung von der sozialistischen Heimat abzuwenden, den faschistischen Feind zu schlagen und zu vernichten. Daraus erwuchs die Siegeszuversicht, die alle Kämpfer in den folgenden harten Schlachten beflügelte.

Unser Bataillon marschierte auf dem rechten Flügel der Paradeformation. Wir kamen dicht am Leninmausoleum vorüber. Auf der Tribüne standen die Genossen der Partei- und Staatsführung: Stalin, Kalinin, Budjonny, Kaganowitsch, der Kommandant von Moskau, General Similow, und einige andere, die mir unbekannt waren. Auffällig auch hier, daß es weit weniger waren als in Friedenszeiten. Drei Viertel aller Parteimitglieder und Funktionäre befanden sich in der Roten Armee, kämpften an den Fronten.

Gleich hinter der Basiliuskathedrale standen viele Lastwagen, Omnibusse und andere Fahrzeuge. Sie warteten auf die Paradeteilnehmer, um sie vom Roten Platz unmittelbar in die Stellungen an der Wolokolamsker Chaussee, nach Klin, Naro-Fominsk, Tula und zu anderen Brennpunkten des Kampfgeschehens zu bringen.

Ende November entstand um Moskau eine kritische Lage. Der Gegner war bis auf einige Dutzend Kilometer an die Stadt herangekommen und machte Anstrengungen zu einem neuen Vorstoß.

Unsere Kompanie bezog in einer stürmischen Winternacht an der Kljasma Stellung. Am anderen Ufer des Flüßchens lag der Gegner. Offensichtlich hatte er sich verausgabt, denn er führte nur schwaches Störfeuer. Aber weit im Nordwesten war starkes Panzergerassel zu hören. Die Faschisten zogen Verstärkungen zusammen. Wie wir später erfuhren, hatten sie auch ein großes Orchester herbeigeholt, das fleißig Hitlers Lieblingsmarsch übte, der auf dem Roten Platz gespielt werden sollte. Sie glaubten immer noch, sie würden ihr heißersehntes Ziel erreichen und mit Triumph in Moskau einziehen können. Doch das Kräfteverhältnis vor Moskau veränderte sich zusehends. Die Erkundungen des Genossen Dr. Richard Sorge in Japan hatten die Gewißheit gebracht, daß der Sowjetunion im Fernen Osten keine Gefahr drohte. So konnten große Truppenkontingente von dort abgezogen und bei Moskau eingesetzt werden. Vom Gegner unbemerkt, gingen frische Divisionen bei uns in Stellung. Auch unsere Kompanie

mußte zusammenrücken, andere Rotarmisten beanspruchten die Ausgangsstellung. Ich zog mit meinem leichten MG um und hob mir eine neue Stellung aus.

Am 6. Dezember ging es los. Der Gegner glaubte sich stark genug, um die Verteidigung Moskaus zu durchbrechen. Doch er hatte sich gründlich verrechnet. Die Rote Armee schnitt den Panzerangriffskeil der Faschisten ab und schlug mit voller Wucht auf deren Verbände ein. Das traf die sieggewohnten Faschisten empfindlich. Sie ergriffen die Flucht und wurden bis zu 400 Kilometer zurückgeschlagen. Hitlers Blitzkrieg war endgültig gescheitert.

Als der Feuersturm losbrach, machten auch wir uns bereit. Nach einer Weile verstärkte sich der Kampflärm rechts in unserem Rücken.

„Die wollen uns umgehen!" rief plötzlich einer.

„Nur Ruhe bewahren, das ist erst das Präludium", beschwichtigte uns der Kompaniechef. In der Tat, es dauerte kaum eine Stunde, da hörte man andere Töne. Das Kampfgetöse an der rechten Flanke verlagerte sich nach Norden. Plötzlich stürmten die Rotarmisten neben uns mit aufrüttelndem „Hurra" über den gefrorenen Fluß auf die faschistischen Stellungen zu. Da waren auch wir nicht zu halten. Wir stürmten mit, obwohl wir keinen Angriffsbefehl erhalten hatten. Ein schauriger Anblick traf uns bis ins Mark: Die flüchtenden Faschisten zündeten Haus für Haus des vor uns liegenden Dorfes an. Abscheu und Zorn ergriffen uns. Trotz des heftigen gegnerischen Abwehrfeuers stürmten wir auf das Dorf zu. Einige Male kniete ich nieder, um die faschistischen Brandstifter besser aufs Korn nehmen zu können. Dann waren wir im Dorf. Was wir sahen, bestätigte uns, daß hier planmäßig und systematisch vernichtet worden war: Man hatte breitflächig und schnellwirkende Brandmittel verwendet, wie einst beim Reichstagsbrand. Wir stürzten den Faschisten nach, diese Barbaren sollten nicht ungeschoren davonkommen; doch unser Kompaniechef hielt uns zurück. Er machte uns Vorwürfe, daß wir die militärische Disziplin verletzt hätten. Auch der Politkommissar mißbilligte unser Vorgehen.

„Ich kann euch ja verstehen, Genossen", meinte er abschließend, „aber Disziplin bleibt Disziplin. Außerdem sind die Rotarmisten jetzt in der Lage, das Gesindel allein von Moskau zu vertreiben. Auf euch warten wieder andere Aufgaben."

So leisteten die Angehörigen unserer Brigade in der Folgezeit der Partisanen-



Der Autor als Rotarmist im November 1941



bewegung umfangreiche und vielseitige Hilfe. Einen nach dem anderen wehte es davon.
Gegen das Argument der sowjetischen Genossen „Den Feind schlagen und vernichten, das können und werden wir allein; aber das deutsche Volk für den Frieden und die Freundschaft mit anderen Völkern gewinnen, das müßt ihr, die deutschen Kommunisten, tun!" war nichts einzuwenden, im Gegenteil, es spornte an. Und so übernahm ich willig und überzeugt neue Aufgaben, die mir das ZK der KPD stellte. Wie viele meiner Genossen habe ich meine Pflicht erfüllt und meine Kräfte nicht geschont, um ein friedliches, demokratisches Deutschland schaffen zu helfen, das nur in enger und vielseitiger Verbindung mit dem Sowjetvolk denkbar war. Ich durfte es erleben, wie die deutsch-sowjetische Freundschaft, für mich seit meiner Jugend eine Herzenssache, in unserem Volk Fuß faßte, und sie ist aus dem Alltag der Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik nicht mehr wegzudenken. Für mich spielen auch jetzt, im hohen Alter, Begegnungen und Kontakte mit sowjetischen Menschen eine große Rolle. Unter ihnen sind Pioniere und Komsomolzen, Kriegsveteranen und alte Freunde. Ganz besonders freue ich mich stets über Briefe meiner ehemaligen Kampfgenossen aus der OMSBON, erinnern sie mich doch an Zeiten, als wir in fester internationalistischer Solidarität gegen einen gemeinsamen Feind unserer beiden Völker zu Felde zogen und ihm die ersten schweren Schläge versetzten, die letztlich zum Sieg für unsere gemeinsame Sache führten.

Kanonen, Haubitzen, Werfer ...

Werner Kießhauer

Ehrenparade der Nationalen Volksarmee zum Tag der Republik am 7. Oktober. An den Tribünen der Partei- und Staatsführung und der Ehrengäste rollen auch Truppenteile der Raketentruppen und Artillerie vorbei. Der Kommentator des Fernsehens nennt die einzelnen Geschütztypen: „... 100-Millimeter-Kanone, ... 122-Millimeter-Haubitze, ... 152-Millimeter-Kanonenhaubitze ..." Doch damit nicht genug. Granatwerfer (mit einem Rohr) und Geschoßwerfer (mit 40 Rohren auf einem Fahrzeug) erscheinen. Auf den ersten Blick eine verwirrende Vielfalt. Bei den Raketen scheint das einfacher zu sein. Die NVA verfügt über taktische und operativ-taktische Raketen. Denen sieht auch der Laie an, daß sie für große bzw. sehr große Schußentfernungen bestimmt sind. Wie ist das aber mit den vielen Artilleriewaffen? Ist Geschütz nicht gleich Geschütz? Wie unterscheiden sich die Kanonen von den Haubitzen?

Die Artillerie muß die verschiedensten Ziele auf unterschiedliche Entfernungen bekämpfen. So werden angreifende Panzer und SPWs sowie MG- und Pak-Stellungen meist im direkten Richten beschossen. Richten ist der artilleristische Ausdruck für Zielen. Direktes Richten heißt, daß der Richtkanonier das Ziel in das Fadenkreuz seines Zielfernrohrs nimmt. Die Flugbahn der Geschosse ist hierbei flach und gestreckt.

Weit entfernte Ziele wie feindliche Truppenansammlungen, Führungspunkte, Batterien oder Raketenstartstellungen bzw. solche Ziele, die hinter Hügeln oder Wäldern liegen, werden nach indirekten Richtverfahren beschossen. Die Richtkanoniere sehen dabei das Ziel selbst nicht. Sie richten ihre Geschütze nach Entfernungs- und Richtungsangaben, die der Batteriechef auf seiner Beobachtungsstelle errechnet und über Funk oder Draht in die Feuerstellung übermittelt. Beim Schießen im indirekten Richten sind die Flugbahnen der Geschosse meist steil und wie eine Parabel gekrümmt.

Schlägt man im Lexikon nach, so findet man unter *Kanone* auch den Begriff Flachfeuergeschütz, während die *Haubitze* als Steilfeuergeschütz bezeichnet wird. *Granatwerfer* sind Steilfeuerwaffen, die manchmal auch Mörser genannt werden. Die verschiedenen Bezeichnungen der Artilleriewaffen hängen offensichtlich von der charakteristischen Form der Flugbahnen der Geschosse (Granaten) ab, die von ihnen verschossen werden. Sehen wir uns



einmal den Flug der Granaten etwas näher an.
Die Flug- oder Reichweite von Geschossen hängt hauptsächlich von zwei Faktoren ab: erstens von der Geschwindigkeit, mit der die Granaten das Rohr verlassen, kurz Anfangsgeschwindigkeit v_0 genannt, und zweitens von dem Winkel zwischen der Rohrachse und der Horizontalen, den wir als Rohrerhöhungswinkel φ bezeichnen wollen. Weiter wirken auf den Geschoßflug Erdanziehungskraft und Luftwiderstand ein, die dazu führen, daß die Flugbahnen nach unten gekrümmte, parabelähnliche Kurven sind.
Den Rohrerhöhungswinkel φ stellt der Richtkanonier am Geschütz mit der Höhenrichtmaschine her, indem er das Rohr entsprechend einstellt. Die Anfangsgeschwindigkeit v_0 hängt von der Masse der Pulverladung, der Granatmasse und der Länge des Geschützrohrs ab. Die Pulverladung erzeugt bei ihrer Verbrennung im Rohr hinter der Granate einen sehr hohen Gasdruck, der die Granate aus dem Rohr treibt. Die Höhe des Gasdruckes und damit die v_0 hängen dabei von der Menge und der Art des Pulvers ab, das in bestimmte Ladungen portioniert werden kann. Lange Rohre lassen den Gasdruck länger auf die Granate einwirken, ergeben also höhere v_0. Dafür sind Geschütze mit längeren Rohren (gleiches Kaliber vorausgesetzt) aber schwerer und damit weniger beweglich.
Erdanziehungskraft und Luftwiderstand sind natürliche Größen. Ihr Einfluß auf das Schießen wird in den Schußtafeln, das sind für jeden Geschütztyp vorhandene Tabellenbücher mit Angaben zu den Flugbahnen der Granaten, berücksichtigt.
Verschießt man aus ein und demselben Geschütz eine Serie gleicher Granaten bei gleicher v_0, aber mit verschiedenen Rohrerhöhungswinkeln φ, so nimmt die Schußentfernung mit anwachsendem φ anfangs zu, erreicht bei $\varphi = 45°$ ihren größten Wert und nimmt dann wieder ab. Es ist in der Artillerie üblich, Schießen mit $\varphi < 20°$ als *Flachfeuer,* mit φ von 20° bis 45° hingegen als *Steilfeuer* zu bezeichnen. Das Schießen mit einem Rohrerhöhungswinkel $\varphi > 45°$ wird als *Mörserschießen* bezeichnet.
Will man ein und dieselbe Schußentfernung bei verschiedenen Rohrerhöhunswinkeln φ erzielen, so muß die Anfangsgeschwindigkeit v_0 der Granaten um so größer sein, desto kleiner φ wird. Die flachste Flugbahn erfordert die größte v_0, also die größte Leistung des Geschützes.

Die 130-mm-Kanone erreicht eine Schußentfernung von 27 km

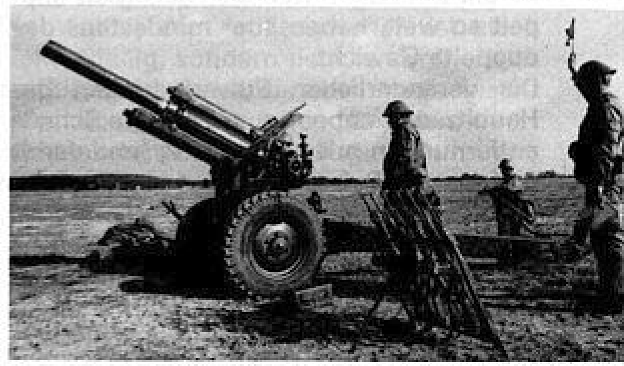


Wir hatten Kanonen bereits als Flachfeuergeschütze bezeichnet. Jetzt wissen wir, daß für flache, gestreckte Flugbahnen die Granaten eine hohe Anfangsgeschwindigkeit erhalten müssen, die nur mit großen Pulverladungen und langen Rohren zu erzielen ist. Beide Merkmale finden wir bei den Kanonen wieder, die sich äußerlich durch ein langes Rohr auszeichnen und deren Munition wegen der großen Pulverladung eine besonders lange Hülse aufweist.

Es ist in der Artillerie üblich, die Länge der Rohre im Verhältnis zu ihrem Kaliber anzugeben (45 Kaliber Rohrlänge bedeuten bei einer 130-mm-Kanone 45×130 mm = 5850 mm). Für Kanonen liegen die Rohrlängen zwischen 40 und 70 Kalibern; die v_0 beträgt zwischen 700 und 1300 m/s und mehr.

Da das Schießen auf sich bewegende Ziele (Panzer, Schiffe, Flugzeuge) eine hohe v_0 der Granaten und entsprechend gestreckte Flugbahnen erfordert, werden dafür fast ausschließlich Kanonen eingesetzt. Das drückt sich auch in allgemein bekannten Bezeichnungen aus wie **Pa**nzerabwehr**k**anone = Pak und **Fla**ugzeugabwehr**k**anone = Flak.

Kanonen größeren Kalibers können mit

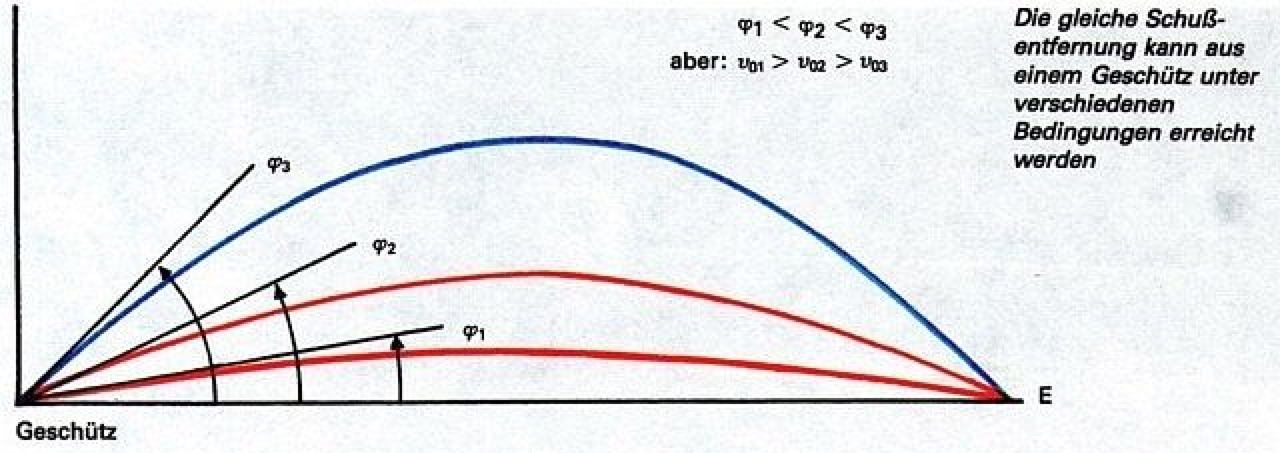


einem Rohrerhöhungswinkel φ bis zu 45° schießen und erreichen dabei sehr große Schußentfernungen (40 km und mehr).

Haubitzen dienen vorrangig zur Vernichtung aller Arten von unbeweglichen Zielen, wofür keine besonders gestreckten Flugbahnen und damit keine so hohen Anfangsgeschwindigkeiten v_0 der Granaten erforderlich sind. Deshalb zeichnen sie sich durch verhältnismäßig kurze Rohre (22 bis 30 Kaliber Länge) aus; die Pulverladungen ihrer Munition sind kleiner und meistens veränderlich (8 bis 12 verschiedene Ladungen für geringe bis mittlere v_0 von 250 bis 600 m/s). Dabei liegen die maximalen Schußentfernungen für Haubitzen „nur" bei 15 bis 17 km. Vergleicht man gleichkalibrige Kanonen und Haubitzen miteinander,

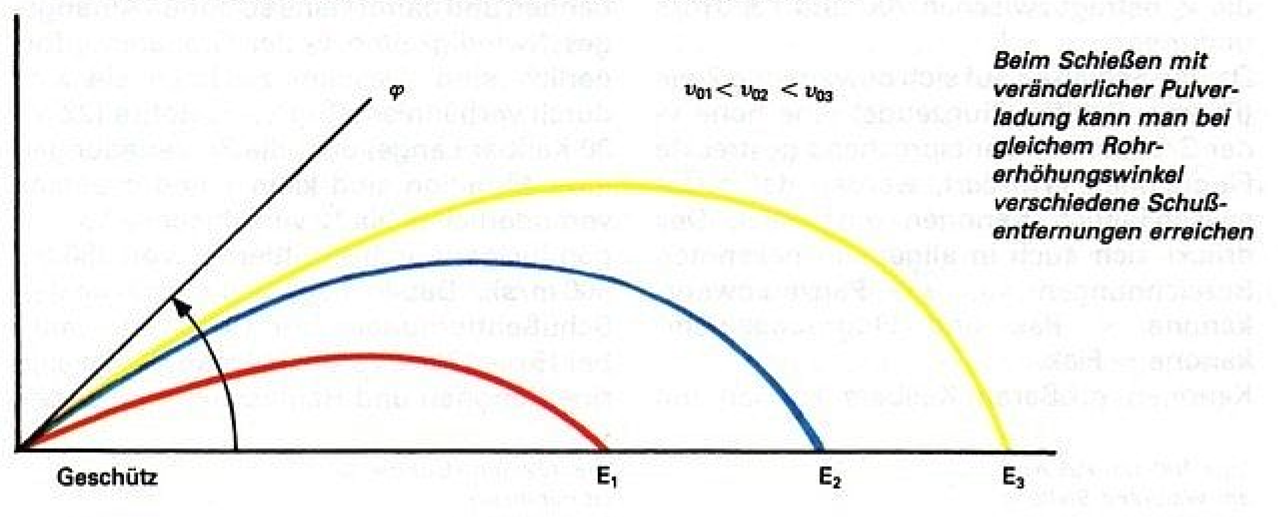
Eine 100-mm-Pak hat am Waldrand Stellung bezogen

Die 122-mm-Haubitze 38 ist mit ihrem kurzen Rohr eine typische Vertreterin ihrer Art



Die gleiche Schußentfernung kann aus einem Geschütz unter verschiedenen Bedingungen erreicht werden

so gilt die Regel: Kanonen schießen doppelt so weit, haben aber mindestens das doppelte Gewicht.
Die veränderlichen Pulverladungen der Haubitzen erlauben es, auf kürzere Schußentfernungen mit kleineren v_0 (und damit geringerem Pulvergasdruck) zu schießen. Damit werden die Rohre geschont und erreichen eine höhere Lebensdauer.
Ein weiteres Merkmal der Haubitzen besteht darin, daß sie mit einem Erhöhungswinkel φ über 45° (in der Regel bis 65°) schießen können. Das hat Vorteile bei der Bekämpfung von Zielen, die einen sehr steilen Fallwinkel der Granaten erfordern (z. B. von waagerechten Decken von Eisenbetonbunkern, von Zielen hinter Bergen). Die Bezeichnung „Steilfeuergeschütz" ist nun sicher verständlich, wenn auch gesagt werden muß, daß Haubitzen durchaus auch im direkten Richten, also im Flachfeuer eingesetzt werden können.
Kanonenhaubitzen nehmen eine Zwischenstellung zwischen Kanonen und Haubitzen ein. Sie erreichen nicht die Schußentfernungen gleichkalibriger Kanonen, weisen dafür aber viele Vorteile der Haubitzen auf. Damit sind sie vielseitig einsetzbare Geschütze.
Mörser sind Geschütze, die in der Regel mit Rohrerhöhungswinkeln φ von 45 bis 80° schießen. Sie wurden vorzugsweise zur Bekämpfung von Befestigungsanlagen eingesetzt, sind jedoch in der heutigen Zeit nicht mehr im Einsatz. Sie haben aber eine Nachfolgewaffe, nämlich die Granatwerfer, die ihr Feuer nach dem gleichen Prinzip führen.

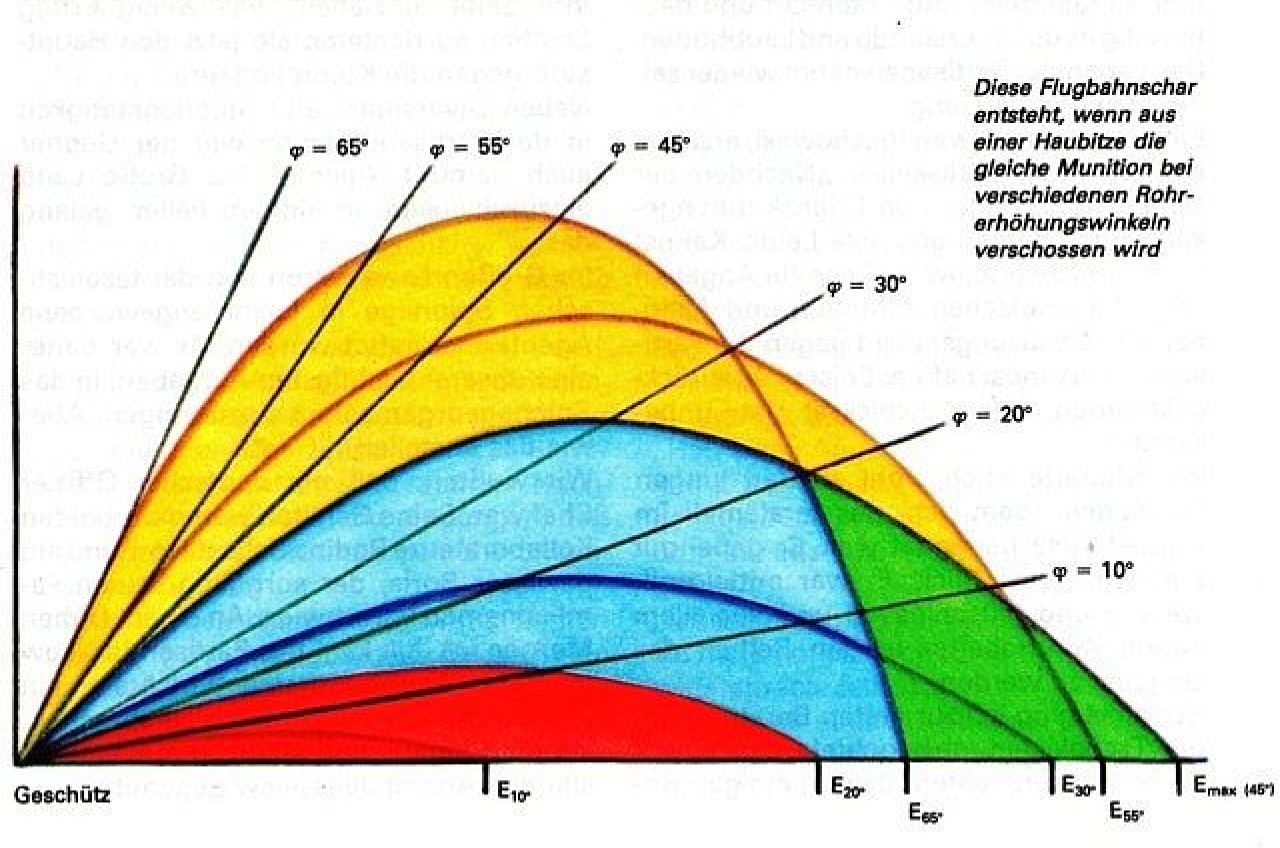


Beim Schießen mit veränderlicher Pulverladung kann man bei gleichem Rohrerhöhungswinkel verschiedene Schußentfernungen erreichen

Granatwerfer sind Artilleriewaffen mit verhältnismäßig kurzen (10 bis 12 Kaliber Länge) und dünnwandigen Rohren, die auf einer Bodenplatte stehen und von einem Zweibein in der notwendigen Richtung gehalten werden. Ihre Munition (die Wurfgranaten) wird bei den meisten Granatwerfern von der Rohrmündung her geladen. Geringe v_0 und lange Flugzeit der Wurfgranaten auf ihrer hohen, stark gekrümmten Flugbahn bestimmen den Einsatz dieser Waffen gegen unbewegliche oder Flächenziele auf kurze bis mittlere Schußentfernungen (5700 m beim 120-mm-Granatwerfer). Dafür haben die unter sehr großem Fallwinkel auftreffenden Wurfgranaten eine besonders große Splitterwirkung.

Granatwerfer haben im Vergleich zu Haubitzen gleichen Kalibers nur ein Zehntel von deren Masse, lassen sich also auf dem Gefechtsfeld leicht transportieren. Leichte Granatwerfer (Kaliber 82 mm und darunter) können, in Teile zerlegt, von ihrer Bedienung getragen werden und sind eine geeignete Begleitartillerie der mot. Schützen. Die Geschoßwerfer werden auch reaktive Artillerie genannt. Ihre Munition sind kleinere ungelenkte Raketengeschosse, die aus nach hinten offenen Rohren verschossen werden. Da die Treibladung der Geschosse nicht verändert werden kann, wird deren Reichweite durch den Rohrerhöhungswinkel φ so wie bei den Geschützen bestimmt. Die Geschoßwerfer verschießen ihre Geschosse in Salven und bekämpfen Ziele, die große Flächen einnehmen.

Die Vielfalt der Artilleriewaffen ist also nicht zufällig, sondern liegt in der Vielfalt der Ziele begründet, die über unterschiedliche Schußentfernungen bei den verschiedensten Geländebedingungen im direkten und im indirekten Richten bekämpft werden müssen.



Diese Flugbahnschar entsteht, wenn aus einer Haubitze die gleiche Munition bei verschiedenen Rohrerhöhungswinkeln verschossen wird

Der Sonderauftrag

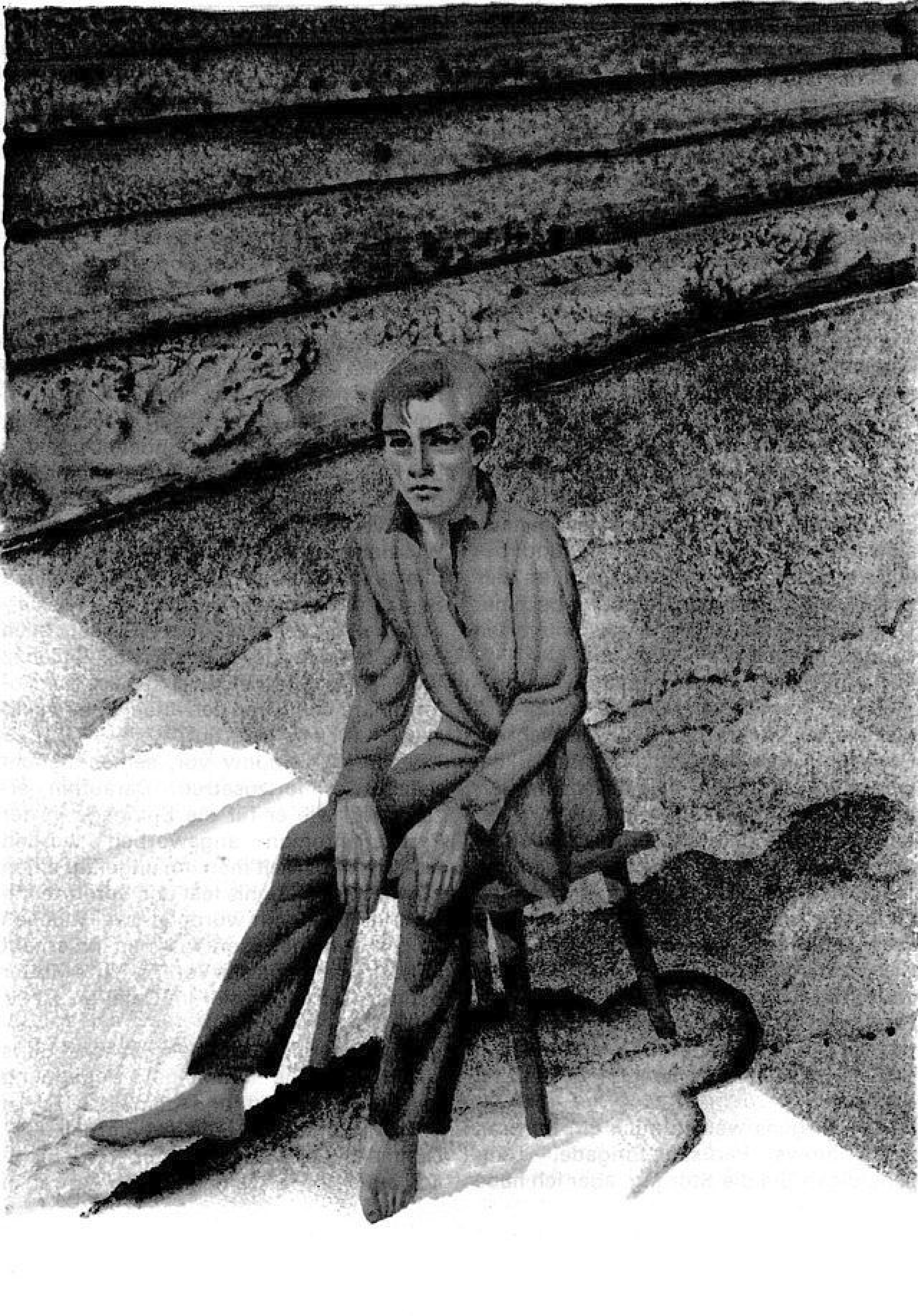
W.A. Sassuchin

Ich war Leiter der Sonderabteilung des NKWD bei den Partisanen in den Brjansker Wäldern geworden. Noch in der Nacht meiner Ankunft im Lager deckte der Gegner uns mit Geschützfeuer ein. Wir verlegten unseren Stützpunkt an einen ungefähr 15 Kilometer entfernten Ort und bauten eilig neue Unterstände und Laubhütten. Das Leben der Partisanen nahm wieder seinen gewohnten Gang.
Einer von ihnen, Iwan Rjachowski, erzählte mir von Andrej Jelissejew. „Nachdem der Gegner die Wälder von Brjansk durchgekämmt hat, fehlen uns gute Leute. Kennst du Andrej Jelissejew? – Er sollte Angaben über die Deutschen sammeln und Aktionen der Besatzungsmacht gegen die Partisanen auskundschaften. Er ist nicht zurückgekommen, sein Schicksal ist unbekannt."
Ich erinnerte mich wohl an den jungen Partisanen, dem ich das erstemal im August 1942 begegnet war. Er gefiel mir auf den ersten Blick: Er war mittelgroß, wendig und entschlossen und vor allem bereit, Kundschafter in den Reihen des Gegners zu werden.
Bedrückt ging ich zur ersten Beratung mit den Tschekisten. Ich berichtete, daß wir vor allem Brot brauchten, daß zu einigen Brigadekommandeuren nicht ausreichender Kontakt bestehe, außerdem erläuterte ich auch die veränderte Taktik des Gegners gegenüber den Partisanen. Waren die Faschisten früher bestrebt, in die Partisanengruppen einzudringen und einzelne auf ihre Seite zu ziehen, was wenig Erfolg brachte, so richteten sie jetzt den Hauptstoß gegen die Kommandeure.
Neben Diversions- und Spionagetätigkeit in der Partisanenregion war der Gegner auch bemüht, Agenten ins Große Land einzuschleusen. In einigen Fällen gelang das.
Im Großen Land waren von der faschistischen Spionage in Lokot angeworbene Agenten verhaftet worden. Es war daher eine unserer wichtigsten Aufgaben, in das Spionageorgan selbst einzudringen. Aber wie das anstellen?
Wir wußten, daß ein deutscher Offizier Chef war. Seine Gehilfen waren die beiden Kollaborateure Rodina Schestakow und ein gewisser Boris, der sorgfältig seinen Familiennamen verschwieg. An einem frühen Morgen im Juli kam der Partisan Ischkow in meine Laubhütte und berichtete, ein junger Mann wünsche mich zu sprechen. Ich ging hinaus und stand zu meinem Erstaunen Andrej Jelissejew gegenüber.

„Ich melde, ich bin deutscher Spion und habe mich schriftlich verpflichtet, alle Aufträge gewissenhaft zu erfüllen." Mit einem Wort – das, worüber wir uns wiederholt den Kopf zerbrochen hatten, löste sich auf unverhoffte Weise.
Andrej erzählte uns dann eine Geschichte, die als Sujet für einen Abenteuerfilm dienen könnte.
Die Feldgendarmerie hatte ihn festgenommen, als er mit einem Auftrag unterwegs war.
„Partisan?"
„Ja."
„Wohin gehst du?"
„Ins Dorf, zu Verwandten. Wir krepieren vor Hunger, da bin ich davongelaufen."
Sie brachten Andrej ins Dorf Lokot und warfen ihn ins Gefängnis. Der Chef des Spionageorgans persönlich verhörte ihn mit seinen Gehilfen Schestakow und Boris.
„Bis du ein Spion?" schrie er ihn an.
„Uns ist bekannt, daß du Spion bist", schüchterte ihn Schestakow ein.
„Sagen Sie die Wahrheit", warf Boris wie nebenhin, ohne Jelissejew anzublicken, mit müder Stimme ein.
Der Offizier und Schestakow vermochten es nicht, Andrej zu bewegen zuzugeben, daß er sowjetischer Kundschafter war.
„Lassen Sie es mich versuchen", schlug Boris vor.
Er blieb mit dem sowjetischen Kundschafter allein. Andrej überlegte. Schestakow unterstützte den deutschen Offizier aus innerster Überzeugung. Aber Boris? Warum verheimlichte er seinen Nachnamen? Andrej war nicht entgangen, daß Boris das Verhör formal, beinahe unkonzentriert führte.
„Was machen die Partisanen mit Militärangehörigen und Polizisten, die zu ihnen überlaufen? Werden die erschossen, oder lassen sie sie am Leben?" fragte Boris unerwartet.
„Weshalb denn gleich erschießen?" Andrej lächelte. „Wenn jemand zu den Partisanen überläuft, deren Aufträge ausführt, dann wird man ihn mit der Zeit achten. Da gab es bei uns einige Fälle ..." Andrej führte Beispiele an.
Boris dachte nach.
Jelissejew fühlte sich schon etwas sicherer. „Wird man mich lange festhalten? Was erwartet mich?" erkundigte er sich.
Boris kniff die Augen zusammen. „Wir werden uns schon etwas einfallen lassen."
Am Horizont ging die Sonne unter, als sich ein Auto dem Gefängnis von Lokot näherte. Ein hochgewachsener junger Mann in deutscher Uniform stieg heraus. Er klingelte. Die Tür öffnete sich. Er betrat den Gefängnishof.
Fünfzehn Minuten später fuhr das Auto zurück ins Dorf.
Andrej wurde in einen Raum geführt, in dem der Offizier und Schestakow saßen. Sie ließen Andrej auf einem Schemel Platz nehmen. Der Offizier fragte: „Möchtest du leben?"
„Ich möchte leben."
„Liebst du Mutter und Vater?"
„Ich liebe sie sehr."
„Wenn du willst, daß deine Familie unbehelligt bleibt, du selbst aber auf freien Fuß gesetzt wirst, mußt du uns helfen."
Ebendieses Angebot brauchte Andrej. Aber um keinen Verdacht zu erwecken, lehnte er anfangs ab.
„Hab keine Angst." Schestakow beruhigte ihn. „Die Aufgabe ist nicht schwierig. Du gehst zurück in die Partisanenbrigade und bringst uns dann darüber einige Angaben."
„Ich kann unmöglich wieder zurückgehen, sie halten mich doch für einen Deserteur", widersprach Jelissejew.
„Du sagst einfach, du hast von deinen Verwandten Lebensmittel geholt."

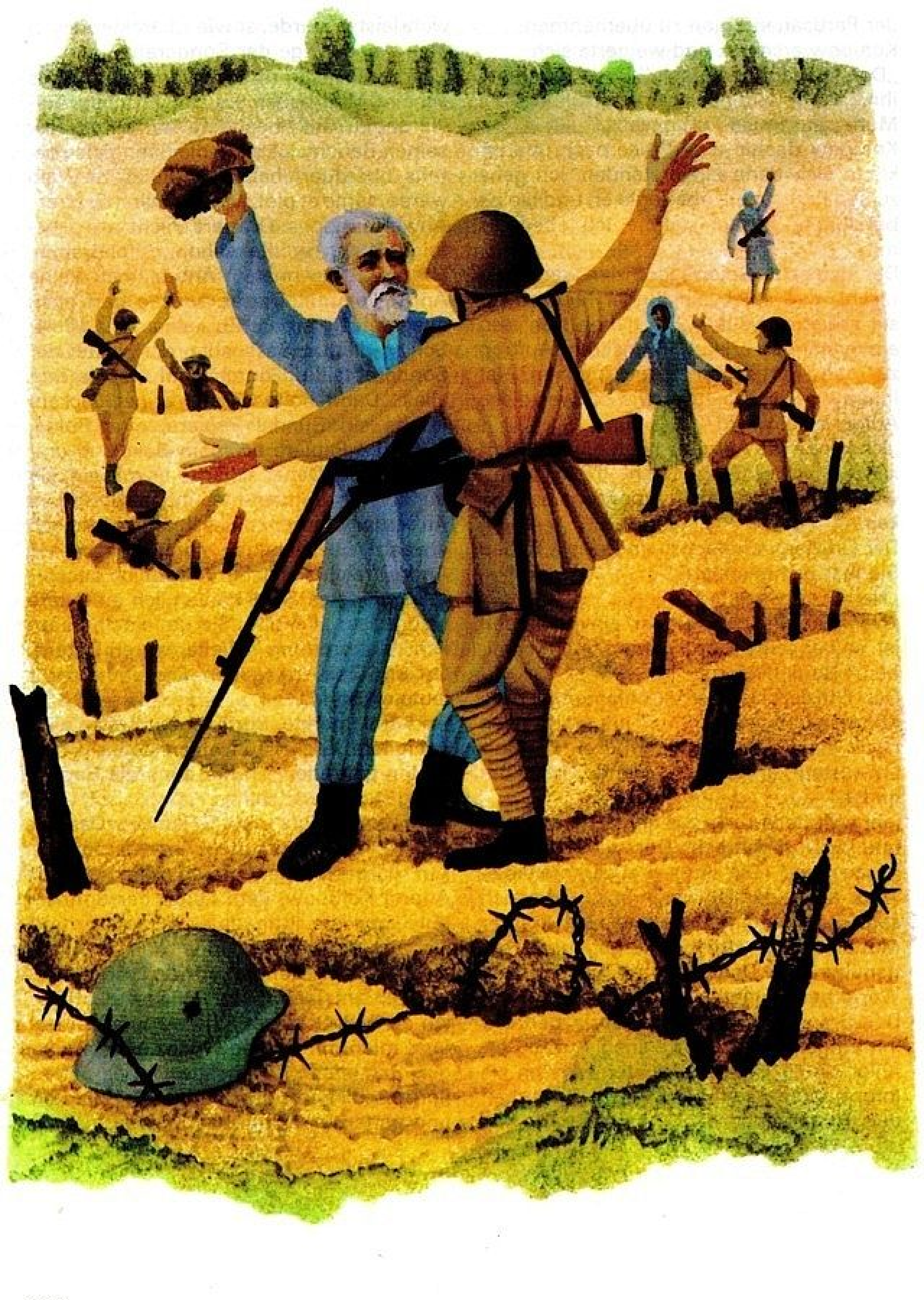


Andrej war einverstanden. Der Offizier lächelte.
Andrej wurde beauftragt, die genaue Situation in der Orjoler Partisanenregion festzustellen. Die faschistischen Truppen hatten nämlich im Mai 1943 sogenannte Vergeltungsoperationen zur Vernichtung der in den Brjansker Wäldern kämpfenden Partisanen unternommen. Sie wollten das Hinterland vor Beginn ihrer Offensive im Kursker Bogen sichern.
Die faschistische Spionage interessierte sich deshalb für die Lage bei den Partisanen, wo sie sich befänden, über welche Bewaffnung sie noch verfügten, wie es um die Lebensmittelvorräte stand, ob es Flugplätze gab und wie diese beschaffen waren, ob die Partisanen Verbindung zum Großen



Land hatten und ob sie noch kampffähig waren.
Das alles sollte Andrej binnen einer Woche in Erfahrung bringen und melden. Außerdem erinnerte der Offizier Andrej nochmals daran, daß seine Familie nicht am Leben bleibe, falls er seine Verpflichtungen nicht einhalte.
Schestakow machte einen Vorschlag. „Wir fahren jetzt mit dem Auto bis zu deinem Dorf. Du bleibst eine Weile bei deinen Verwandten und den Dorfbewohnern und kommst dann zu uns zurück. Sollten die Partisanen deine Angaben überprüfen, können deine Bekannten den Besuch bestätigen."
Jelissejew war zur angegebenen Zeit wieder in Lokot und wurde über Nacht ins Gefängnis gesperrt.
Eine Woche lang blieb Jelissejew danach auftragsgemäß in der Brigade und beteiligte sich mit den Partisanen an der Sprengung von Gleisen, damit er bei einer Überprüfung wahrheitsgemäß antworten konnte.
Für die Spionage des Gegners war Spielmaterial vorbereitet worden. Außerdem diskutierten wir sorgfältig die Möglichkeit, Boris für unsere Arbeit zu gewinnen. Dabei waren wir uns einig, daß das damit verbundene Risiko gerechtfertigt sei. Wir hatten vor, Boris daran zu erinnern, daß er unter der Sowjetmacht aufgewachsen und ein Russe ist. Außerdem nahm Andrej einige Nummern der „Partisanskaja Prawda" mit.
Die Vorbereitung unseres Kundschafters war abgeschlossen. Jelissejew traf laut Plan in Lokot einen Tag später als vereinbart ein; diese Verspätung erklärte er mit Schwierigkeiten beim Weggang von den Partisanen.
Eines Morgens weckte mich ein Partisan aus Kotows Partisanenbrigade. „Entschuldigen Sie die Störung, aber ich habe da einen Verdächtigen festgenommen. Er will mit niemandem sprechen, nennt keinen Namen und verlangt zum Leiter der Sonderabteilung gebracht zu werden."
„Erzählen Sie. Was kann ich für Sie tun?" fragte ich, den Ankömmling scharf fixierend.
„Boris hat mich beauftragt, zu Ihnen zu gehen und über alles ausführlich zu berichten", antwortete er überstürzt.
„Wer sind Sie? Berichten Sie etwas ausführlicher über sich!" forderte ich ihn auf.
„Ich bin Andrej Nikolajewitsch Kolupow, Partisan, war bei den Deutschen in Gefangenschaft und saß im Gefängnis in Lokot", berichtete er hastig weiter. Mein Blick fiel auf sein verbundenes rechtes Bein. Er erklärte mir: „Da sind meine Papiere. Hoffentlich sind sie bei der Nässe nicht verdorben."
Wir nahmen die Binden ab, und ich erblickte mit Stempel und Siegel versehene Blankoformulare für Fahrten und Passierscheine für das okkupierte Gebiet. Mich bewegten Freude und Zweifel zugleich. Vielleicht unterscheiden sich diese Blankoformulare völlig von den anderen und sind speziell für uns gefertigt?
Ich schlug Kolupow vor, seinen Bericht detaillierter fortzusetzen. Daraufhin erzählte er, wie er für die Spionage in der Partisanenregion angeworben worden war. In Lokot hielt man ihn ungefähr einen Monat im Gefängnis fest und verhörte ihn anfangs oft. Dann wurde er zwei Wochen lang in Ruhe gelassen. Als man ihn erneut holte, führte Boris das Verhör. „Ihre Mutter befindet sich auch hier im Gefängnis?"
„Nein."
„Sie verheimlichen das vergeblich." Boris lächelte. „Eine ‚zufällige' Begegnung wurde beobachtet und gemeldet. Es ist besser, Sie bleiben bei der Wahrheit."
Dreimal ließ Boris ihn kommen. Schließlich bot er ihm an, einen kleinen Auftrag in

der Partisanenregion zu übernehmen. Kolupow erschrak und weigerte sich.
„Der Auftrag ist einfach." Boris beruhigte ihn. „Dafür wird nach seiner Erfüllung Ihre Mutter auf freien Fuß gesetzt."
Kolupow dachte eine Weile nach und erklärte sich dann einverstanden. Ich gehe zu den Partisanen, überlegte er, und bleibe bei ihnen; Mutter nehme ich ebenfalls mit.
Der deutsche Spionageoffizier war überrascht, daß solch ein junger Mensch für sie arbeiten wollte. „Sie haben sich also einverstanden erklärt, in unserem Auftrag zu den Partisanen zurückzugehen? Ist Ihnen wirklich bewußt, wie schwer diese Aufgabe sein wird?"
„Ich kenne die Aufgabe noch nicht, darum kann ich Ihre Frage nicht exakt beantworten", entgegnete Kolupow unerschrokken.
Der Offizier wandte sich an Boris. „Haben Sie ihm nichts erklärt?"
„Nein", antwortete Boris.
„Na, macht nichts. Da er einverstanden ist, soll er seine Verpflichtung unterschreiben." Boris diktierte.
Der Offizier las die Verpflichtung, lobte Kolupows Handschrift und erkundigte sich nach seiner Schulbildung. Der Partisan antwortete, er habe die zehnte Klasse beendet.
„Ihre Mutter wurde aus der Haft entlassen und ins Dorf gebracht. Dort wird ihr nichts geschehen." Die Augen zusammenkneifend, fügte der Offizier hinzu: „Aber ich sage Ihnen unumwunden, das Leben Ihrer Mutter hängt von Ihrer Ergebenheit gegenüber uns Deutschen ab." Die letzten Worte beunruhigten Kolupow.
Der Spionageoffizier und Boris berieten ihn eingehend, wie er seinen Auftrag erfüllen sollte. Besonders interessierten sie Informationen darüber, wie die Sicherheit der Kommandeure und Kommissare gewährleistet wurde, sowie Charakteristiken über Angehörige der Sonderabteilung.
„Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber Boris scheint Mitarbeiter der sowjetischen Aufklärung zu sein", beendete Andrej Kolupow seinen Bericht. „Als wir die Bahngleise bereits überquert hatten und tief im Wald waren, sagte er plötzlich: ‚Du wirst doch die Anweisung des Offiziers nicht etwa befolgen?' Ich wollte schon durchdrehen, aber er entgegnete: ‚Andrej, hab keine Angst vor mir. Dieser Auftrag darf nicht ausgeführt werden. Zu keinem ein Wort! Schlag dich zu Sassuchin, dem Leiter der Sonderabteilung durch, und erzähle ihm alles.' Dann holte er aus seiner Jackentasche ein Bündel Papiere, eine Binde, legte die Papiere an mein Bein und umwickelte es. Dabei schärfte er mir ein, sie nur in der Sonderabteilung abzubinden. Außerdem bat er mich, Ihnen persönlich etwas zu übergeben."
Andrej reichte mir ein ordentlich zusammengefaltetes Blatt Papier. Ich entfaltete es und las: „Ich bitte Sie um eine persönliche Unterredung." Weiter waren Datum, Ort und Zeit angegeben. Die Unterschrift lautete „Boris".
Andrej bemerkte, Boris und er hätten eine geeignete Stelle für einen toten Briefkasten gefunden, an der auch die Begegnung stattfinden sollte.
Mir kam sofort der Gedanke: Das ist Jelissejews Arbeit.
Am vorgeschlagenen Tag ging ich mit Andrej Kolupow, dem Leiter der Sonderabteilung der Brigade, Koshemjak, und sieben MPi-Schützen los und traf absichtlich drei Stunden vor der verabredeten Zeit am Treffpunkt ein. Dort postierte ich die MPi-Schützen und wartete. Ich befand mich mit Kolupow ganz in der Nähe der Bahnstation Altuchowo. Wir sahen herumschlendernde deutsche Soldaten und hörten ihre Unterhaltung.



Pünktlich auf die Minute erschien Boris auf der Schneise. Wir lauschten gespannt. Da ging er in unmittelbarer Nähe, allein, ohne Kopfbedeckung vorbei. Andrej flüsterte: „Das ist er." Wir traten zu ihm hinaus.
„Endlich sehe ich eigene Leute", rief er erfreut, und im gleichen Atemzug dankte er Kolupow für das gewissenhafte Befolgen seiner Instruktion.
Wir setzten uns auf eine umgestürzte Kiefer. Andrej Kolupow ließ uns allein. Als ich den Unbekannten mit Boris anredete, antwortete er, dieser Name sei ein Deckname. Er habe ihn bereits in der deutschen Spionageschule in Orjol angenommen, die er 1942 abschloß.
„Wie heißen Sie wirklich?" fragte ich.
„Roman Antonowitsch Andrijewski."
„Ich glaube Ihnen. Doch jetzt erzählen Sie, welche Motive Sie hierhergeführt haben."
„Ihr Kundschafter Jelissejew hat mich von diesem Treffen überzeugt."
Beim Nennen dieses Namens geriet ich in Aufregung. „Wo ist er? Was macht er?" fragte ich hastig.
„Beruhigen Sie sich, er lebt, er wohnt in Lokot und bereitet sich auf einen neuen Auftrag im Hinterland der Roten Armee vor. Die Informationen, die er aus der Partisanenregion mitgebracht hat, wurden von der Führung positiv bewertet."
Von sich erzählte Roman Andrijewski, daß er ehemaliger Flieger sei. Zu Beginn des Krieges wurde sein Flugzeug abgeschossen, er sprang mit dem Fallschirm ab und kam in Gefangenschaft. Im Kriegsgefangenenlager geriet er unter den Einfluß von Kollaborateuren und trat in eine von Verrätern gebildete Formation ein, die gegen Partisanen eingesetzt wurde.
„Nach sowjetischem Gesetz erwartet Sie die Höchststrafe", warf ich ein.
„Ich weiß." Romans Gesicht war gequält. „Darum will ich mein Vergehen auch wiedergutmachen. Ich habe ständig ein Schuldgefühl, schlafe kaum noch. Ich will alles tun, wenn man mir nur verzeiht."
Unser Gespräch dauerte ungefähr zwei Stunden. Allmählich wurde mir klar, daß Andrijewski aufrichtig bereute. Wir kamen zu einer Übereinkunft.
Er gab mir sogleich eine Liste von Personen, die als Spione von den Faschisten im Hinterland unserer Truppen abgesetzt worden waren, und von Verrätern, die in den Dörfern der Umgebung der Partisanenregion ihr Unwesen trieben. Außerdem erhielt ich eine Aufstellung mit Angaben, in welchen Orten deutsche Spione waren, Kurzbiographien ihrer Mitarbeiter und wertvolle militärische Informationen. Nachdem ich versichert hatte, mir alles genauestens anzusehen, instruierte ich Andrijewski. „Sie stellen uns regelmäßig Informationen über das Spionageorgan und seine Agenten zu. Gut wäre es, wenn Sie Fotos beschaffen könnten, ebenfalls Blankoformulare für den ungehinderten Verkehr im okkupierten Gebiet."
Roman versprach mir, alles gewissenhaft zu erledigen. Zum Schluß bat er mich, in Erfahrung zu bringen, ob seine Mutter, seine Schwester und seine Braut noch am Leben seien. Ich versprach, mein möglichstes zu tun.
Danach rief ich Andrej Kolupow. Gemeinsam prüften wir den toten Briefkasten. Er war ungünstig, denn bei Regen würden die Dokumente verderben. Wir entdeckten eine morsche Birke und säuberten ihr Inneres. Dann sicherten wir den neuen toten Briefkasten zuverlässig.
Abends meldete ich über Funk der Zentrale, daß Roman Andrijewitsch für uns arbeite. Ich bat, seine Verwandten und sein Mädchen zu suchen, außerdem übermittelte ich seine Angaben über die in unserm Hinterland abgesetzten Agenten. Ich beendete mein Gespräch mit dem Großen Land

spät. Müdigkeit überfiel mich. Die tags zurückgelegten fünfzig Kilometer machten sich bemerkbar. Ich legte mich schlafen.
Ein fürchterliches Krachen weckte mich. Unser Standort wurde mit Artillerie beschossen. Die Einschläge erfolgten genau. Der Kommandeur befahl den sofortigen Abzug in ein anderes Gebiet.
Andrej Kolupow hatte das Spielmaterial pünktlich an die Faschisten übergeben und Informationen von Roman mitgebracht, die auf großes Interesse sowohl bei der Führung der Roten Armee als auch bei den Partisanen stießen.
Eines Tages brachte Kolupow einen Brief von Roman, in dem er erneut um eine Begegnung bat und Ort, Tag und Stunde angab.
Wir trafen uns wieder bei derselben umgestürzten Kiefer. Roman übergab Ergänzungen zum Material des toten Briefkastens. Er berichtete, daß er den Funker Shenja Prisekin für unsere Arbeit gewinnen konnte. Er übergab uns seine Chiffre, den Tarnnamen und die Funkzeit sowie andere Materialien über die Funkstation.
„Ausgezeichnet." Ich lobte ihn. „Nur seien Sie sehr vorsichtig."
Am Schluß unserer Unterredung konnte ich Roman berichten, daß Mutter und Schwester lebten und in Tomsk wohnten. Sein Mädchen hatte man noch nicht gefunden. Roman drückte heftig meine Hand. „Jetzt habe ich zehnmal mehr Kraft gegen den Feind." In seinen Augen standen Tränen, als er der Mutter einige Worte schrieb.
Dann erzählte er mir, er habe während einer Fahrt nach Brjansk die Bekanntschaft des Kommandeurs einer Legionärskompanie gemacht, die die Eisenbahnlinie zwischen Nawlja und Altuchowo bewache. Einige seiner Soldaten seien zu den Partisanen übergelaufen, aber der Kommandeur verheimliche das vor den Deutschen.
Ich versprach zu sichern, daß die gesamte Kompanie zu den Partisanen überlaufen könne.
Als wir uns trennten, schenkte mir Roman drei Büchsen Fleisch und Brot. Ablehnen kam nicht in Frage. Im Partisanenwald stand es schlecht um die Ernährung. „Wir werden uns bestimmt wiedersehen", versprach ich.
Im Lager traf ich spätabends ein.
Gegen zehn Uhr am nächsten Morgen begann der Funker mit der Sendung. Vom Großen Land erhielten wir auf unsere Bitte, Lebensmittel einzufliegen, eine Absage; die Flugzeuge waren für den Transport von Kampfmitteln eingesetzt. Wir riefen die Leiter der Abteilungen zusammen.
„Bei mir sind zwei Terroristen aufgekreuzt", meldete Nikolenko. „Sie sollten den Kommandeur oder den Kommissar der Brigade ermorden, aber sie wollen damit nichts zu tun haben."
„In Ordnung. Ich werde mich mit ihnen unterhalten", versprach ich.
Wie mit Nikolenko vereinbart, traf ich mich in seiner Brigade mit den beiden Agenten. Sie wollten ihren Auftrag tatsächlich nicht erfüllen, und ihr Auftauchen bei den Partisanen war keine Finte. So beschloß ich, sie in unserem Interesse einzusetzen. Schwer war es allerdings, eine glaubhafte Legende für ihre Rückkehr zum Gegner zu erfinden, weil der Eindruck erweckt werden mußte, als hätten sie ihren Auftrag erfüllt. Mit Nikolenko, dem Kommandeur und dem Kommissar der Brigade berieten wir. Als „Opfer" des erfüllten Auftrags bestimmten wir den Stabschef der Brigade, den wir in eine andere Brigade versetzen wollten.
In der Brigade verbreiteten wir das Gerücht, der Stabschef sei von einem Unbekannten ermordet worden. Wir gaben ein Flugblatt mit der Drohung heraus, die Deutschen würden für den Tod des Stabschefs der Brigade bezahlen müssen. Fünf-

hundert solcher Flugblätter wurden unweit des Dorfes Lokot vom Flugzeug aus abgeworfen.

Den Stabschef der Brigade versetzten wir in die Romassucher Wälder, nachdem wir ihm nochmals eingeschärft hatten, daß er für die Faschisten als ermordet zu gelten habe und sich entsprechend verhalten müsse.

Die beiden „Terroristen" schickten wir mit eigenen Aufträgen zum Gegner zurück.

Immer häufiger überflogen jetzt sowjetische Flugzeuge die Partisanenregion. Nach unseren Angaben bombardierten sie Truppenkonzentrationen des Gegners, Kampftechnik und Transporte. Unsere Truppen stießen nach Westen vor. Die faschistische Offensive am Kursker Bogen war zusammengebrochen.

In dieser Situation ließ ich Roman rufen. Er erschien zur festgesetzten Zeit.

„Jetzt bewegt mich eine Frage." Roman zögerte. „Was raten Sie mir – mit den Deutschen abziehen oder hierbleiben?"

„Diese Frage ist von uns bereits entschieden", erwiderte ich. „Sie gehen mit nach Westen und leiten eine Gruppe sowjetischer Kundschafter an."

„Zu Befehl! Mit der deutschen Spionage", wiederholte Roman deutlich.

Mich interessierte die Rückkehr Jelissejews.

„Er ist wieder hier. Hat seinen Auftrag erfolgreich erledigt. Der Offizier ist zufrieden." Roman lächelte. Hier im Wald wurde für Romans Kundschaftergruppe die Aufgabe ausgearbeitet. Zu seiner Gruppe gehörten acht Mann. Zum Abschied umarmten wir uns. Ich wünschte Roman viel Erfolg.

Ich war unglaublich müde und hungrig. An diesem Tag hatte ich Dutzende von Kilometern zurückgelegt. Doch ans Ausruhen war nicht zu denken. Kolupow mußte davon überzeugt werden, daß er wieder für die Spionage des Gegners arbeiten müsse. Eigentlich bedauerte ich ihn. Welche Freude würde die Begegnung der Partisanen mit der Roten Armee auslösen! Aber Andrej wird es nicht beschieden sein, schon jetzt daran teilzuhaben. Er muß erneut sein Leben wagen.

Ich lud ihn zu einem Gespräch ein und erläuterte die infolge unserer Offensive entstandene Lage. „Andrjuschka, wie steht es mit dir, wenn es notwendig ist, zu ihnen zu gehen?" fragte ich vorsichtig.

„Ich bin bereit dazu, wenn es sehr wichtig ist."

Früh am Morgen verabschiedeten wir uns von Andrej. Schweren Herzens schauten wir ihm nach. Da verließ uns ein wunderbarer Mensch und Kundschafter und ging neuen Gefahren entgegen.

Am 7. September kam es zu der lang ersehnten Begegnung mit Vorausabteilungen der Roten Armee. Unbeschreibliche Begeisterung und unsagbarer Jubel erfüllten uns.

Die Sonderabteilung zog nach Lokot, um unsere Kundschafter und Illegalen zu treffen, aber auch, um zurückgebliebene faschistische Spione aufzuspüren.

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Aber die Erinnerung an die waldreiche Brjansker Gegend bleibt lebendig wie die Begegnungen mit den furchtlosen Kundschaftern.

Auf tragische Weise endete der Kampfweg Roman Andrijewskis und anderer. Aber die Überlebenden bewahren die Namen der gefallenen Freunde. In der Gegend von Brjansk lebt Jelissejew. Über seine Tätigkeit im „Wespennest" der faschistischen Geheimdienstorgane wurde ein Buch geschrieben.

Aus dem Russischen
von Waldtraut Meurer

Bundeswehr und Neonazismus

Dr. sc. Olaf Groehler

Es riecht nach Bierkeller, der schale Geruch abgestandenen Bieres, beißender kalter Tabaksqualm, Zwischenrufe, die mehr beklatscht werden als die Ausführungen des jeweiligen Redners am schwarzweißrot gezierten Podium. Hin und wieder dröhnt der Ruf: „Es ist Zeit, Soldaten!"
Die im niedrigen Saal sitzenden, biertrinkenden Claqueure sind zwar nicht uniformiert, aber vorherrschend mit grünen Lodenmänteln oder -jacken, Stiefelhosen und Stiefeln bekleidet. Doch nicht allein der Alkohol hat die Hirne der hier Anwesenden berauscht. Im Geräuschpegel geht



Auf einer neofaschistischen „Heldenfeier" im Münchener Bürgerbräukeller enthüllt der berüchtigte Nazi-Oberst Rudel am 4. Dezember 1976 ein für den SS-Verbrecher Peiper errichtetes „Mahnmal"

jedes gesprochene Wort unter. Plötzlich dröhnt der Saal. Die Lodenleute springen auf, schreien ihre Parolen in die Menge, werden aufgeputscht durch den Widerhall der eigenen Worte. Von draußen klingt kreischendes Gejohle: „Rudel ist da!"
Durch die aufspringenden Flügeltüren wird Rudel, den zwei Lodenbemäntelte auf den Schultern tragen – winkend und grinsend wie ein großer dummer Junge, dem ein toller Streich geglückt ist –, in den Bierkeller geschleppt.
Mit überschnappender Stimme stellt ihn der Chef der Bierkellerzusammenrottung vor: „Kameraden, wir haben heute die übergroße Freude und Ehre, den tapfersten Soldaten der deutschen Wehrmacht in unserer Mitte begrüßen zu können, den Träger der höchsten Auszeichnung der deutschen Wehrmacht, des goldenen Eichenlaubs mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz, unseren Oberst Hans-Ulrich Rudel!"
Tosendes Gebrülle, Gejohle, Rufe „Rudel, Rudel, noch einen T-34!". Der untersetzte Obrist hat Mühe, mit seiner Stimme den Saal zu durchdringen. Er entfaltet ein Bündel Papiere. „Ich muß meine Rede vom Blatt ablesen, Kameraden, warum, das brauche ich euch nicht zu sagen." Ge-

trampel im Saal, grölende Zurufe. Kaum einer, der weiß, daß Rudel gar nicht frei sprechen kann, überhaupt nicht zu reden vermag, sondern alle Vorträge vom Papier abliest. Einer der „Kameraden" von der „Deutschen Reichspartei", einer der ersten Nachfolgeorganisationen der Nazipartei in der BRD, der sich an der Theke rumlümmelt, meint: „Der Rudel ist viel zu doof für einen eigenen Gedanken. Seine Reden macht ihm der Naumann – und die wirken!"

Es ist belanglos, wie recht oder unrecht jener DRP-Mann mit seiner Auffassung von den Geistesgaben Rudels gehabt hat; eines war Rudel jedoch auf alle Fälle: eines der Zugpferde des westdeutschen Neonazismus, der seinen in Hitlers Raubkrieg erworbenen und behaupteten fragwürdigen Ruhm restlos in den Dienst des Nachkriegsfaschismus stellte. Er behauptet bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit von sich, der „tapferste Soldat" der Naziwehrmacht gewesen zu sein. Wie oft auch immer der Obrist Rudel geflogen sein mag, wieviel er auch immer in diesem verbrecherischen Raubkrieg mit seinem Kanonenstuka zerstört haben mag, von jenem echten Heldentum, das in jenen Jahren Tausende von Deutschen im Widerstand


Frankfurter Rundschau
Samstag, 23. Oktober 1976
Auch der umstrittene
Ex-Oberst Rudel wurde eingelader
Nach dem Krieg für neonazistische Organisationen geworb
Traditionstreffen früherer Stuka-Flieger bei der Bundeswe

gegen die braune Barbarei aufbrachten, sind seine Aktionen meilenweit entfernt.

Und wer sein Verhalten in den Nachkriegsjahren beobachtete, als sich Rudel, der militärischen Gloriole entkleidet, wie ein Normalbürger durchs Leben zu schlagen hatte, der kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß es mit der Zivilcourage des Rudel nicht weit her sein kann. Ihn zeichnete immer dann verantwortungslose Drückebergerei aus, wenn es galt, zu dem zu stehen, wozu er sich vorher lautstark bekannt hatte.

Das begann schon kurz nach dem Kriege. Am 8. Mai 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft geflogen, wurde Rudel auf Grund seiner Verwundungen bevorzugt behandelt und schon im April 1946 aus der Gefangenschaft entlassen. Vor einer deut-



Rudel als Gast der Bundeswehr bei einem „Traditionstreffen" des Aufklärungsgeschwaders 51 „Immelmann"

schen Körperschaft sollte sich der 1916 geborene fanatische Nazi, Mitglied der HJ und der SS, für seine Taten verantworten. Die Antwort des Obristen a. D. auf das anhängige Verfahren war die Flucht bei Nacht und Nebel. Im Mai 1948 tauchte er in Rom auf und ließ sich – wie Adolf Galland, Werner Baumbach oder der Flugzeugkonstrukteur Kurt Tank – für das faschistische Peronregime in Argentinien anwerben. Mit falschem Paß, unter dem falschen Namen Emilio Meier, agierte Rudel die nächsten sieben Jahre im weißen Wolkenkratzerpalast des argentinischen Kriegsministeriums. Seine Villa Carlos Paz am Sandroque-See wurde zum Tummelplatz überseeischer Faschistenfreunde.

Diese Naziidylle in Argentinien ist bis heute in ein geheimnisvolles Licht getaucht. Was bekannt geworden ist durch Aussagen Beteiligter, durch Nachforschungen der argentinischen Polizei und durch ein Ermittlungsverfahren in der BRD, klingt düster genug. Da ist die Rede von einer „Exilregierung", die sich unter dem Vorsitz von Rudel in der Villa Carlos Paz selbst inthronisierte – Außenminister sollte ein holländischer Faschist von einstigem hohem SS-Rang werden –, da wird von einem scharfen militaristischen Regiment gesprochen, mit dessen Hilfe Rudel seinen Machtanspruch durchzusetzen gedachte. Sogenannte Außenseiter oder Verräter wurden von selbstgebildeten Femegerichten verurteilt, die es zwar nicht wagten, ihre Opfer umzubringen, jedoch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Vernichtung der Betroffenen herbeiführten. Und da sind auch Gerüchte von schmierigen Geschäften Rudels, der für Argentinien angeworbene Deutsche verpflichtete, ihre Autos mitzubringen, die er dann im Schleichhandel gegen hohen Gewinn veräußerte.

In Argentinien bildete der „Rudelkreis" ein Hilfswerk für verurteilte Kriegsverbrecher. Sein – bis heute zwar geleugneter – Hauptzweck bestand offenbar darin, gesuchte Nazimassenmörder ihrer gerechten Strafe zu entziehen und in Südamerika Unterschlupf finden zu lassen. Bekanntlich flohen nach Südamerika der Schreibtischmörder Adolf Eichmann sowie der KZ-Arzt von Auschwitz Mengele. Rudel war es auch, der 1961 zu einer 100 000-Dollar-Sammlung für die Verteidigung von Eichmann aufrief.

Nach dem Sturz des Peronregimes im Jahre 1955 entdeckte die argentinische Polizei in der Villa Carlos Paz die umfangreiche Korrespondenz Rudels mit namhaften Faschisten aus aller Welt, an der Spitze der englische Faschistenführer Oswald Mosley. Sie klagte Rudel nach Sicherung der Unterlagen an, „aktiv am Aufbau einer Vier-Mann-Zellen-Organisation nationalsozialistischen Charakters in der Bundesrepublik und unter Auslandsdeutschen beteiligt gewesen zu sein".

Wie 1946 entzog sich Rudel auch diesmal durch rechtzeitige Flucht der Verantwortung. Er ging nach Paraguay, wo unter Rudels Duzfreund Alfredo Stroessner eines der langlebigsten, grausamsten faschistischen Regime Südamerikas herrschte.

Doch während in Argentinien nach Rudel gefahndet wurde, der liberale belgische Senator Buisseret am 19. November 1953 im belgischen Parlament Rudel, Mosley, den belgischen Faschisten Degrelle und den Ustaschaterroristen Pavelič als die Häupter einer weitverzweigten faschistischen Verschwörung anklagte, nahm in der BRD von der Aktivität dieses Handlungsreisenden in Sachen Faschismus niemand Notiz.

Im Gegenteil: Im Zeichen des kalten Krieges duldete die Adenauerregierung stillschweigend die illegale Einreise Rudels im Herbst 1950, bei der er alte Kontakte fe-





Am Frack und mit weißer Weste tragen in der BRD die alten Nazis stolz ihre berüchtigten Orden, von manchem Bundeswehroffizier werden sie darum beneidet

stigte und neue anknüpfte. Der wichtigste neue Kontakt führte nach Bonn, zum Amt Blank, dem Vorläufer des Bonner Kriegsministeriums. Offenbar hatte Rudel Auftrag, für seine südamerikanische Militaristenmafia lukrative Posten auf der Hardthöhe zu sichern. Im Sommer 1952 jedenfalls kam es nach verbürgten Berichten zu Gesprächen zwischen Blank und Rudel.

Doch sie führten zu keinem Ergebnis. Über die Gründe kann man nur mutmaßen. Der wichtigste bestand zweifellos darin, daß Rudel für sich und seine Spießgesellen führende Kommandoposten beanspruchte. Die Ernennung von Speidel und Heusinger quittierte Rudel mit bissigen disqualifizierenden Kommentaren über die Bürogenerale, die vor allem keine „Ostfronterfahrungen" hätten.

Das Scheitern der Generalsambitionen Rudels hatte zur Folge, daß er die Adenauerregierung, die ihre Wiederaufrüstung in engster Abstimmung mit der NATO vollzog, in rüder Manier angriff. Er warf ihr Kollaboration mit den Westmächten vor, bezeichnete sie als Quislingregierung, verbrüderte sich offen mit Kriegsverbrechern vom Schlage eines Schörner und Sepp Dietrich. Die auf dem rechten Auge sonst blinde Adenauerregierung erteilte ihm zeitweilig Redeverbot.

1956 quartierte sich Rudel in Brasilien ein, was ihn aber nicht hinderte, in regelmäßigen Abständen wieder in der BRD aufzutauchen, um Kontakte mit neofaschistischen Gruppen und mit Kadern der Bundeswehr zu halten. 1957 war er erneut im Gespräch. Ungeachtet seines Treibens erwog das Bonner Kriegsministerium seine Reaktivierung. 1963 erklärte Rudel in einem Interview mit der „Deutschen Nationalzeitung und Soldatenzeitung" auf die Frage: Wie stehen Sie heute zu Ihren einstigen Kameraden, die doch zum Teil in der Bundeswehr jetzt ganz hohe Posten

bekleiden? – „Mit den Kameraden, die mit mir bis zum Schluß an der Front gestanden haben, verbindet mich die alte Freundschaft."
Ein Mittel, solche „Freundschaften" zu pflegen, sind sogenannte Traditionstreffen. Seit Mai 1952 fand jährlich im Hessischen ein Treffen der Angehörigen des Stukageschwaders 2 „Immelmann" statt. Rudel war von Anfang an dabei. 1975 hatte das Bonner Kriegsministerium, an dessen Spitze ein Sozialdemokrat namens Leber stand, keine Bedenken, auch die „jungen Immelmänner" der Bundeswehr an diesem Treffen teilnehmen zu lassen. Rudel nutzte das Traditionstreffen im Mai 1975, um die Bundeswehrflieger sofort auf faschistischen Kurs zu bringen. Er erklärte: „Wir gedenken auch des Reichsministers Hess, der unverständlicherweise auch heute noch im Zuchthaus Spandau schmachten muß. An Stelle den Friedensnobelpreis in Empfang zu nehmen, leidet er."
Leber nahm an solchen Treffen und solchen Äußerungen keinen Anstoß, noch weniger an solchen Feststellungen Rudels wie: „Nur wenn die Bundeswehr geistig ganz hart ausgerichtet ist, freiheitlich und antikommunistisch, wird sie ihren Auftrag erfüllen. Der Soldat muß wissen, es geht gegenüber dem Kommunismus um Sein oder Nichtsein." Ihn störte auch nicht, daß Rudel erklärte: „Dieser Feind von damals (gemeint ist die Sowjetunion) ist die Bedrohung Europas von heute", denn das entspricht dem militärpolitischen Konzept der Bundeswehr.
Niemand erhob Einwände gegen die Einladung Rudels für den Oktober 1976 in eine Kaserne der Bundeswehr, obgleich dieser selbe Rudel erklärte: „Die Bundeswehr braucht sich unser nicht zu schämen. Die Realitäten von heute sind nicht das letzte Wort der Weltgeschichte." Rudel spielte damit auf die von ihm im März 1972 entfachte Anzeigenkampagne gegen die Verträge der BRD mit den sozialistischen Staaten an, der er den Titel „Stalin darf in Bonn nicht siegen" gegeben hatte. Offen gab Rudel zu verstehen, daß es „irrwitzig ist, die Bundeswehr heute andere Tugenden lehren zu wollen, als wir sie gelernt haben". Als solche „Tugenden" gelten dem Naziobristen Beschimpfungen von weiblichen KZ-Häftlingen als „Haschweiber" und „linkes Ungeziefer". Das alles war dem Kriegsminister Leber und seinem Staatssekretär Schmidt wohlbekannt. Trotzdem trugen sie keine Bedenken, ein vom Geschwaderkommodore des Aufklärungsgeschwaders 51 „Immelmann" angemeldetes Traditionstreffen mit Rudel an der Spitze zu genehmigen, ja sogar die Erlaubnis zu erteilen, das Treffen in der Kaserne Bremsgarten bei Freiburg stattfinden zu lassen.
Am 23./24. Oktober, einem Wochenende, inspizierte Rudel mit 50 bis 60 alten Nazipiloten die Schlagkraft der Bundeswehr. Zu Ehren Rudels und seiner Kumpanei trat eine Ehrenstaffel an, und Oberst Fritz Schade überreichte ihm ein Wappen. Rudel bekannte: „Wir waren wieder ein Herz und eine Seele." Am Sonntagvormittag nahm Rudel mit dem Offizierskorps im Kasino einen Frühschoppen, wobei der geschäftstüchtige Obrist eigene Bücher verkaufte und signierte, deren faschistischer Inhalt so penetrant ist, daß sie selbst in der BRD als „jugendgefährdend" eingestuft sind.
Woran der Sozialdemokrat Leber nichts fand, was die Bundeswehrgeneralität als völlig in Ordnung befand, erregte aber das Erstaunen einiger Journalisten. Sie befragten den Hauptveranstalter, den Kommandierenden General der Luftwaffe Walter Krupinski, wie es zu dieser Einladung habe kommen können. Krupinski, einer der alten „Kameraden" Rudels, zeigte

sich baß erstaunt: „Was haben Sie eigentlich gegen Rudel? Er war, soweit ich weiß, in keiner verbotenen Partei, und er ist nicht als Kriegsverbrecher angeklagt worden. Mir ist nicht bekannt, was gerichtlich gegen ihn vorliegt, er hat keine silbernen Löffel geklaut." Als Krupinski auf die faschistische Gesinnung Rudels aufmerksam gemacht wurde, meinte er: „Aber mindestens in den letzten zehn Jahren haben wir nichts mehr von ihm gehört und gelesen. Ja, er hat in den fünfziger Jahren spintisiert. Aber können wir seine jahrelange politische Enthaltsamkeit nicht als Läuterung nehmen?"

Entweder ist der General Krupinski ein Analphabet, oder aber, wenn er Rudels Äußerungen gegen die Sowjetunion, gegen die Verträge mit den sozialistischen Staaten, gegen Widerstandskämpfer gelesen hat, was wahrscheinlicher ist, fand er daran nichts, was sich mit den Grundsätzen der Bundeswehr nicht in völliger Übereinstimmung befindet. Sein taktischer Fehler bestand darin, daß er ein namhaftes Mitglied der SPD in die Rudelaffäre verwickelte.

Das gab dem über den öffentlichen Skandal peinlich berührten Kriegsminister Leber die Möglichkeit, scheindemokratische Festigkeit zu demonstrieren. Die Generale Krupinski und Franke wurden entlassen, im Bonner Kriegsministerium nahm allerdings niemand den Hut. Vergessen war plötzlich, daß Rudel erst durch die Erlaubnis sozialdemokratischer Politiker die Möglichkeit zu seinem Auftritt in Bremsgarten erhalten hatte; übersehen wurde auf einmal, daß seit Jahren Bundeswehrangehörige gemeinsam mit Altmilitaristen, SS-Leuten und Neonazis Traditionspflege trieben.

Wie die folgenden Monate bewiesen, war der Fall Rudel nur die Spitze eines Eisbergs, dessen Tiefen kaum auszuloten sind. Eben war am 3. Februar 1978 im Bundestag der Rudelskandal mehr zu- als aufgedeckt worden, da kam schon am 16. Februar die Nachricht, daß Offiziersstudenten des Fachbereichs Pädagogik an der Bundeswehrhochschule München einen Junggesellenabschied gefeiert und dabei symbolische Judenverbrennung geübt hätten. Mit Rufen wie „Leg noch einen Juden nach!" – „Juden raus aus Deutschland!" – „Heil Hitler, Deutschland erwache" vergnügten sich die angehenden Erzieher der Bundeswehr. Hörer dieser Schule waren es auch gewesen, die die Straßen Wiens bei einem Wochenendausflug mit dem Ruf „Juden, raustreten zum Erschießen!" unsicher gemacht hatten. Knapp eine Woche später wurde ein ähnlicher Skandal aus Hamburg bekannt. An der dortigen Hochschule mißhandelten Bundeswehroffiziere einen Leutnant, von dem sie meinten, er sei Jude, und quälten ihn mit Sprüchen wie „Dir werden auch noch die Goldzähne gezogen, du wärst besser in der Gaskammer geblieben" und dachten sich „Spiele" unter dem Motto „Gestapo jagt Juden" aus. Die großbürgerliche Presse suchte diese Vorfälle zu bagatellisieren, sie als Trunkenheitsdelikte Unreifer hinzustellen. Der neuernannte Kriegsminister Apel aber wandte sich – laut „Süddeutscher Zeitung" vom 27. Oktober 1978 – scharf „gegen den Vorwurf von Rechtstendenzen in der Bundeswehr".

Sind die Vorfälle von Wien, Hamburg und München Ausnahmeerscheinungen?

Wer diesbezügliche Nachrichten des Jahres 1978 durchmustert, dem kommen erhebliche Zweifel. Da wurde im Juni 1978 durch puren Zufall bekannt, wie bayrische Panzerpioniere ausgebildet werden. Der Ausbilder versicherte den Rekruten, das wichtigste Werkzeug für sie sei die Kombizange, die man brauche, um toten Russen die Goldzähne herauszubrechen. Vorsorglich

empfahl er seinen Schützlingen, im Gefecht nie auf den Kopf des Gegners zu zielen, um die Goldzähne zu schonen, auch die Brieftaschen der Toten sollten nicht vergessen werden. „Wenn ich schon mein Leben für das Vaterland einsetze", erklärte dieser wackere Ostlandkrieger, „muß dabei auch etwas für mich herausspringen."

Diesem „Ausbilder" geistesverwandt ist Flottillenadmiral Horst Wenig, von dem im Oktober 1978 folgende Äußerung bekannt wurde: „Schade, den hätte Hitler mit vergasen müssen." Mit „dem" war der österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky gemeint.

Wer ist schuld an solchen Gesinnungen? Wer trägt die Verantwortung für die Kultivierung des Naziungeistes in der Bundeswehr? Trifft diese Verantwortung die jungen Rekruten, die da in die Kasernen einrücken, oder passen sie sich dem Geist an, den sie in der Bundeswehr vorfinden?

Welche Denkweise kann von einem Soldaten erwartet werden, der in der Bundeswehr von faschistischen Kommandeuren gedrillt wird, dessen Kasernen die Namen faschistischer Generale und Offiziere tragen, dessen Offizieren das Tragen faschistischer Orden gestattet ist, die ihre Traditionen aus den Überlieferungen der Naziwehrmacht und ihrer Vorgänger beziehen, die Traditionstreffen mit alten Marschierern bis hin zu den Angehörigen der Waffen-SS durchführen?

Die Bereitschaft und Aufgeschlossenheit, mit der die meisten Generale und Offiziere der Bundeswehr Militaristisches, Neofaschistisches und Ultrakonservatives dulden und protegieren, steht in scharfem Kontrast zu ihrer Haltung, die sie gegenüber Antifaschisten und Demokraten einnehmen. Während die Bundeswehr Offizieren, die der neofaschistischen NPD angehören, Karrierechancen bietet, werden Soldaten, die der DKP angehören, gemaßregelt, bestraft, entlassen.

Das entspricht durchaus den Richtlinien des von Dr. Hans Apel geleiteten Verteidigungsministeriums. Für ihn ist nämlich die Bundeswehr – trotz Rudel, trotz München, Hamburg und Dutzender ähnlicher Fälle – keineswegs durch neofaschistische Aktivitäten gefährdet, sondern durch angebliche „linke Infiltration". So wird alles beim Alten bleiben. Auf dem rechten Auge bleibt die Bundeswehr berufsbedingt blind.

„Nie ist unser Schicksal so mit den Weltbegebenheiten verflochten gewesen wie in diesem Augenblicke..."

Dr. Dorothea Schmidt

Carl von Clausewitz' Anteil am Abschluß der Konvention von Tauroggen am 30. Dezember 1812

Es ist der erste Weihnachtstag des Jahres 1812. Im tiefen Schnee des litauischen Berglands zieht die preußische Vorhut durch ein enges, langgestrecktes Tal. Auf den umliegenden Höhen erscheint russische Kavallerie. Sie reitet, den Schnee aufwirbelnd, die Berghänge hinab und verlegt so dem Gegner den Weg. Die Preußen sind eingekeilt und kaum noch in der Lage, erfolgreich Widerstand zu leisten. Da bietet ein russischer Parlamentär im Auftrag von General Hans Karl Friedrich Anton von Diebitsch den Preußen Verhandlungen an. Ihr kommandierender General ist Hans David Ludwig von Yorck.

Am späten Abend desselben Tages treffen sich beide Generale zwischen den Vorposten ihrer Linien. Yorck, der Preuße, ist unentschlossen. Er meint, noch sei die militärische Lage seines Korps nicht völlig aussichtslos. Dennoch vereinbaren beide Generale für die Nacht Waffenruhe. Außerdem verabreden sie, daß Yorck am Morgen des 26. Dezember ein Umgehungsmanöver in Richtung Memel (Klaipeda) unternehmen soll, um dem russischen Gegner scheinbar auszuweichen. Diebitsch werde ihm dann mit seinen Truppen erneut den Weg versperren. Am Schluß ihrer Unterredung bemerkt Yorck mit einem Blick auf Diebitschs Begleiter: „Ihr habt ja so viele ehemals preußische Offiziere bei Euch, schickt mir doch künftig einen sol-



Carl von Clausewitz



chen, ich habe dann mehr Zutrauen." Der Mann stimmt freudig zu. Es ist Carl von Clausewitz. Seit Mitte November ist er Generalstabsoffizier in der russischen Armee. Er untersteht dem russischen General Pjotr Christianowitsch von Wittgenstein, begleitet aber die Kavallerie des Generals von Diebitsch. Er hat die Absicht, mit den Preußen, die auf seiten Napoleons kämpfen, in Verbindung zu treten. Clausewitz kennt Yorck noch aus seinem Dienst in der preußischen Armee. Als Diebitsch ihn nach dem Charakter des Generals fragt, warnt Clausewitz vor dessen Hinterlist. Er empfiehlt größte Wachsamkeit. Also behält die Kavallerie die Nacht über die Pferde am Zügel, Offiziere und Soldaten schlafen in voller Montur, die Waffen griffbereit.

Nach kurzer Ruhe ertönt tatsächlich um Mitternacht andauerndes Gewehrfeuer. Clausewitz vermutet, Yorck wolle ihnen in den Rücken fallen. Allmählich erst klärt sich der Sachverhalt: Ein Trupp von 50 französischen Dragonern hat versucht, ein Schreiben des Marschalls Macdonald an Yorck zu überbringen.

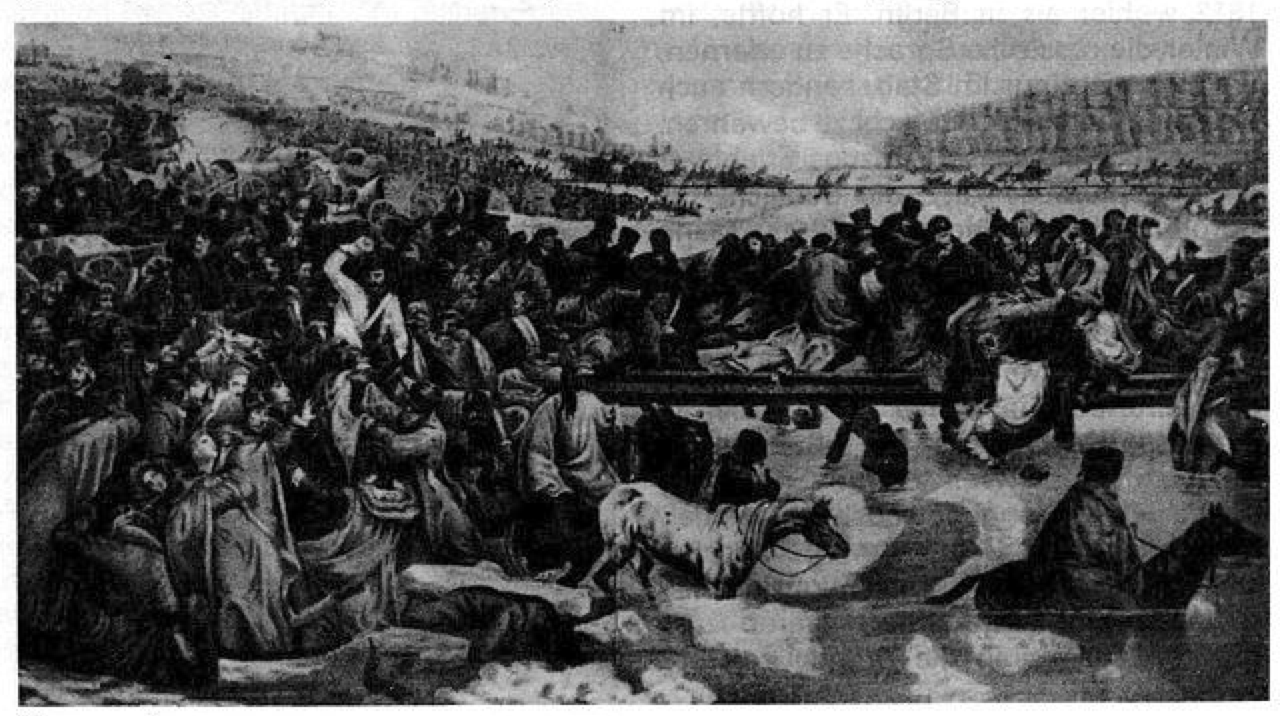
Die erste Verhandlung zwischen den Generalen Diebitsch und Yorck am Abend des 25. Dezember 1812

Am nächsten Morgen beginnt Yorck – wie mit Diebitsch vereinbart – das Täuschungsmanöver, den Abmarsch in veränderte Richtung auf Memel. Unter den preußischen Soldaten ist das Treffen der beiden Generale kein Geheimnis geblieben. Sie wissen, wenn mit den Russen verhandelt wird, ist das Ende des Kampfes nahe. Yorck aber zögert und zögert ... Vorsichtig und abwartend wird er hin und her gerissen zwischen königstreuem Gehorsam, der ihn an die Franzosen kettet, und patriotischem Aufbegehren. Er setzt sein Korps weiter zur preußischen Grenze hin in Bewegung und macht einige Scheinversuche, sich mit Macdonald zu vereinigen. Diebitsch protestiert mehrfach dagegen. Aber Yorck marschiert weiter. Er erreicht in kleinen Märschen am 28. Dezember Tauroggen (Tauragé), 30 Kilometer von Tilsit (Sowjetsk). In Tilsit erwartet ihn Macdonald. Und – so beschreibt es Clausewitz später – „es stand ihrer Vereinigung im Grunde gar nichts im Wege als eine leichte Postenkette".

Am 29. Dezember reitet Clausewitz zu General Yorck nach Tauroggen. Er trifft das preußische Korps bei seinem ersten Biwak, nachdem es acht Tage in grimmiger Kälte marschiert ist. Von Yorck dringend erwartet, ist inzwischen auch dessen Adjutant, Major von Seydlitz, aus Berlin zurückgekehrt. Der General hofft auf Instruktionen von König Friedrich Wilhelm III. für die russischen Verhandlungsangebote. Aber in dem Schreiben aus Berlin heißt es nur: „Mein und des Kaisers von Frankreich engverbundenes Interesse ..." Hinzu kommt, daß ein Bote Macdonalds durch die russischen Vorposten gelangt ist. Er überbringt den Befehl: „Le général Yorck est attendu avec impatience à Tilsit!" – General Yorck wird mit Ungeduld in Tilsit erwartet!

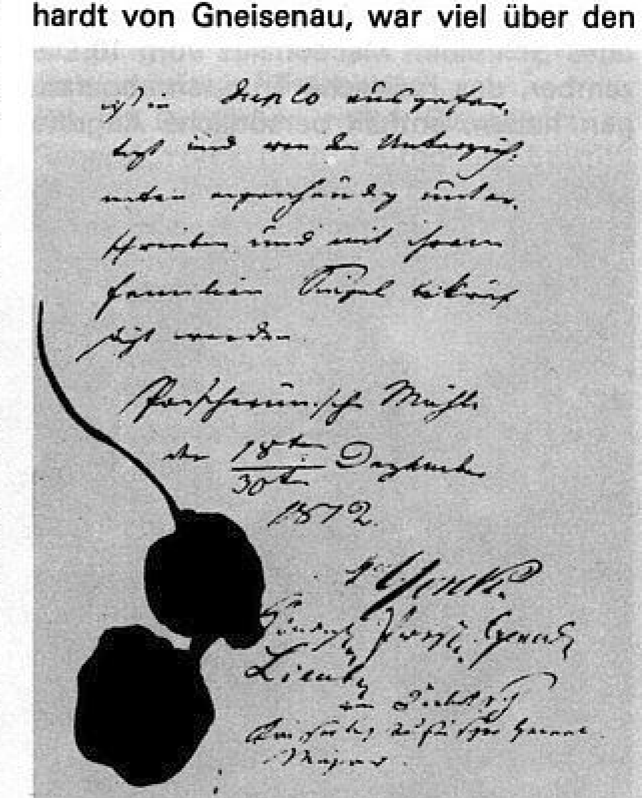
So findet Clausewitz einen nervösen und

gereizten Yorck vor, der ihn barsch empfängt: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit Euch zu tun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupöhnen zu marschieren, um mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende, Eure Truppen kommen nicht an, Ihr seid zu schwach, ich muß marschieren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden."
Clausewitz hört ruhig zu. Dann bittet er um Licht, um selbst einige Briefe vorlesen zu können. Als er jedoch Yorcks Unwillen darüber bemerkt, appelliert er an dessen soldatische Pflichterfüllung: „Eure Exzellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben?"
Man bringt ihm Licht, und er teilt den Inhalt zweier Briefe mit. Der erste, ein an den französischen Außenminister gerichtetes Schreiben Macdonalds vom 10. Dezember, das russische Truppen abgefangen haben, enthält persönliche Angriffe gegen Yorck. Es fordert dessen Absetzung. Der zweite Brief ist ein Plan der russischen Truppenbewegungen. Danach sollen am 31. Dezember russische Truppen die Straße von Tilsit nach Königsberg (Kaliningrad) sperren, um Yorcks Rückzug zu vereiteln. Nachdem Clausewitz sich für den Inhalt des letzten Briefes verbürgt hat, begreift Yorck: Hier spricht ein Vertrauenswürdiger, durchdrungen von der Gewißheit, daß der Bruch mit Napoleon die geschichtliche Aufgabe des Tages ist! Und das gibt den Ausschlag.
Nach einigen Augenblicken ernsten Nachdenkens reicht Yorck Clausewitz die Hand: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen und ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen." Freudig kehrt Clausewitz zu General Diebitsch zurück. Der umarmt den erfolgreichen Unterhändler. Für Clausewitz selbst ist die Trennung Yorcks von der napoleonischen Armee der schönste Lohn für alle Anstrengungen der letzten Monate.



Grausame Szenen spielen sich beim Übergang über die Beresina ab. November 1812

Unerschrocken war Carl von Clausewitz allen Gefahren dieses Krieges entgegengetreten, immer in der Hoffnung, daß das Beispiel Rußlands auch Preußen zum Befreiungskampf ermutigen werde. Dafür begann er im April 1812 als Oberstleutnant seinen Dienst in der russischen Armee. In Berlin ließ er eine gesicherte militärische Laufbahn zurück: Adjutant eines preußischen Prinzen und Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule. Clausewitz, der am 1. Juni 1780 in Burg bei Magdeburg als Sohn eines ehemaligen preußischen Offiziers geboren wurde, hatte sich Stellung und Ansehen durch viel Fleiß und Ehrgeiz erworben. Er konnte sich weder auf einen bedeutenden Adelstitel noch auf ein großes Vermögen stützen.
Schon als 12jähriger Fahnenjunker hatte Clausewitz den Krieg kennengelernt. 1806 erlebte er Auerstedt. In Rußland fühlte er sich trotz aller Strapazen, „seit neun Wochen täglich auf dem Marsch, seit fünf Wochen kein Stück Zeug vom Körper, Hitze, Staub, abscheuliches Wasser und oft sehr empfindlicher Hunger", im Sommer 1812 wohler als in Berlin. Er hoffte, im Winter die russische Sprache zu erlernen, um sich nicht nur im Stab, sondern auch als Kommandeur im Gefecht zu bewähren. In der 10. Woche des Feldzugs erlebte er am 7. September 1812 die Schlacht bei Borodino. Hier fielen etwa 50 000 Mann der napoleonischen und 40 000 der russischen Armee. Clausewitz gehörte zur Nachhut der russischen Armee, die am 14. September Moskau räumte und der gut die Hälfte der Einwohner folgte. Noch in derselben Nacht sah er die Brände in der Stadt auflodern. Weil das erwartete russische Friedensangebot ausblieb, verließ Napoleon am 19. Oktober mit den Resten seiner Armee Moskau. Ihm fehlten Lebensmittel. Die Winterquartiere waren zum größten Teil durch die Brände zerstört. Die Soldaten begannen zu plündern. Seiner Frau schrieb Clausewitz darüber: „Der Kaiser Napoleon muß seine Invasion aufgeben, um sich 150 Meilen weit durch zerstörte Provinzen mit einer schon jetzt zugrunde gerichteten Armee zurückzuziehen."
In den Reihen der russischen Armee erlebte er, wie die napoleonischen Rückzugskolonnen ständig den Überfällen der Kosaken und Bauernpartisanen ausgesetzt waren. Er sah, wie das russische Volk und die russische Armee einen Krieg für nationale Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlands führten. Ihm blieb nicht verborgen, welche Kraft und welche Möglichkeiten in einer vom bewaffneten Volk unterstützten Armee lagen. Hier bestätigten sich für ihn Erkenntnisse, die er bereits als preußischer Offizier gewonnen hatte. Damals, im Kreise seiner Freunde Gerhard von Scharnhorst und August Neidhardt von Gneisenau, war viel über den



Die letzte Seite der Konvention von Tauroggen mit den Unterschriften von General Yorck und General Diebitsch

spanischen Volkskampf 1808 und den Tiroler Freiheitskampf 1809 diskutiert worden. Ein erfolgreicher Kampf gegen die auch Preußen niederdrückende napoleonische Fremdherrschaft erforderte die Einbeziehung des ganzen Volkes – ob in der regulären Armee, in der Landwehr oder als Partisanen.
So war sein Eintritt in die russische Armee von dem Gedanken getragen, daß nach einer Niederlage Napoleons auch der preußische Staat mit dem König an der Spitze sich aus dem unheilvollen Bündnis mit Frankreich lösen und den Kampf für die Unabhängigkeit wagen müsse. Ähnlich dachten auch andere preußische Offiziere. Dem König durch Eid verpflichtet, widerstanden sie als Patrioten der bedingungslosen Unterordnung unter die Interessen des napoleonischen Frankreich. Sie trafen ihre Entscheidung, nachdem im Februar 1812 Preußen und Frankreich einen Bündnisvertrag unterzeichnet hatten. Darin sicherte sich der französische Kaiser die preußische Hilfe im Krieg gegen Rußland. 20000 Mann, die Hälfte des preußischen Heeres, sollten ihm dienen.
Am 23. April 1812 war Carl von Clausewitz auf sein Ersuchen hin der Abschied erteilt worden. Bereits in Rußland erreichte ihn die Nachricht, daß ihm deshalb der Prozeß gemacht würde, lautend auf Vermögenseinziehung. Aber ihm schien es leichter, „ein ehrenvolles Unglück zu tragen, während so viele andere sich in ein schmachvolles fügen". Deshalb nahm er auch die außerordentlichen Mühen des russischen Feldzugs auf sich.
Im November 1812 erlebte er den letzten vernichtenden Schlag gegen die Große Armee Napoleons – die Schlacht an der Beresina. Von der im Juni 650000 Mann starken Großen Armee blieben noch 70000 Mann übrig. Davon erreichten nur 30000 das andere Ufer des Flusses. In einem Brief aus Borissow an der Beresina vom 29. November schrieb Clausewitz seiner Frau: „Die Katastrophe ist vorüber ... Aber welche Szenen habe ich hier gesehen! Wenn mein Gefühl nicht schon abgehärtet oder vielmehr abgestumpft wäre, ich würde vor Schauder und Entsetzen nicht zu mir selbst kommen, sowie ich noch nach vielen Jahren nicht ohne Schauder daran werde denken können ... wenn wir uns einst wiedersehen, muß ich Dich einen Blick tun lassen auf dieses blutige Blatt der Geschichte ..."
Er hielt auch mit seinem anerkennenden Urteil über die gewaltigen Leistungen der russischen Armee nicht zurück. Deren Hauptkräfte gingen parallel zur Rückzugsstraße der napoleonischen Armee vor, die sie durch ständige Flankenangriffe nicht zur Ruhe kommen ließen. Die russischen Bauernpartisanen vernichteten Patrouillen und Gefechtssicherungen. „Nie hat eine Verfolgung im Großen mit solcher Tätigkeit und Anstrengung der Kräfte stattgefunden wie in diesem Feldzug", stellte Clausewitz fest.
„In den Monaten November und Dezember nach einem sehr angestrengten Feldzug zwischen Schnee und Eis in Rußland, entweder auf wenig gebahnten Nebenwegen oder in der ganz verwüsteten Hauptstraße, bei einer sehr großen Schwierigkeit der Verpflegung, dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit innerhalb 50 Tagen folgen ist vielleicht beispiellos ... Diese Anstrengung macht dem Fürsten Kutusow große Ehre."
Napoleons Feldzug in Rußland endete mit einer völligen Niederlage. Gleichzeitig entstanden für die europäischen Völker, besonders für das deutsche Volk, günstige Voraussetzungen für den Befreiungskampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft. Deshalb wollte Carl von Clausewitz Ende 1812 in die „Russisch-Deutsche Legion"

eintreten. Sie war aus Flüchtlingen, Überläufern und Kriegsgefangenen in Rußland gebildet worden, um gegen die Fremdherrschaft zu kämpfen. Ihre Agitation galt besonders den in die napoleonische Armee gepreßten deutschen Soldaten und Offizieren. Da waren vor allem die 20 000 Preußen, die zum X. Armeekorps des französischen Marschalls Macdonald gehörten und den linken Flügel der Großen Armee zwischen dem Kurischen Haff und Riga decken sollten, ohne jedoch in größere Kämpfe verwickelt zu werden.

Als niemand mehr an der Katastrophe der napoleonischen Armee zweifeln konnte, entschloß sich Macdonald kurz vor Weihnachten 1812 zum Rückzug. Das ihm unterstellte preußische Hilfskorps erhielt den Auftrag, als Nachhut zu folgen. Es mußte die Rückendeckung der Franzosen übernehmen. Während des Marsches brach jedoch die Verbindung zu ihnen ab. In die entstandene Lücke schob sich die russische Abteilung des Generals Diebitsch, zu der Clausewitz gehörte. Diebitsch nutzte die Gelegenheit, um Yorck Verhandlungen über den Abschluß eines Neutralitätsvertrages anzubieten. Vier Tage lang verhandelte Carl von Clausewitz im Auftrag des russischen Generals mit dem zaudernden Yorck. Am 30. Dezember trafen sich beide Generale, um in der Poscherunschen Mühle, nahe Tauroggen, den Vertrag zu unterzeichnen. Die Konvention bestimmte, daß das preußische Korps zwischen Memel und Tilsit ein neutrales Gebiet beziehen sollte. Befahl der preußische König den Verbleib in der französischen Armee, verpflichtete sich das Korps, zwei Monate lang nicht gegen die russischen Truppen zu kämpfen, und bekam das Recht, ungehindert abzuziehen.

Die Wirkung dieses Abkommens war gewaltig. Es ermutigte alle deutschen Patrioten. Es wurde zum Fanal des Kampfes für die nationale Unabhängigkeit Deutschlands, und es legte den Grundstein für die deutsch-russische Waffenbrüderschaft in den folgenden Jahren des Befreiungskampfes.

Noch Jahre später, als Carl von Clausewitz seine Erlebnisse aus dem russischen Feldzug niederschrieb, war er sich der Wirkung dieser Konvention bewußt: „Es ist nicht vernünftig zu glauben, daß ohne diesen Entschluß, welchen General Yorck den 29. abends in Tauroggen faßte, Bonaparte noch auf dem französischen Thron und die Franzosen noch die Gebieter Europas wären, denn diese großen Wirkungen sind die Folgen einer unendlichen Menge von Ursachen oder vielmehr Kräften, die größtenteils auch ohne den General Yorck wirksam geblieben wären; aber zu leugnen ist es nicht, daß der Entschluß dieses Generals ungeheure Folgen gehabt und wahrscheinlich das allgemeine Resultat sehr beschleunigt hat." Und – so kann man hinzufügen – es war Carl von Clausewitz, der die entscheidenden Verhandlungen mit Yorck geführt und damit seinen historisch bedeutsamsten Beitrag für den Befreiungskampf des deutschen Volkes im Jahre 1813 geleistet hatte.

Vom Bidenhänder zum Bajonett

Egon Krenz

Die blanken Waffen haben eine sehr lange Geschichte. In vielfältigen Varianten traten sie von der Urzeit bis zur Gegenwart auf. Zu den Blankwaffen zählen die Hieb- und Stichwaffen, dazu gehören besonders das Schwert, der Degen, das Rapier, der Säbel und der Dolch. Aber auch Schlagwaffen, wie der Streithammer, der Morgenstern und die Streitaxt, und die in mannigfachen Formen auftretenden Stangenwaffen, wie die Spieße und die Helmbarten, zählen dazu. In diesem Beitrag werden nur die Hieb- und Stichwaffen vorgestellt.
Einen Überblick über die blanken oder, wie sie auch noch genannt werden, kalten Waffen kann man sich heute nur noch an Hand von zeitgenössischen künstlerischen Darstellungen (z. B. aus Albrecht Dürers Fechtbuch von 1512) oder der in Museen vorhandenen Bestände verschaffen. Unter den künstlerischen Darstellungen sind auch die Skulpturen im Westchor des Naumburger Doms von großem kunst- und waffenhistorischem Wert (Graf Ekkehard). Sie zeigen uns noch heute, wie Schwerter des 12./13. Jahrhunderts ausgesehen haben. Auf dem etwa 70 Meter breiten und einen halben Meter hohen sogenannten Teppich von Bayeux aus dem Jahre 1066 ist uns in Form von Stickereien überliefert, wie die Krieger der Normannen bewaffnet waren. Dort steht, daß der Normannenherzog Wilhelm seine Krieger mit Spießen, Schwertern und Beilen ausrüsten ließ.
In der DDR befinden sich die größten Bestände an Blankwaffen im Museum für Deutsche Geschichte in Berlin und im Historischen Museum in Dresden, darunter viele Gebrauchswaffen, aber auch kostbare Zier- oder Prunkwaffen (z. B. Dresden). Die Sammlung des Museums für Deutsche Geschichte mit etwa 4000 Hieb- und Stichwaffen reicht vom Schwert der römischen Kaiserzeit, vielen Landsknechtsschwertern, Zweihändern, Jagd- und Richtschwertern bis zum Seitengewehr des zweiten Weltkriegs.
Bis zur vollen Durchsetzung der Feuerwaffen (etwa im 16. Jahrhundert) waren auf dem Schlachtfeld blanke Waffen maßgebend. Die Feuerwaffen wirkten vor allem in ihrer Frühzeit durch Donner und Blitz einschüchternd auf die Kämpfenden, zeitigten aber im 14. und 15. Jahrhundert noch nicht eine solche Vernichtungswirkung wie die meisten Hieb- oder Stichwaffen.
Der militärische Gebrauch von Hieb- und Stichwaffen ist so alt wie Krieg und Armee, wie das Militärwesen. Wir finden

sie in den bewaffneten Formationen der Sklavenhalter, der Feudalherren, der absoluten Könige und Kaiser, der Bourgeoisie ebenso wie in denen der Sklaven, Bauern und Plebejer, des revolutionären Bürgertums und auch des frühen Proletariats.

Mit Hieb- und Stichwaffen der vielfältigsten Varianten wurde ein besonderer Schaueffekt in den Turnieren des Mittelalters erzielt. Hierbei konnten die Turnierteilnehmer ihre Geschicklichkeit im Umgang mit diesen Waffen beweisen. Sie traten zu Pferde mit Lanze oder mit Schwert auf, aber auch zu Fuß mit Schwert, Streitkolben oder anderen Hieb- und Stichwaffen. Turnierspiele wurden bis weit ins 17. Jahrhundert ausgetragen. Von ihnen gingen vielfältige Anregungen für die Fertigung von Blankwaffen aus.

Im Großen Deutschen Bauernkrieg von 1525 kämpften die bäuerlichen Haufen ebenfalls mit Stich- und Schlagwaffen. Konnten sie diese Waffen nicht erbeuten, fertigten sie solche selbst an. Diese Waffen waren einfach gearbeitet. Oft wurden Sensen, Hacken, Mistgabeln und Dreschflegel zu Waffen umgearbeitet. Eine typische bäuerliche Waffe war z. B. der Morgenstern – ein Holzkolben, mit Eisenspitzen versehen. Chronisten berichten von den fürchterlichen Wirkungen dieser Waffe.

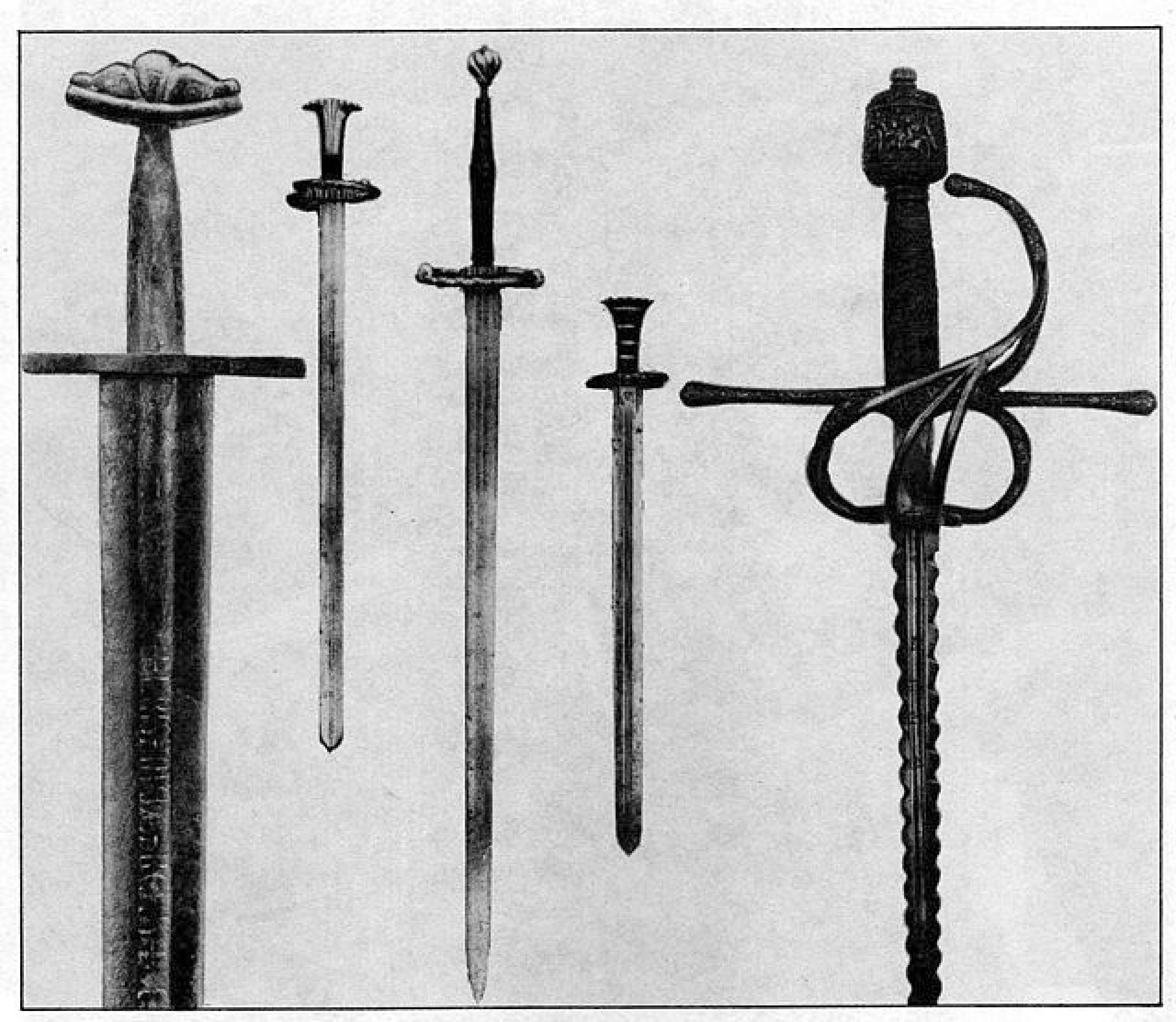
Hieb- und Stichwaffen waren auch Standessymbole. Das Tragen des Schwertes war Zeichen dafür, daß der Träger ein Freier war oder einen gesellschaftlichen Vorrang genoß. In Japan war das Schwert ebenso Waffe wie Symbol einer Kriegerkaste (Samurai) oder auch der Herrschaft. Es gehörte zu den Reichsinsignien des japanischen Kaisers (Tenno). Auch die mit der Kurwürde belehnten deutschen Fürsten erhielten vom Kaiser ein Schwert überreicht. Dieses sogenannte Kurschwert war ein Zeichen ihrer Würde, Macht und Befugnis der Rechtsprechung. Die Bauern, von den Fürsten und Rittern gefürchtet, durften nur ein kurzes Messer (Bauernwehre) oder einen Dolch tragen.

Eine Hieb- und Stichwaffe besteht aus Klinge, Gefäß, Scheide und Gehänge. Die Klinge kann ein- oder beidseitig geschliffen sein, d. h., sie ist entweder ein- oder zweischneidig. Ein Mittelgrat gab der spitzen Klinge für den Stoß die erforderliche Stabilität, während die Klinge für den Hieb breit, glatt und vor allem scharf war. In die polierte, lange und schmale Klingenfläche ist nicht selten in der Mitte längsseit eine Rinne eingeschliffen, auch als Hohlschliff oder Hohlkehle, im Volksmund irrtümlich als Blutrinne bezeichnet. Durch die Hohlkehle aber wurde nur das Gewicht der Klinge gesenkt und damit die Handhabung verbessert. Oben läuft die Klinge in die Angel aus, an der die Griffteile befestigt sind. Damit eine sichere Handhabung der Waffe gewährleistet sei, befindet sich zwischen Klinge und Griff eine sogenannte Parierstange, die im Lauf der Zeit häufig ihre Form gewechselt hat. Der Knauf, der den Griffabschluß bildet, ist ebenfalls an der Angel befestigt. Griffteile und Teile des Handschutzes (Spangen und Bügel) sind das Gefäß und machen die Waffe erst gebrauchsfähig. Viele Schwerter haben mit Draht umwickelte Holzgriffe. Massenstücke, z. B. Infanteriesäbel des 18. und 19. Jahrhunderts, haben dagegen Messing- oder Eisengriffe.

Unter den Hiebwaffen ist das Schwert die bekannteste Waffe und jahrhundertelang auf den Schlachtfeldern als die wichtigste zu nennen. Es wurde den jeweiligen Kampfbedingungen angepaßt. Bis ins 12. Jahrhundert hinein bestand es aus einem Eisenkern mit angeschweißten Stahlschneiden. Es wurde bis dahin nur von einem Handwerker geschmiedet. Im 13. und 14. Jahrhundert setzte eine weitgehende Arbeitsteilung im Schwert-

schmiedehandwerk ein, die zu einer bedeutenden Qualitätssteigerung der Schwerter führte. Die Arbeitsteilung im Waffenhandwerk war ein Ergebnis der Städteentwicklung und der Fortschritte in der Eisenproduktion. Der Schwertschmied schmiedete die Klinge, der Härteschmied härtete und schliff sie, und der Schwertfeger polierte sie. Der Griff und die anderen Gefäßteile wurden von dem Reider angefertigt. Seit dem 13. Jahrhundert gibt es Klingen, die ganz aus Stahl sind und sich durch hohe Gebrauchseigenschaften auszeichnen.

Vom 5. bis 7. Jahrhundert war das Schwert hauptsächlich für den Hieb ausgelegt. Mit der Einführung der Körperpanzerung (im 14. Jh.) wird die Schwertklinge immer mehr in Richtung Spitze verjüngt, um besser in die Harnischfugen hineinstechen zu können. Im 15. Jahrhundert wird die Schwertklinge immer länger. Um das Schwert mit langer Klinge führen zu können, mußten Griff und Knauf verändert werden, so daß, wenn nötig, auch mit der zweiten Hand am Griff bzw. am Knauf zugepackt werden konnte. Diese Schwerter mit Griff für „anderthalb Hand" wurden als „Anderthalb-



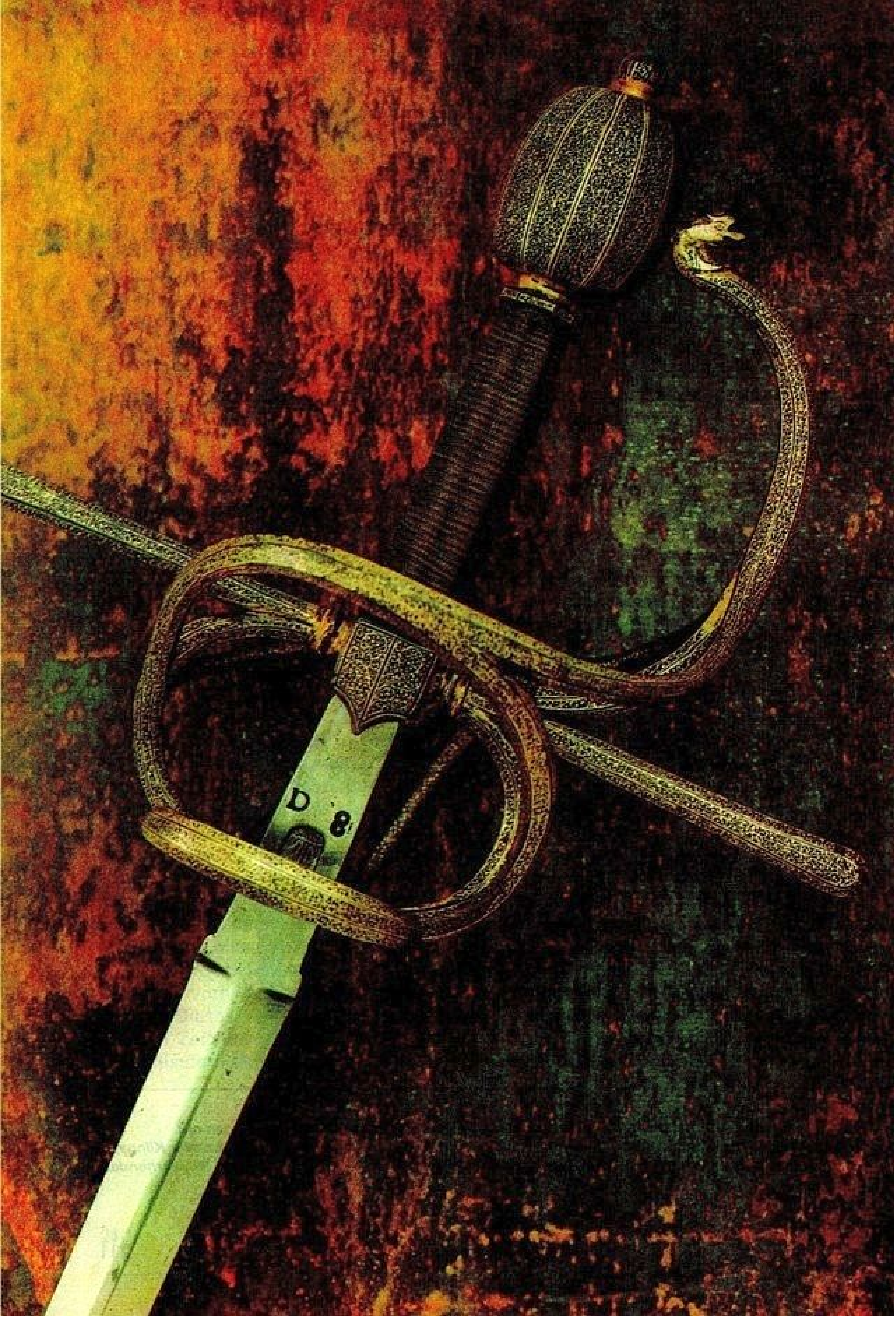
Schwert, 13. Jahrhundert

Landsknechtsschwert (Katzbalger), 1. Hälfte 16. Jahrhundert

Anderthalbhänder-Schwert, 1. Hälfte 16. Jahrhundert

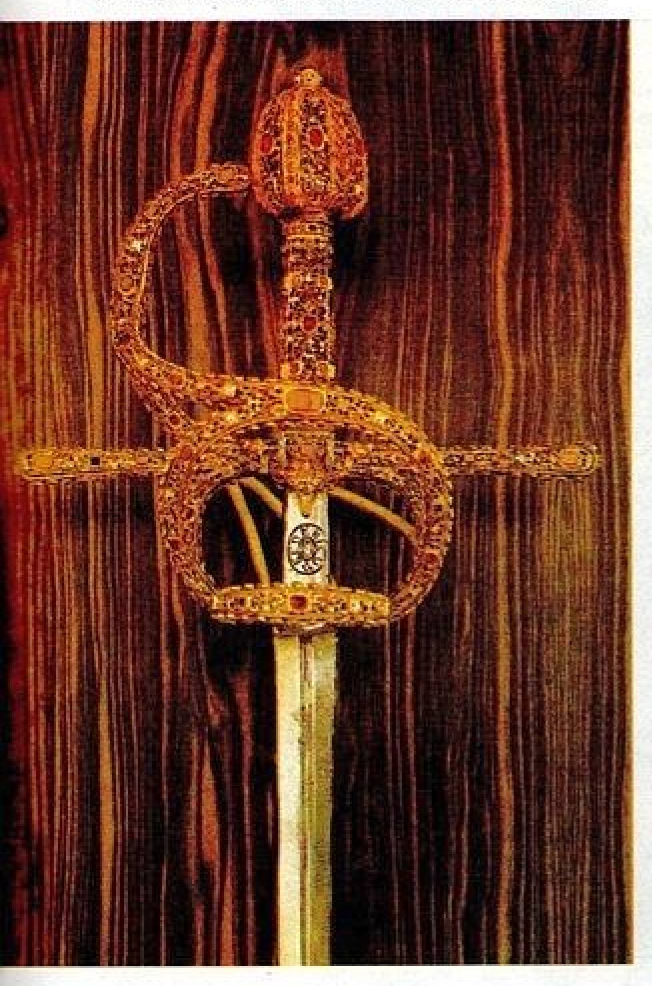
Landsknechtsschwert, 1. Hälfte 16. Jahrhundert

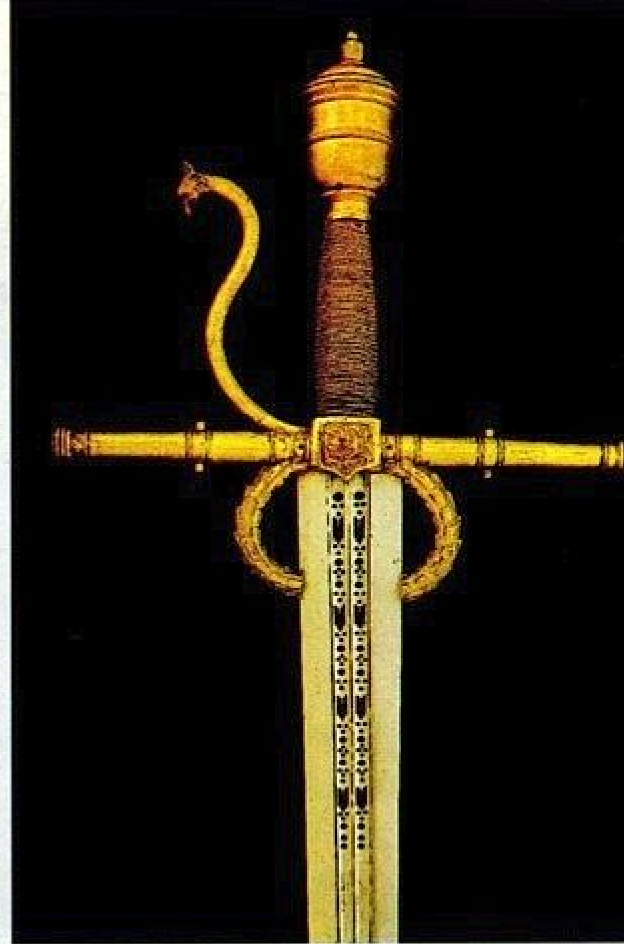
Degen mit geflammter Klinge, Ende 16. Jahrhundert



händer" bezeichnet. Schwerter, die mit beiden Händen geführt werden konnten, wurden Biden- oder Zweihänder genannt und beim Fußkampf verwendet.
Ein Bidenhänder war bis zu 2 Meter lang. Er war typisch für das Landsknechtsschwert und konnte nur von den kräftigsten Kriegern eingesetzt werden. Die Klinge hatte meist einen Längsgrat. Klingen mit wellenförmig ausgefeilten Schneiden nannte man Flamberg. Der Griff des Bidenhänders war oft mit Leder bezogen. Er hatte einen großen birnen- oder kugelförmigen Knauf und lange Parierstangen.

Zum Problem wurde der Handschutz. Schon im 12. und 13. Jahrhundert tauchten zum besseren Abfangen der feindlichen Klinge Parierstangen mit abwärtsgebogenen Enden auf. Zum Schutz des Zeigefingers benutzte man anfangs einen Blechhandschuh, später übernahm das ein von der Parierstange im Bogen bis zur Klinge zurückgeführter Bügel.
Die Schlachtschwerter verloren im 16. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung, weil sie den militärischen Erfordernissen immer weniger genügten. Zu diesen zählt auch der von deutschen Landsknechten





Rapier mit geschwärztem, goldtauschiertem Gefäß, Ende 16. Jahrhundert (links)

Prunkvolles Rapier mit edelsteinbesetztem Gefäß, etwa 1605

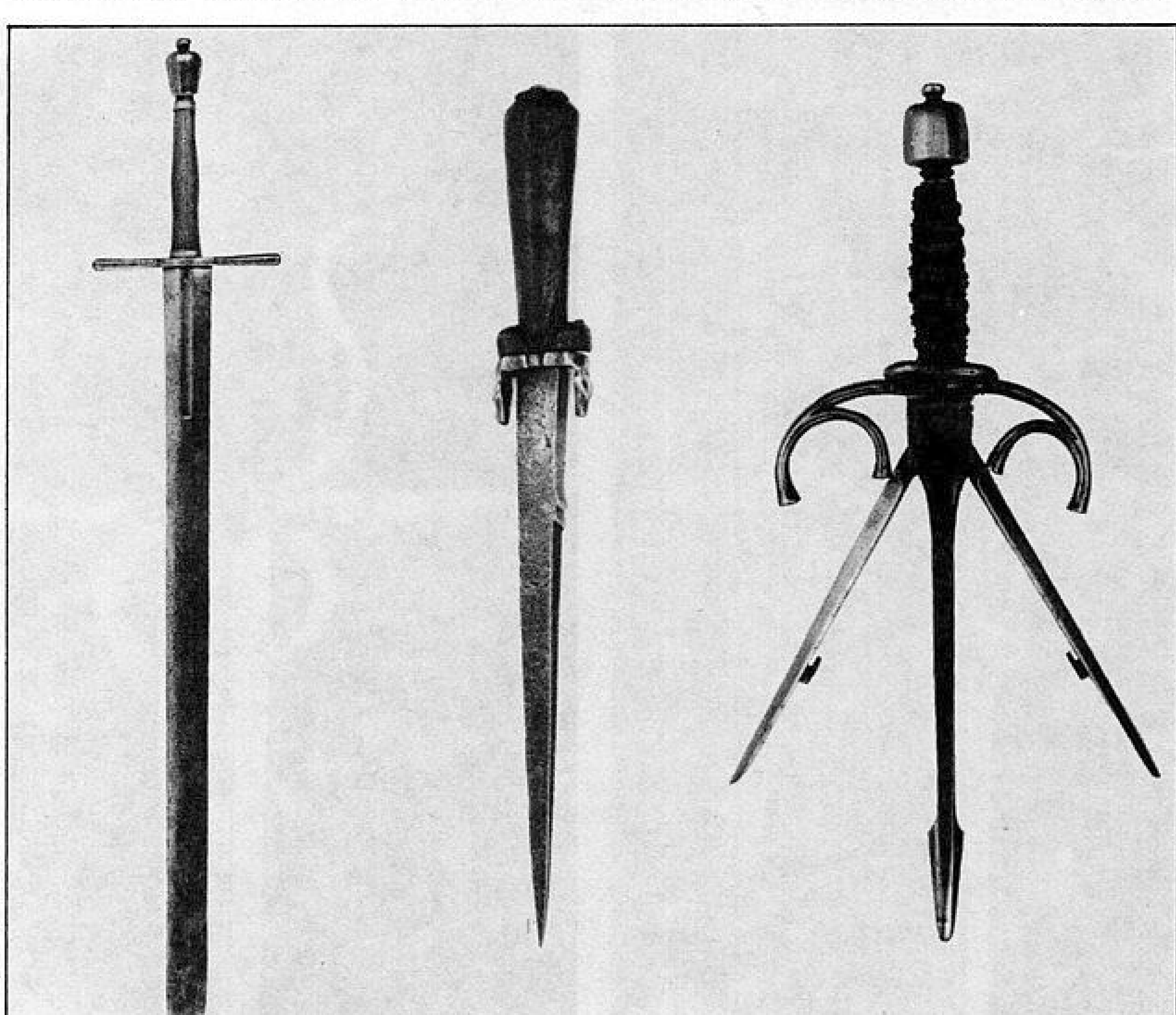
Reitschwert, deutsche Arbeit, etwa 1612

verwendete Katzbalger. Katzbalger wahrscheinlich deswegen, weil die Landsknechte dieses Schwert unter einem Katzenfell verbargen. Der Katzbalger wog etwa 1,5 bis 2 Kilogramm, hatte eine kurze, breite, zweischneidige Klinge und eignete sich besonders für den Nahkampf.

Die Palette der Schwerter ist breit. Sie umfaßt auch das Richtschwert (Klingenlänge etwa 80 cm), das Bohrschwert und den sich daraus entwickelnden Panzerstecher sowie die Reitschwerter. Letztere waren, wie der Name schon andeutet, Reiterwaffen, für den Hieb und auch für den Stich geeignet. Panzerstecher waren dazu da, den Harnisch der Schwergerüsteten zu durchdringen. Sie waren eine Hilfswaffe vor allem des Reiters und wurden noch im 17. Jahrhundert von den polnischen Husaren verwendet.

Unter den blanken Waffen sind Säbel und Degen die weitverbreitetsten. Allein in der Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) prallten etwa 100 000 Reiter – Kürassiere, Dragoner, Landwehrreiter u. a. – mit blanken Waffen aufeinander.

Die Verbreitung und Entwicklung des Degens wurde besonders durch das Auf-



Richtschwert, 17. Jahrhundert

Nierendolch, 15. Jahrhundert

Linkehanddolch mit Springklinge, 17. Jahrhundert

Teile eines Degengefäßes

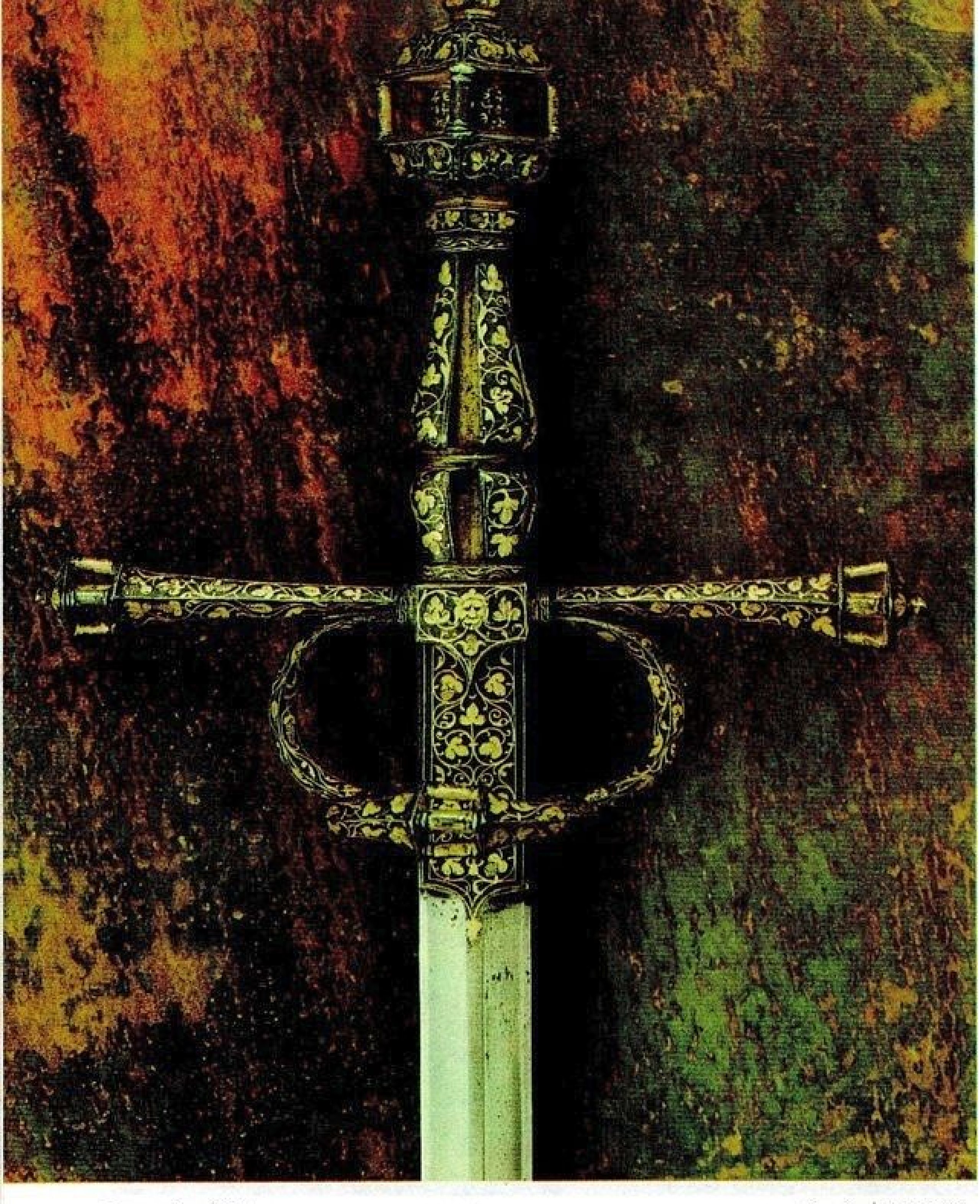
Vernietknäufchen
Knauf
Angel
Halsstück des Knaufs
geflochtene Bewicklung
Griffholz
Faustbügel
Angel
oberer Parierbügel
oberer Parierbügel
Parierspangen
Parierstange
Fingerbügel
unterer Parierbügel
Fehlschärfe
Stichblatt
unterer Parierbügel (Außen- und Innenseite)

a b c d

Klingenschmiedemarken von Juan Martinez d. Ä. (16. Jh.)
a und d – der berühmte, oft nachgeahmte Halbmond;
b – Toledos Beschauzeichen;
c – die gekrönte Lilienmarke

Klingenmarken der Passauer Werkstätten – der sog. laufende „Paussauer Wolf" (1350–1450)

Reitschwert mit geätztem Eisengefäß von Ullrich Jahn aus Dresden, 16. Jahrhundert



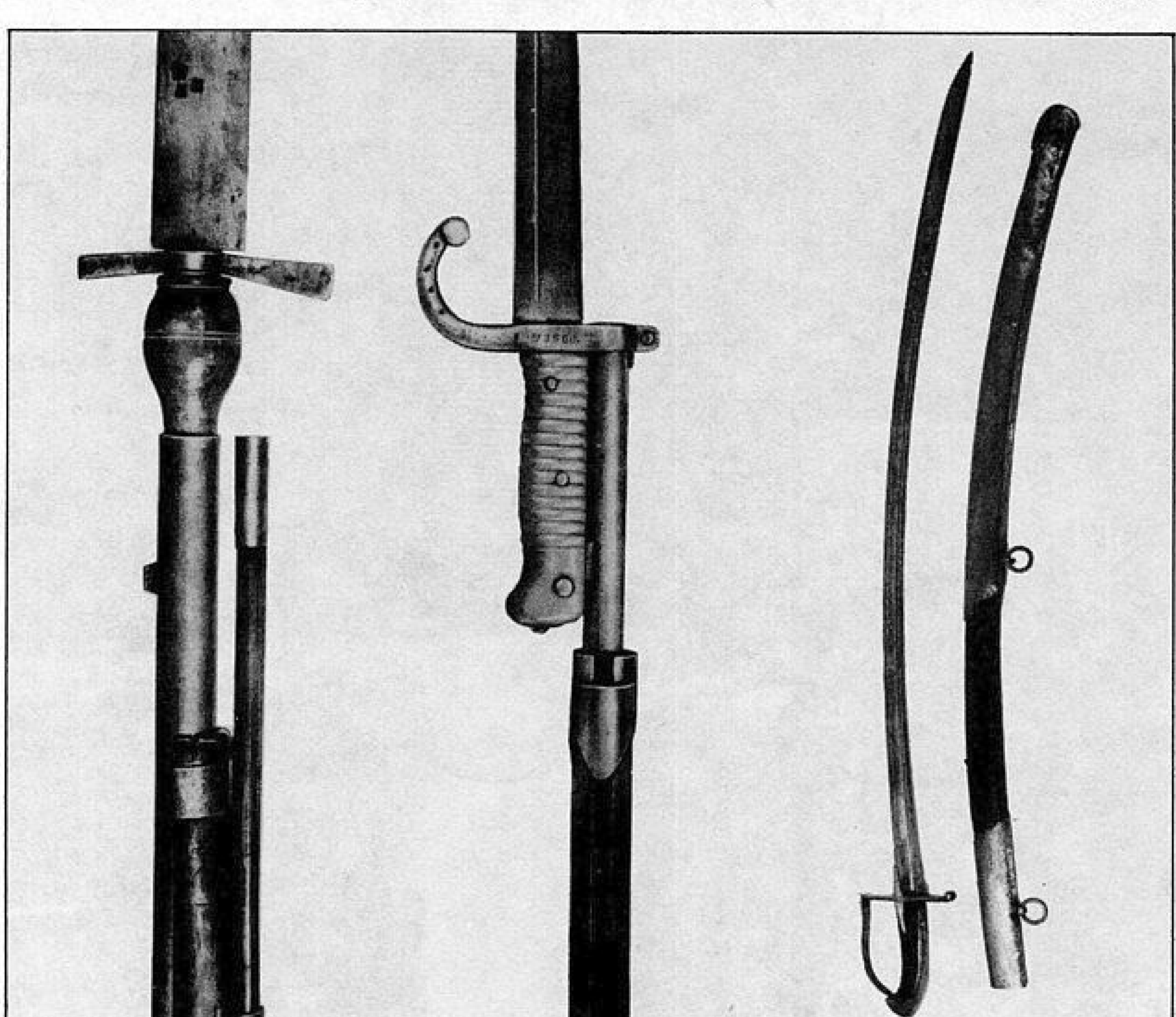
Degen mit gebläutem, eisernem Gefäß, Ende 16. Jahrhundert

Kurschwert Friedrichs des Streitbaren, 1425 (rechts)



blühen der Fechtkunst im 16./17. Jahrhundert gefördert. Der Höhepunkt der technischen Entwicklung von Gefäß und Klinge der Degen liegt im 16. Jahrhundert. Im Reich Karls V., in dem, wie er sagte, „die Sonne nicht untergeht", aber auch in England und in Skandinavien gehörte der Degen als Seitenwaffe unbedingt zur Kleidung eines Adligen bzw. eines Edelmanns. Der Degen wurde wie keine andere Waffe zu einer Modeerscheinung, zum Statussymbol der Kavaliere und Mittel zur Austragung der Konsequenzen ihrer galanten Abenteuer (Kavaliersdegen). Daneben erhielt er nach und nach auch militärische Bedeutung.

Der Degen ist zierlicher als das Schwert. Er hat eine gerade, schmale Klinge, mehr für Stoß bestimmt als für Hieb. Er wurde an der linken Seite getragen. Das nur für das Fassen mit einer Hand gearbeitete Degengefäß hat besonders im 16. und 17. Jahrhundert einen gut gearbeiteten Faustschutz, versehen mit Bügeln, Ringen und Spangen. Der Griff war aus Holz, Elfenbein oder Horn. Bei manchen Degen (z. B. bei italienischen und spanischen) ist das Gefäß prunkvoll zu einem Korb (Korb-



Spundbajonett

Bajonett des Zündnadelgewehrs von Chassepot

Preußischer Husarensäbel, Mitte 18. Jahrhundert

degen) ausgearbeitet, der oft reich durchbrochen und tauschiert ist. Solche Waffen waren sehr kostbar, und nur reiche Edelleute konnten sie sich leisten. Die hölzerne Degenscheide war mit Leder oder Stoff überzogen. Mundblech (Öffnung) und Ortband (Spitze) waren aus Metall gefertigt. Es gab auch ganzmetallene.

Eine noch stärker als der Degen ausgeprägte Stoßwaffe war das Rapier. Es war und blieb eine Waffe mit langer, schmaler Klinge. Oft ähnelte das Gefäß des Degens dem des Rapiers, oder Degengefäße schlossen an lange Rapierklingen an, so daß es oft schwerfällt, eine vorliegende Variante zu bestimmen. Es wird berichtet, daß während der Regierungszeit des französischen Königs Heinrich III. (1574 bis 1589) in einem Zeitraum von 15 Jahren in Duellen mit dem Degen 8000 französische Adlige einander abgestochen haben sollen.

Eine in vielen europäischen Armeen hauptsächlich bei der Kavallerie verwendete Waffe war der Pallasch. Typisch für ihn ist seine gerade, zunächst zwei- und später auch einschneidige Klinge. Die preußischen Kürassiere trugen ab Mitte des 18. Jahrhunderts einen Pallasch, mit dem sie auch noch in den Befreiungskriegen (1813 bis 1815) kämpften. Besonders die preußische Kavallerie, obwohl mit Handfeuerwaffen versehen, suchte die Schlachtentscheidung mit der blanken Waffe (z. B. im Siebenjährigen Krieg 1756 bis 1763).

Eine interessante Neuheit im 16. Jahrhundert waren sogenannte Doppel- oder Zwillingswaffen verschiedenster Art. Es wurden 2 Rapiere (Doppelrapier) in einer Scheide getragen, um auf praktische Weise 2 lange Seitenwaffen zur Hand zu haben, was dem Fecht- bzw. Duellwesen jener Zeit geschuldet war. Es gab mit Feuerwaffen kombinierte Stichwaffen. Faustkolben und Äxte waren mit Pistolen kombiniert. Die Kombination Axt/Pistole diente als Enterwaffe zur See.

Der Säbel setzte sich erst mit den Einfällen der Türkenheere in Europa durch und ist orientalischen Ursprungs. Er besaß nicht die Stoß- und Durchschlagskraft des Schwertes und war Körperrüstungen gegenüber meist wirkungslos, man konnte jedoch mit der gekrümmten Säbelklinge beim Hieb durch Zug eine zusätzliche schneidende Wirkung erzielen. Zuweilen sind die schweren Säbelklingen an der Spitze auch zweischneidig.

Das Gefäß ist meist ohne Knauf. Die Griffkappen der von Offizieren und Unteroffizieren getragenen Pallasche und Säbel endeten meist in Adler- oder Löwenköpfen. Bei Degen und Infanteriesäbeln des 18. und 19. Jahrhunderts findet man auch aus Metall – z. B. aus Messing – gegossene Griffe vor.

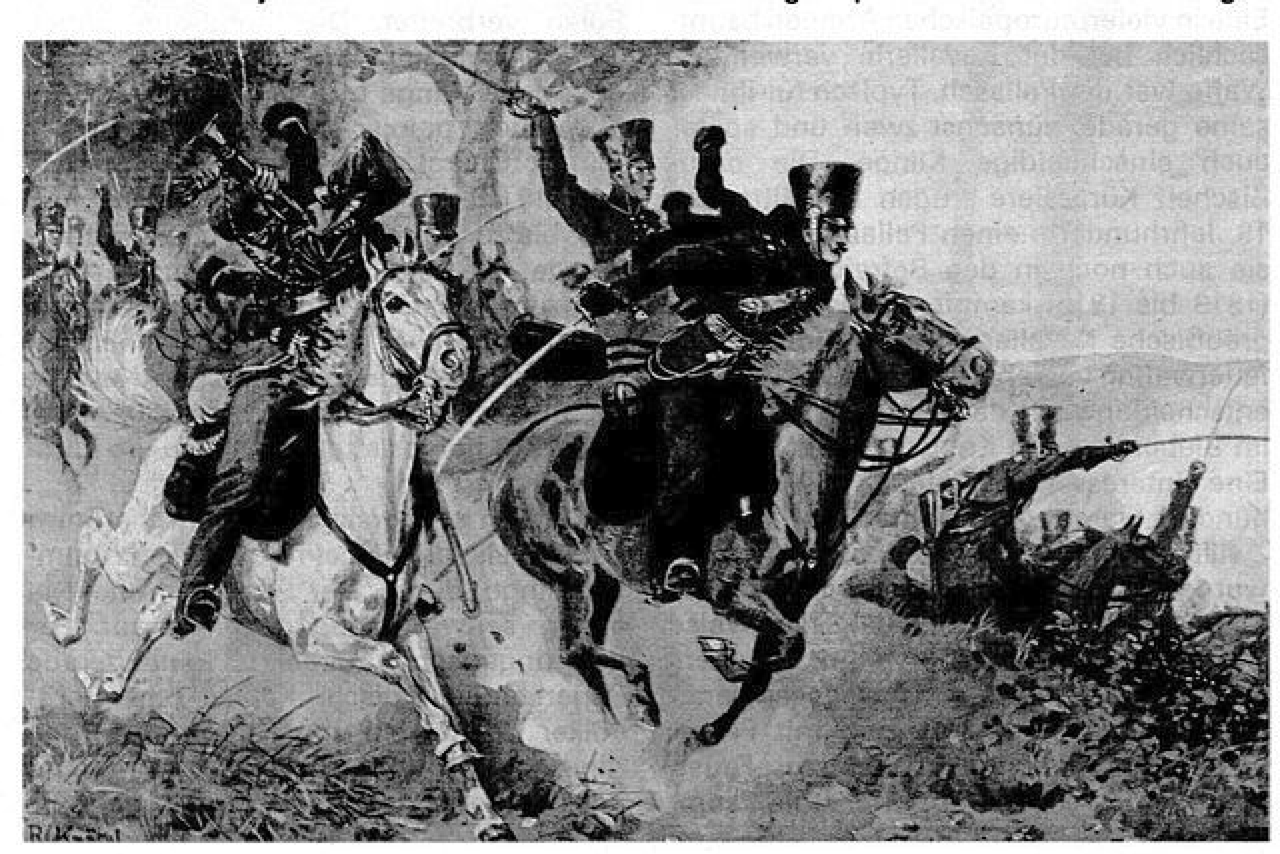
Am meisten war der Säbel in Ungarn und Polen verbreitet. Der polnische Säbel, Karabela genannt, hat häufig eine schwach gebogene Klinge mit Rückenschneide. Es gibt auch polnische Säbel mit breiter Klinge. Charakteristisch für die Karabela ist eine stark nach unten gebogene und fast bis zur Klinge herangezogene Parierstange. Die Karabela wurde im Lauf der Zeit zum typischen Zubehör der Nationaltracht polnischer Adliger. Die polnischen Kontingente der napoleonischen Kavallerie, die sich in den Schlachten 1809, 1812 und 1813 hervortat, trugen auch die Karabela.

In Ungarn setzte sich die türkische Form des Säbels, der Säbel mit stark gekrümmter Klinge, durch. Der Säbelgriff endet in einem seitwärts gebogenen Knauf. Für den ungarischen Säbel ist eine gerade Parierstange typisch. Kaukasische Bergvölker benutzten im Nahkampf den Kindschal, eine höchst wirksame Waffe mit gerader, zweischneidiger Klinge, aus-

laufend in einer sehr scharfen Spitze. Der Kosakensäbel hat im Gegensatz zu den anderen Blankwaffen keinen Handschutz. Mit ihm waren auch Budjonnys Reiter ausgerüstet.

Als sich die Feuerwaffen in den Streitkräften immer mehr durchsetzten, ging die große Zeit der blanken Waffen zu Ende. Dennoch verschwanden sie bis heute aus diesen nicht gänzlich. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestand die Infanterie aus Musketieren und Pikenieren. Der Pikenier konnte seine Pike bei Kavallerieangriffen immer noch sehr wirksam gegen die Berittenen einsetzen. Als die Pikeniere aus den Armeen verschwanden, mußten die Musketiere für den Nahkampf mit einer entsprechenden Blankwaffe ausgerüstet werden. Sie erhielten eine dolchähnliche Waffe, die zunächst in den Lauf ihrer Muskete geschoben wurde — das Bajonett. Es wurde zu einer wirksamen Stichwaffe, die sich bis heute erhalten, doch im Lauf der Zeit vielfach verändert hat. Am bekanntesten sind die Bajonette mit Ringbefestigung wie auch die, welche mit einem Schnapper am Gewehrlauf befestigt wurden. Als britische Kolonialtruppen Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aufstände des indischen Volkes gegen die Kolonialherren niederschlugen, gingen sie mit dem Bajonett gegen Freiheitskämpfer und Demonstranten vor. Tausende wurden grausam getötet. Das „britische Bajonett" erlangte traurige Berühmtheit.

Blankwaffen gab es nicht nur im militärischen Bereich. Eine besonders im 19. Jahrhundert bei Jägern beliebte Waffe war der Hirschfänger. Er hatte sich aus dem Jagdschwert entwickelt, aber seine Klinge ist im Vergleich zu dessen Klinge wesentlich kürzer und hat meist eine zweischneidige Spitze. Mit dem Hirschfänger



Reiter des Freikorps Lützow, 1813

konnte man Rot- und Damwild, aber auch schwaches Schwarzwild erlegen. Die Scheiden von Jagdschwertern und Hirschfängern waren gewöhnlich aus Holz, das mit Leder, Stoff oder anderem Material überzogen war. 1525 gingen aufständische Bauern auch mit Sauspießen, Jagdschwertern und Jagdmessern gegen ihre Peiniger vor.

Der Dolch war sowohl eine militärische als auch eine zivile Stichwaffe. Er ist eine typische Nahkampfwaffe mit kurzer, breiter oder schmaler, zweischneidiger, drei- oder auch vierkantiger Klinge und gehörte zeitweise auch zum Gewand des Adels. Er wurde sowohl mit als auch ohne Scheide getragen, und seine Gestalt hing sowohl von der jeweiligen Mode (z. B. der Renaissancedolch) als auch vom Verwendungszweck ab. Seit dem 16. Jahrhundert war er häufig Zweitwaffe zum Degen oder zum Rapier. Für das 16. Jahrhundert fallen noch der Landsknechtsdolch mit blattförmiger Klinge und großer Scheide sowie der Parierdolch auf, der mit der linken Hand (Linke-Hand-Dolch) geführt wurde und als Fechtwaffe zum Abfangen der gegnerischen Klinge diente.

Die Herstellung der blanken Waffen entsprach jeweils dem Entwicklungsstand der Eisenverarbeitung.

Zum entscheidenden Aufschwung im Schmiedehandwerk kam es erst im 13. und 14. Jahrhundert, als die Blasebälge der Schmelzöfen und die mechanischen Hämmer (z. B. der Frohnauer Hammer) mit Wasserkraft betrieben wurden. Die höheren Schmelztemperaturen, die nunmehr erzielt werden konnten, ergaben besseres Eisen und bessere Klingen. Eisenstäbe mit unterschiedlichem Kohlenstoffgehalt wurden im Feuer zusammengeschmiedet, um eine bessere Stahlqualität zu erreichen und damit auch festere und elastischere Klingen. Diese durften wiederum auch nicht zu hart sein, damit beim Gebrauch keine Scharten entstanden. Außerdem sollten sie biegsam sein und nicht so schnell stumpf werden.

Im 16. und 17. Jahrhundert signierten bedeutende Klingenschmiede Klingen mit Namen und Meistermarken. Besonders geschätzt waren Klingen aus Toledo, Mailand und Solingen, aber auch aus Passau, München und Dresden. Sehr bekannt als Meistermarke ist z. B. der laufende „Passauer Wolf". Der bekannte spanische Klingenschmied Juan Martinez d. Ä. aus Toledo hatte einen Halbmond zum Meisterzeichen und eine gekrönte Lilie. Die Beschaumarke der Klingen aus Toledo ist ein „T" mit einem kleinen „o" darüber. Die Meistermarke ist gewöhnlich in die Fehlschärfe, den ungeschliffenen Klingenteil, oder in die Hohlkehle eingeschlagen. Hervorragende Handwerker arbeiteten direkt in den fürstlichen Residenzen, so die Dresdener Meister Ullrich Jahn, Anton Schuch und Othmar Wetter. Sie fertigten für den sächsischen Hof schöne Gefäße und prachtvoll verzierte Klingen.

Viele Klingen tragen auch die Namen bzw. Monogramme von Herrschern und Heerführern oder auch Jahreszahlen. Auch bei der Fertigung des Gefäßes waren Meister



NVA-Soldat
mit MPi — Kalaschnikow



am Werk. Durch Schmieden, Ätzen, Tauschieren und Schneiden entstanden kostbare Degen- und Rapiergefäße, deren handwerkliche Vollkommenheit und ästhetische Schönheit immer wieder Bewunderung hervorrufen. Besonders der Eisenschnitt verlangte großes handwerkliches Können und enormes künstlerisches Gestaltungsvermögen. Es war ein langwieriger und mühevoller Prozeß, die gewünschten figürlichen Muster durch Schneiden, Bohren, Feilen und Schleifen in das Eisen einzuarbeiten. Zu den berühmtesten Eisenschneidern des 16. Jahrhunderts gehörten die Torgauer Meister Franz und Paul. Ihre kostbaren, für den sächsischen Kurfürsten gefertigten Gefäße können im Historischen Museum zu Dresden bewundert werden.

Nur einmal noch kam im 20. Jahrhundert der Säbel massenhaft zum Einsatz, als in Sowjetrußland zur Abwehr und zur Zerschlagung der Streitkräfte der inneren und äußeren Konterrevolution erstmals in der Geschichte des modernen Krieges operative Kavallerieverbände, d.h. Reiterarmeen, aufgestellt wurden. Auch während des Großen Vaterländischen Krieges kämpften sowjetische Kavalleriekorps gegen die faschistischen Truppen.

Hieb- und Stichwaffen, außer dem Bajonett, haben heute für den bewaffneten Kampf keine Bedeutung mehr. Aber die Schnellfeuergewehre auch der letzten Jahre haben noch immer eine Vorrichtung für die Befestigung eines Bajonetts. Es ist eine typische Waffe für den Nahkampf, erfüllt jedoch auch eine repräsentative Funktion, wenn es bei Paraden oder Wachen auf den Karabiner gepflanzt wird. So geschieht der Aufmarsch vor dem Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus Unter den Linden in Berlin traditionell mit aufgepflanztem Bajonett. Offiziere paradieren mit gezogenem Säbel ebenso wie sie, dem Fahnenkommando zugeteilt, die Truppenfahne begleiten. Jeder Offizier der NVA ist mit einem Ehrendolch ausgestattet, der zu besonderen Anlässen angelegt wird.

Vereidigung junger Wehrpflichtiger der NVA

Renaissance der «Stratofestung»

Kurt Henze

Mit der geplanten Umrüstung der B-52 zum Träger von Flügelraketen will das Pentagon die Nutzungsdauer eines Instruments verlängern, das Möglichkeiten und Grenzen aggressiver Gewaltausübung verkörpert.

An der „Alarmlinie" des Luftwaffenstützpunkts Minot im USA-Bundesstaat Nord-Dakota stehen fünf Bomber vom Typ B-52 „Stratofestung". In ihren Schächten – Kernbomben (sogenannte Städtekiller). Die pechschwarzen Leitwerke ragen wie Haifischflossen in die Höhe. Neben diesen Kernwaffenträgern warten fünf Tankflugzeuge KC-135A „Stratotanker" auf den Einsatzbefehl. Bomber und Tanker bilden die Alarmgruppe des 5. Bombergeschwaders des Strategischen Luftkommandos („Strategic Air Command", abgekürzt SAC) der USA. Plötzlich ertönt, wie so oft auf Minot Air Base, das Alarmhorn. Die diensthabenden Besatzungen werden in besonderen Abholefahrzeugen zu ihren Maschinen gefahren. Spezielle Anlaßvorrichtungen zünden die Triebwerke im Schnellverfahren. Unterdessen schreiben die Piloten in den Cockpits eine Anzahl von Ziffern mit, die vom SAC-Stab übermittelt werden. Erst die Entschlüsselung der Zahlengruppen schafft Klarheit, ob es eine Übung ist oder der Ernstfall, der „Fall Rot" der NATO.

In diesem Fall ist es eine Übung. Nur kurze Zeit nach Auslösung des Alarms rollt die erste B-52 auf die Start- und Landebahn. Binnen drei Minuten folgen ihr die anderen Maschinen. Start. Schwerfällig heben sich die Flugzeuge in die Luft, dröhnen am Himmel über Minot. Stunden später wird in der Luft Treibstoff übernommen. Das komplizierte An- und Abkoppeln am Tankflugzeug wird trainiert, ehe sie Bomben- und Raketenangriffe simulieren. Vor dem Waffeneinsatz stürzen sie sich von 8000 Meter auf 250 Meter hinunter, rasen in dieser Höhe dem „Ziel" entgegen. Im „Ernstfall" wären es nur 60 Meter Abstand vom Boden, „unter dem Feind-Radar hinweg", wie es heißt.

Boeing-Hochzeit

Die Fähigkeit zu solch extremem Tiefflug erhielt die B-52 erst in jüngerer Zeit, nachdem die Flugzeugzelle verstärkt worden ist. Hinzugekommen sind neue elektronenoptische Navigationseinrichtungen sowie moderne Mittel der Funkgegenwirkung,



um die Luftabwehr des Verteidigers beeinträchtigen zu können. Obwohl diese „jüngsten" B-52 bereits seit Anfang der 60er Jahre im Dienst der strategischen Fliegerkräfte der USA stehen, soll die Nutzungsdauer dieses Waffensystems bis weit in die 80er Jahre hinein verlängert werden. Dazu hat das Pentagon, das amerikanische Kriegsministerium, eine umfassende Modernisierung dieser Angriffsstoßkraft angeordnet. Mit der Renaissance der B-52 erreicht das Streben des USA-Kapitals nach militärischer Überlegenheit eine weitere Stufe.

Die strategische Bomberflotte der USA, Mitte 1979 aus 376 B-52 und aus 66 Kampfflugzeugen des Typs FB-111A bestehend, soll bei einer imperialistischen Aggression die Schlagkraft der landgestützten interkontinentalen ballistischen Raketen des SAC und der kernkraftgetriebenen Raketen-U-Schiffe der USA Kriegsmarine ergänzen. Doch Kern dieses Modernisierungsprogramms wird die Umrüstung von insgesamt 120 B-52 zu Trägern für Flügelraketen „Cruise missile" sein, deren historisches Musterbild die V-1 der faschistischen deutschen Wehrmacht ist. In großer Entfernung vom Ziel gestartet und vom „Mutterschiff" ferngelenkt, sollen die Flügelgeschosse ihr Zerstörungswerk verrichten. „B-52 plus ‚Cruise missile' sollen zu einem integrierten strategischen Waffenkomplex zusammenwachsen", so ließ die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" am 26. Juni 1978 über den Anteil dieser Waffe an der im „Langzeitprogramm" von 1978 bis 1993 festgelegten bisher umfassendsten und kostspieligsten Wettrüstungsphase der NATO verlauten.

In den Chefetagen des Boeing-Konzerns in Seattle herrscht Zufriedenheit; denn nach den enormen Gewinnen, die aus der Produktion von 744 Exemplaren der B-52 bis 1978 geschlagen werden konnten – und noch immer laufen Maschinen vom Band –, winkt neuer Maximalprofit: Boeing entwickelt und produziert die „Cruise missile" in verschiedenen Versionen. Jede B-52 soll einmal insgesamt zwanzig Flügelgeschosse mit sich führen können, davon acht „überschwere" im Bombenschacht und zwölf kleinere an Außenstationen. „Es ist vorgesehen", so wußte die bereits zitierte „Frankfurter Allgemeine Zeitung" zu berichten, „den Geschwadern des Strategischen Luftkommandos 1000 der überschweren ALCM (Abkürzung für „Air launched cruise missile" – in der Luft zu startende Flügelrakete – K. H.) zuzuteilen. Da jede ‚Cruise missile' eine Million Dollar kosten wird, bedeutet das einschließlich des Zubehörs eine strategische Reservebildung im Wert von drei Milliarden Dollar. Die ersten B-52 könnten 1982 mit dieser ‚Cruise missile'-Generation ausgerüstet sein. Sie könnten Tausende von Kilotonnen atomaren Kampfstoffes gegen den Feind tragen." – Ein Selbstzeugnis dafür, wie die dem Imperialismus eigene Gier nach Maximalprofit objektiv Expansionsdrang und Aggressivität einschließt. Die hochprofitable Boeing-Hochzeit von B-52 und „Cruise missile" findet im Auftrag von Wallstreet, der nach ihrem

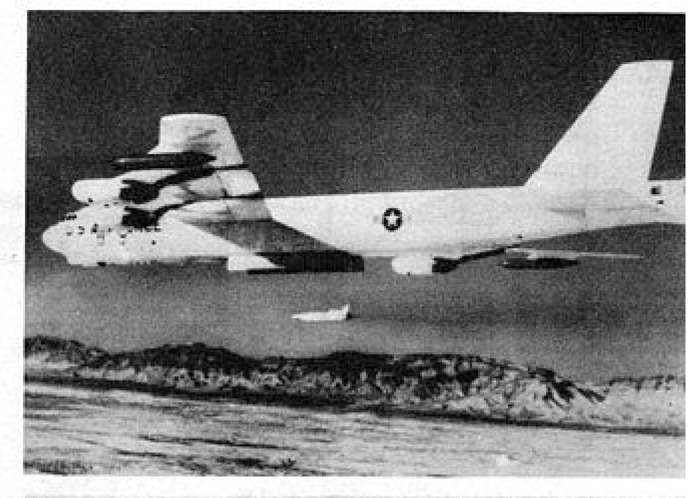
Besatzung einer B-52 beim Alarmstart. Ihr sind Ziele in den Ländern der sozialistischen Gemeinschaft zugewiesen

Sitz in dieser New Yorker Straße benannten Zentrale des USA-Finanzkapitals, statt.

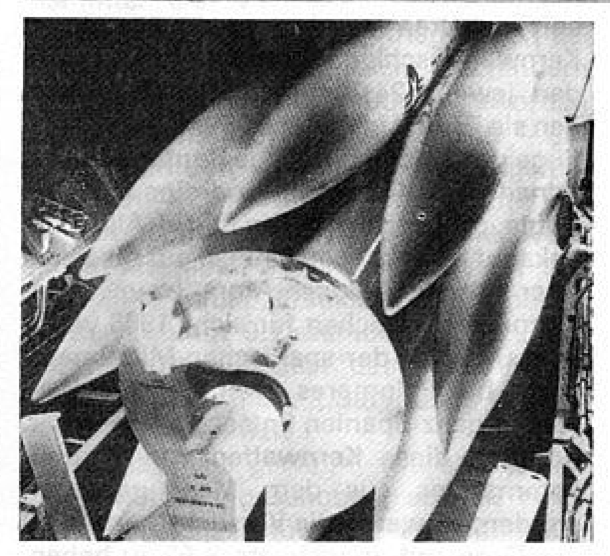
Aggressionsbiographie

Die Firma Boeing gehört mit den Konzernen General Dynamics, North American Rockwell, McDonnell Douglas und United Aircraft zu den sechs Giganten der Luftfahrt- und Luftrüstungsindustrie der USA. Hinter ihnen stehen Großbanken wie die First National Bank, die zweitgrößte der imperialistischen Welt, sowie solche Vertreter der Finanzoligarchie wie die Rockefellergruppe.

Mit der „Ehe" von B-52 und „Cruise missile" streben Wallstreets Generale die „Leistungssteigerung" ihrer strategischen Fliegerkräfte an, deren bekanntestes und berüchtigtstes Waffensystem die B-52 ist. Seit ihrer Einführung in das Strategische Luftkommando der USA, die im Jahre 1955 begann, verkörpert diese Maschine auf spezifische Weise die vom Imperialismus betriebene Politik der Stärke und deren Grenzen. In ihrer Ende 1978 herausgegebenen Studie „Gewalt ohne Krieg" haben die amerikanischen Wissenschaftler Harry Blechman und Stephen Kaplan errechnet, daß die USA seit 1948 im Durchschnitt 7,2mal jährlich militärische Stärke demonstrierten, um politische Ziele zu erreichen. Zu den Machtdemonstrationen zählen „Drohungen bewaffneter Interventionen ebenso wie nuklearer Alarm". Als markante Beispiele erwähnen die beiden Wissenschaftler die USA-Invasion in Libanon 1958, die „Kuba-Krise" 1962 und den Nahostkrieg von 1973. Über das entsprechende Methodeninventar berichtete das BRD-Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" am 1. Januar 1979: „Um Gewalt ohne Krieg auszuüben, verfügt Washington über ein







Probestart einer Flügelrakete von einer „Stratofestung"

Soll im Fall einer NATO-Aggression in Mitteleuropa Bombenteppiche werfen: B-52 H der 410. Staffel des Strategischen Luftkommandos auf dem britischen Luftstützpunkt Marham

Luft-Boden-Raketen mit nuklearem Sprengkopf (SRAM) im Bombenschacht eines B-52-Bombers



reichhaltiges Arsenal abgestufter Drohungen. Zunächst wird die Luftwaffe mobilisiert, bis hin zur Verlegung strategischer Bomber in die Nähe des gegnerischen Staates. Dann setzt Washington die Marine ein und schließlich Bodentruppen."
Immer wenn die Lunte eines Krieges gezündet wurde, waren B-52 an vorderster Stelle dabei! Am 1. Oktober 1958 hat das Pentagon eine Form der Alarmbereitschaft für das Strategische Luftkommando eingeführt, nach der ein Teil der Bomber, mit Kernwaffen bestückt, ständig in der Luft gehalten wurde, um überraschend Kernwaffenschläge führen zu können. Bei den jeweils 24stündigen Einsätzen wurden sie in der Luft getankt. Für diese Alarmflüge gab es drei nördliche Routen (Alaska, Kanada und Grönland) und eine südliche Route, die bis zum Balkan führte. Allein die bekannt gewordenen Unfälle auf diesen in ihrer Art beispiellosen Atom- bzw. Todespatrouillen sprechen für sich: 1966 verlor eine B-52 vor der spanischen Mittelmeerküste bei Palomares zwei Kernbomben, was in ganz Spanien Entsetzen hervorrief. Konnten diese Kernwaffen von Spezialkommandos aus dem Meer geborgen werden, so waren die Versuche, eine 1968 vor Grönland abgestürzte B-52 zu heben, erfolglos. Beim Anflug auf den USA-Luftstützpunkt Thule war diese Maschine aufs Meereseis gestürzt, wobei mehrere Bomben geborsten und andere verschwunden sind. Auch über den USA haben B-52 Bomben „verloren".

Vietnamverbrechen

Über allen vom USA-Imperialismus angezettelten Kriegen und Konflikten lag seit Ende der 50er Jahre der charakteristische Schatten der B-52. So war es 1958, als USA-Marineinfanterie in Libanon landete. 1962 waren B-52 neben Einheiten der Kriegsmarine im wahrsten Sinn des Wortes Träger der „Kubakrise", wobei, wenn auch vergeblich, der erste sozialistische Staat Amerikas liquidiert werden sollte. Ein Jahr zuvor waren die strategischen Fliegergeschwader beim sogenannten Berlin-Alarm des Pentagon in Gefechtsbereitschaft versetzt worden, um der Bundeswehr bei ihrem geplanten „Marsch durchs Brandenburger Tor", also bei der beabsichtigten Annexion der DDR in die BRD, Schützenhilfe zu leisten.
Das schmutzigste Kapitel der B-52-Geschichte verfaßte der USA-Imperialismus

Vietnams Volk nannte sie den „schwarzen Tod". Während der Aggression gegen Vietnam starteten B-52-Bomber mit ihrem charakteristischen schwarzen Tarnanstrich auch vom USA-Stützpunkt Utapao in Thailand

während seiner Aggression gegen Vietnam, die nach offizieller Darstellung des Pentagon im Dezember 1961 begann. Einer von der französischen Nachrichtenagentur AFP am 29. April 1975 veröffentlichten Meldung zufolge hat die amerikanische Luftwaffe „während des Indochinakriegs 7 Millionen 600 000 Tonnen Bomben auf Nord- und Südvietnam, Laos und Kambodscha abgeworfen. Das heißt, das Dreieinhalbfache des gesamten amerikanischen und alliierten Einsatzes während des zweiten Weltkrieges". Auf vietnamesischer Erde hinterließ dieser Bombenregen über 28 Millionen Krater. Aneinandergereiht ergäben sie einen tiefen Graben von über 50 000 Kilometer Länge — ein Gürtel der Vernichtung, dessen Länge die des Erdumfangs um ein Viertel übertrifft. Ein in der Geschichte beispielloser Bombenterror, bei dem Millionen Menschen getötet oder verwundet worden sind. Dieses Kriegsverbrechen erfüllte die Tatbestände des Völkermords (Genozid) und der Vernichtung der Umwelt eines Volkes (Ökozid).

„Sättigungsbombardierung"

Welchen Anteil die B-52 daran hatten, ist der Bundeswehrzeitschrift „Truppenpraxis", Ausgabe 11/1978, zu entnehmen: „Rund die Hälfte aller in Südostasien abgeworfenen Munition stammte aus den Bombenschächten der B-52 ... Um die gleiche Wirkung wie eine B-52 zu erzielen, wären rund zwanzig Jagdbomber der F-4-Klasse („Phantom") nötig gewesen ... Die Bomber waren rechtzeitig auf konventionellen Waffenabwurf umgerüstet worden. Rund einhundert 500-Pfund-Bomben wurden pro Flugzeug getragen. Die Taktik war ausgearbeitet. Jeweils drei Bomber flogen in einer ‚Welle' im engen Verband zusammen und lösten ihre Last in Flughöhen zwischen 3000 bis 10 000 m gemeinsam aus. Die Bomben fielen in ein Zielrechteck (Target Box) von etwa 1 km mal 3 km Größe. Die Wirkung im Ziel konnte durch mehrere aufeinanderfolgende Wellen gesteigert werden. Mit keinem anderen Waffensystem konnte so viel Feuerkraft auf einen beliebigen Punkt in Südostasien gelegt werden."

Diese Taktik für das Anlegen eines „Bombenteppichs", die bereits von der faschistischen deutschen Luftwaffe bei der Niederbombung des demokratischen Spanien in den Jahren 1936 bis 1939 angewandt worden war, heißt in der NATO-Aggressionspraxis zynisch „Sättigungsbombardierung".

Barbarenmoral

Begonnen wurde damit am 18. Juni 1965, als 50 B-52 der auf Guam stationierten 3. Fliegerdivision erstmalig Angriffe gegen Ziele nahe Saigon, dem heutigen Ho-chi-Minh-Stadt, flogen. Aber auch diese barbarischen Methoden der Kriegführung konnten die Niederlage des amerikanischen Imperialismus im Krieg gegen das vietnamesische Volk nicht verhindern. Doch es ist erneut deutlich geworden, wozu imperialistische Söldner-Elite — und dazu gehören die B-52-Besatzungen — fähig ist. Welche Barbarenmoral unter den Pilotenhelmen wuchert, ist beispielsweise einem Bomben-Bericht von Oberst d. R. Weinstein in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 9. Dezember 1972 zu entnehmen, der als „Gast" der 3. USA-Fliegerdivision an einem „Sättigungs"-Einsatz teilgenommen hat:

„Die Maschine gewinnt, von acht jaulenden Motoren geschoben, schnell Höhe. Nach zwanzig Minuten stellt der Flugzeug-

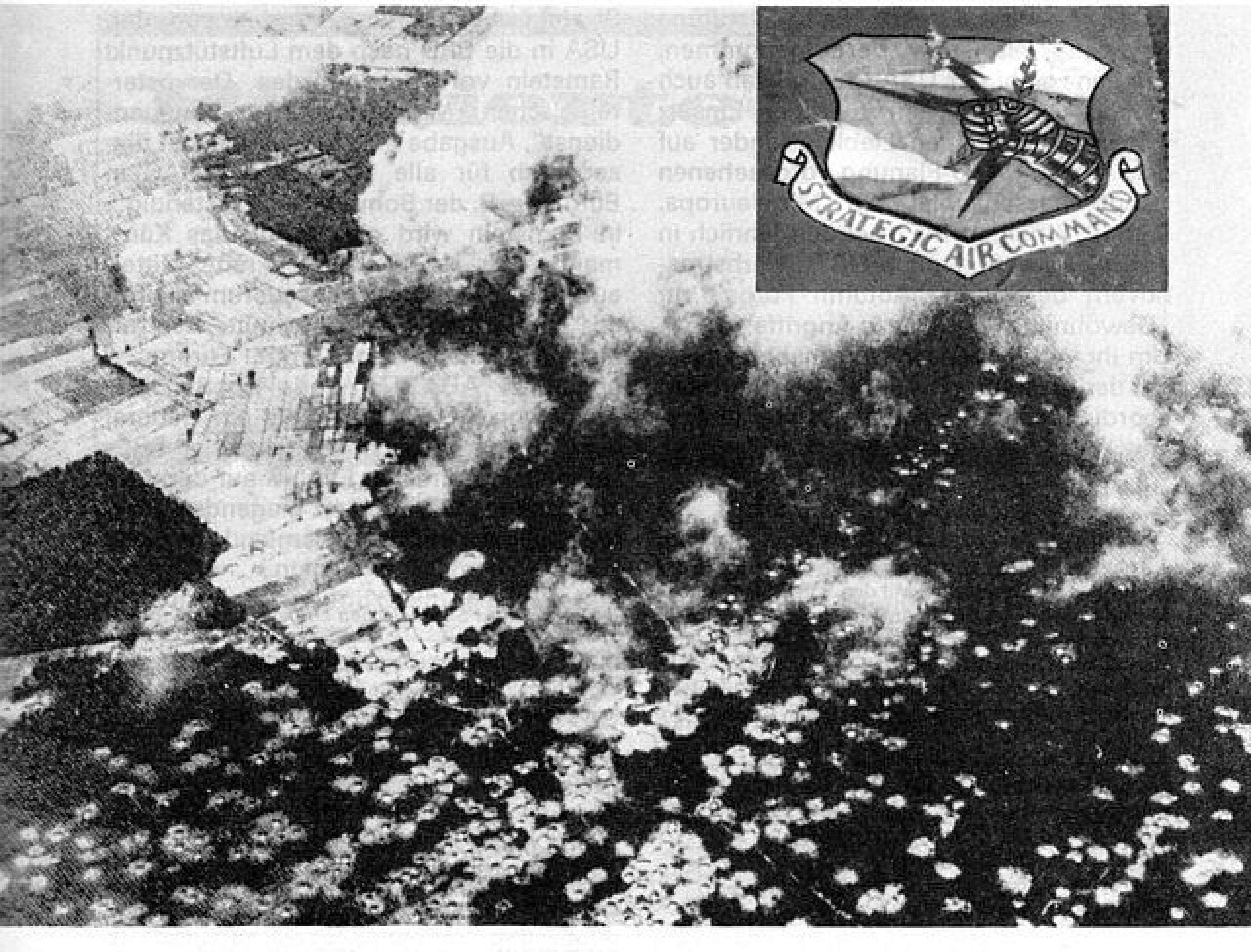


führer den ‚automatischen Piloten' ein. Er selbst liest einen Kriminalroman. Der Oberstleutnant neben ihm blättert in der Armeezeitung. Die anderen trinken Kaffee ... Sieben Stunden, nachdem sie Guam verlassen haben, sind die drei B-52 über Vietnam ... Schließlich fallen die Bomben. Ein Knopf ist zu drücken, wenn der Befehl ergeht ... Während oben die Routine wieder beginnt, zerstäubt unten das ‚Ziel' in den Explosionen. Die Crew kocht inzwischen in der Bordküche das Essen.
Keine Bomberbesatzung kennt ihr Ziel mit Namen. Sie wird auf Planquadrate angesetzt und auf den Feind. Die Piloten und ihre Crews greifen in ihrem Bewußtsein also weder Städte noch Menschen an. Sie zerbomben mit Codezeichen versehene Objekte des anonymen Gegners. Mit dieser Philosophie kommen die meisten aus."
So einfach ist das also. Auf diese barbarische Philosophie ist auch die Namensgebung für jene Operation im Jahre 1968 zurückzuführen, mit der in ihrem Stützpunkt Khe Sanh im zentralvietnamesischen Hochland eingekesselte USA-Aggressionstruppen freigebombt werden sollten: „Niagara". Das dichte Feuer der Artillerie und die Bombenteppiche, gelegt von den B-52, wurden mit den Niagarafällen verglichen. Erst später ist bekannt geworden, daß das Pentagon im Fall „Niagara" auch den Einsatz von Kernwaffen vorgesehen hatte. Dafür sind ja die B-52 in der Hauptsache ausgelegt.

Ihr Bombenregen konnte die Niederlage des USA-Imperialismus nicht verhindern: B-52 beim vergeblichen Versuch, Vietnam „in die Steinzeit zurückzubomben", wie Luftwaffengeneral LeMay drohte

Hanoi-Schock

Vom 16. April 1972 an dehnte die B-52-Flotte ihre Terroreinsätze gegen die Hafenstadt Haiphong und später gegen die vietnamesische Hauptstadt Hanoi aus. Zuvor waren die Maschinen mit komplexen Mitteln der funkelektronischen Kriegführung ausgerüstet worden, um besser vor Boden-Luft-Raketen geschützt zu sein. Doch bereits bei der „Weihnachtsoffensive" gegen Hanoi im Dezember 1972 wurde offenbar, daß moderne Waffensysteme allein keine militärischen Erfolge bewirken. Der „schwarze Tod", wie die Vietnamesen die B-52 auf Grund des schwarzen Tarnanstrichs nannten, erntete Schmach und Schande. In der gewohnten Taktik angreifend, mußten die Aggressoren Totalausfälle ganzer Wellen hinnehmen. „Der Mythos der Stratofestun-



gen versinkt", gestand danach die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" am 5. Januar 1973 ein. Sie waren der „größten Flak-Barriere der Kriegsgeschichte", die sie über Hanoi erwartete, nicht gewachsen gewesen. Das habe „den Fliegern des Strategischen Luftkommandos einen Schock versetzt". Einige Besatzungen hätten sogar in „Erholungsurlaub" geschickt werden müssen. Interessant, wie Aggressoren, die ihrer Drohung zufolge Vietnam „in die Steinzeit zurückbombardieren wollten", auf eine ihnen überlegene Verteidigungskraft reagierten!

B-52-Stempel auf vietnamesischer Erde: Diese Vernichtung der menschlichen Umwelt wird von der Bundeswehrzeitschrift „Truppenpraxis", der wir dieses Foto entnahmen, zynisch als „Sättigungsbombardierung" bezeichnet

Inzwischen scheint allerdings der Vietnam-Schock vergessen, auch bei denen, die ihn beschrieben haben. So will die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" in ihrer Ausgabe vom 26. Juni 1978 in der B-52 nach wie vor ein „überzeugendes Flugzeug" sehen. Auch das Einsatzspektrum der „Stratofestungen" wird erweitert.

Ramsteiner Stabsplanungen

Erstens haben diese Maschinen unter dem Deckmantel der „Ozeanüberwachung"

ihre provokatorischen Patrouillenflüge über dem Weltmeer wieder aufgenommen. Zweitens sieht der USA-Generalstab auch Möglichkeiten für den künftigen Einsatz seiner achtstrahligen Lieblingskinder auf dem in der NATO-Planung vorgesehenen Hauptkriegsschauplatz in Mitteleuropa. Seit 1977 fliegen B-52 bei den jährlich in der BRD stattfindenden NATO-Herbstmanövern der Serie „Autumn Forge" zur „Gewöhnung" simulierte Angriffe.
Um ihr verbrecherisches Vorhaben besser mit den westeuropäischen NATO-Partnern koordinieren zu können, ist vor einiger Zeit der Stab der 7. Fliegerdivision des Strategischen Luftkommandos von den USA in die BRD nach dem Luftstützpunkt Ramstein vorverlegt worden. Der österreichischen Militärzeitschrift „Truppendienst", Ausgabe 6/1978, zufolge „ist dieser Stab für alle Einsätze des SAC in Europa, z. B. der Bomber B-52, zuständig". In Ramstein wird gleichzeitig das Kommando der NATO-Luftstreitkräfte Mitteleuropa unterhalten, die wiederum ein Teil des NATO-Kommandoabschnitts Zentraleuropa („Allied Forces Central Europe" – abgekürzt AFCENT) sind. Oberbefehlshaber von AFCENT ist stets ein General der Bundeswehr. Dadurch hat der BRD-Generalstab direkten Einfluß auf den Einsatz des mörderischsten fliegenden Waffensystems des Imperialismus.

Die B-52 „Stratofortress"...

... hat eine lange, von aggressiven Handlungen gekennzeichnete Geschichte. Mit den Entwicklungsarbeiten ist im Jahre 1946 begonnen worden. Der Prototyp flog erstmals am 15. April 1952. Mit der Indienststellung wurde 1955 begonnen. Als Träger von Kernbomben ausgelegt, erhielten die B-52 im Jahre 1959 weitere Einsatzmöglichkeiten als strategische Lenkwaffenträger.

Kosten je Maschine: 8 Millionen Dollar;
Besatzung: 6 Mann;
Triebwerke: 8 ZTL (Zweistrom-Turbinen-Luftstrahltriebwerk)
vom Typ Pratt & Whitney TF 33P-3;
Spannweite: 56,4 m;
Länge: 47,6 m;
Höhe: 12,6 m;
Rüstmasse: 111 350 kg;
Startmasse: 221 350 kg;
Höchstgeschwindigkeit: 1 050 km/h in 4 000 m Höhe;
Gipfelhöhe: 16 000 bis 18 000 m;
Bewaffnung: 4 20-mm-Bordkanonen, bis 20 Luft-Boden-Angriffsraketen geringer Reichweite (SRAM) mit Kernsprengkopf von je 200 kt, geplant: 20 „Cruise missile" verschiedener Versionen, Bombenzuladung: maximal 100 konventionelle Bomben gleich 25 000 kg oder mehrere Kernbomben;
Produktionsumfang: 744 Exemplare;
Versionen: Sie umfassen Typengruppen von B-52A bis B-52G/H, wobei die Gruppen A bis C nicht mehr im Truppendienst stehen. G/H ist die modernste und als Träger von „Cruise missiles" vorgesehene Version der B-52.

B-52 – Teil des Strategischen Luftkommandos (SAC)

Dieses Kommando ist eine Führungszentrale der strategischen Streitkräfte der USA. Ihm unterstehen die landgestützten strategischen Raketen vom Typ „Titan" und „Minuteman" und die strategischen Fliegerkräfte. Die sogenannte nukleare Triade der USA wird von den kernkraftgetriebenen Raketen-U-Schiffen der Kriegsmarine komplettiert. Die „Titan"- und „Minuteman"-Raketen bilden die bedeutendste Komponente dieser „Triade".
Nach NATO-Angaben bestanden die Fernfliegerkräfte des SAC Mitte 1978 aus

241 B-52G/H, gegliedert in 15 Geschwader;
75 B-52D, gegliedert in 5 Geschwader;
50 B-52D/F zur Schulung;
125 B-52D/F als Reserve und
60 FB-111A, gegliedert in 4 Geschwader.
Die obere Führungsebene der Geschwader ist die Division. Das SAC verfügt über 70 Auslandsstützpunkte. Der größte Stützpunkt befindet sich auf Guam, von wo aus in den Jahren 1965 bis 1972 die meisten B-52-Einsätze gegen Vietnam geflogen worden sind. Der Stab der 7. Fliegerdivision (7th AirDiv) des Strategischen Luftkommandos arbeitet in Ramstein (BRD). Dem Magazin „U.S. News & World Report" vom 10. Oktober 1977 zufolge ist das SAC derzeit mit 127 000 Mann „kampfstärker" als vor 15 Jahren bei doppelter Personalstärke. Drohend kennzeichnet das Blatt das SAC als „fast furchterregend kriegsbereit".

Pioniertechnik

Oberstleutnant Kurt Erhart

Eine besondere Gattung der vielseitigen Pioniertechnik sind die Erdbearbeitungsmaschinen. Entsprechend ihrer Verwendung im Straßen- und Stellungsbau unterteilt man sie in zwei Gruppen: in Straßenbau- und Stellungsbaumaschinen. Letztere werden hauptsächlich zum Anlegen von Schützen- und Verbindungsgräben oder zum Ausheben von Baugruben für Unterstände verschiedener Art verwendet. Außerdem setzt man sie zum Bau von Deckungen und Stellungen für Kampftechnik, Transportmittel und materielle Güter ein.

Straßenbaumaschinen werden gebraucht, um Marschstraßen für Räder- und Kettenfahrzeuge anzulegen und instand zu halten. Hierzu zählen zum Beispiel Straßen und Kolonnenwege für das Manöver der Truppen, für den Nachschub und für die Evakuierung.

Erdbearbeitungsmaschinen mechanisieren die für die Verteidigung, während der Vorbereitung eines Angriffs und im Verlauf von Angriffshandlungen notwendigen Pionierarbeiten wesentlich. Weil das hohe Tempo der Gefechtshandlungen besondere Leistungen und eine entsprechende Manövrierfähigkeit auch von dieser Technik verlangt, sind die meisten Erdbearbeitungsmaschinen speziell für den militärischen Einsatz konstruiert worden. Aber auch Maschinen aus der Volkswirtschaft eignen sich in bestimmtem Maße für diese Arbeiten.

Zu den rein militärischen Erdbearbeitungsmaschinen gehören zum Beispiel der Autobagger *E-305 W,* die Straßenbaumaschinen *PKT* und *BAT-M,* die Grubenaushubmaschine *MDK-2 M,* der Grabenbagger *BTM-3* und die Universalpioniermaschine *DOK-M.* Sie sind, außer der *DOK,* sowjetische Konstruktionen.

Autobagger sind ihrer Verwendung nach meist Universalbagger. Auch als Umbaubagger bezeichnet, bestehen sie aus einem Grundbagger und einer Hoch- und Tieflöffel-, Greifer-, Zugschaufel- und Kranausrüstung. All diese Teile sind miteinander auswechselbar.

Der bei den Pioniertruppen der NVA verwendete sowjetische *Autobagger E-305 W* (Bild 1) ist auf dem Fahrgestell des schweren geländegängigen LKW *KrAZ* aufgebaut. Mit dem Normalausleger oder einem speziellen Gitterausleger mit Hakenflasche kann der Bagger zum Kran umfunktioniert werden. Diese Umrüstung ist relativ einfach, braucht wenig Zeit und keine zusätzlichen Hilfskräfte.



1



2



3

Zu den Straßenbaumaschinen gehören die Planierraupen *BAT, BAT-M,* die Straßenbaumaschine *PKT* u. a. Sie dienen nicht nur der Mechanisierung der Pionierarbeiten beim Anlegen von Kolonnenwegen und Marschstraßen, sondern können auch zum Ausheben von Gruben, zum Anlegen von An- und Abfahrten an Brücken und Übersetzstellen, an Schluchten, Gräben und anderen Hindernissen eingesetzt werden.

Die Planierraupe *BAT-M* (Bild 4) hat eine Hilfskranausrüstung, die Lasten bis zu 2,0 Mp hebt. Ihr Arbeitsgerät wird in der Transportlage auf die Ladefläche abgekippt. Die hydraulische Steuerung des Arbeitsgeräts ermöglicht es, die Dicke der abzuhebenden Erdschicht zu regulieren. Im Winter kann eine bis 30 cm tief gefrorene Bodenschicht abgehoben werden.

Die Straßenbaumaschine *PKT* (Bild 5) kann in einer Stunde bis 0,3 km Fahrbahn profilieren oder bis 6 km Kolonnenweg in mittlerem durchschnittenem Gelände anlegen. Beim Ausheben von Gruben und bei der Bodenbewegung bringt sie eine Leistung bis zu 120 m^3 in der Stunde. Basisfahrzeug ist der LKW *MAZ-538.* Mit einer höheren Marschgeschwindigkeit als die *BAT-M* eignet sich die *PKT* vor allem für die Sicherstellung der Bewegung der Truppen.

Die Universalpioniermaschine *DOK-M* (Bild 6) ist ein Radplanierer tschechoslowakischer Konstruktion und gehört zur Kategorie der Flachbagger. Mit Planierschild wird sie wie ein Bulldozer und mit Ladeschaufel wie ein Schwenkschaufellader verwendet. Mit der *DOK* können Straßen und Kolonnenwege angelegt, instand gehalten und geräumt, Trümmer und Hindernisse beseitigt, Gräben und Gruben ausgehoben, Schüttgüter ver- und entladen, Schnee beseitigt, Fahrzeuge geborgen, Lasten gehoben, Brennschneid-

arbeiten und andere Arbeiten ausgeführt werden. Die Arbeitsorgane der Maschine sind die Universalschaufel, die Planiereinrichtung und die Winde. Das Fahrgestell besteht aus zwei gelenkig miteinander verbundenen Rahmenteilen, die sich zur Fahrzeuglängsachse drehen und einschlagen lassen, so daß die vier Räder auch in schwierigem Gelände ständig Bodenkontakt haben. Der Wenderadius beträgt nur 5,2 m. Bei dem dieselelektrischen Antrieb der *DOK* treibt ein luftgekühlter Viertakt-Diesel-V-Motor mit 12 Zylindern und 187,552 kW (255 PS) Leistung bei 1800 U/min einen Generator und eine Gruppe von Hydraulikpumpen an. Der Generator speist die Elektrofahrmotoren in den vier Rädern und einen Elektromotor für die Winde. Er ist außerdem Stromquelle für Schweiß- und Metallschneidearbeiten.

Das Baggerwerk des *E-305 W* wird von einem auf dem Basisfahrzeug gesondert installierten Viertakt-Dieselmotor mit einer Nennleistung von 34,304 kW (48 PS) angetrieben. Das Baggerwerk ist auf dem Fahrzeugrahmen aufgebaut. Alle anderen Bauteile entsprechen denen des LKW *KrAZ 255 B*. Die Maschine kann in mitt-



4



5



6

Planierraupe BAT-M

Masse	27 500 kg
Länge (in Transportlage)	7 050 mm
Breite (in Transportlage)	4 500 mm
Höhe (in Transportlage)	3 750 mm
Marschgeschwindigkeit	20...22 km/h
Leistung:	
– Anlegen von Kolonnenwegen in durchschnittenem Gelände	1,5...10 km/h
– Ausheben einer 10 cm dicken Erdschicht	4...5 km/h
– Räumen einer 1,0 m dicken Schneedecke	8...10 km/h
– Anlegen von Übergängen, Deckungen, Anfahrten; Ausschieben von großen Gruben	150...450 m³/h

Grabenbagger BTM

Masse	26 000 kg
Länge (in Marschlage)	7 350 mm
Breite (in Marschlage)	3 200 mm
Höhe (in Marschlage)	4 300 mm
Marschgeschwindigkeit	18...24 km/h
Arbeitsgeschwindigkeit:	
im 1. Gang	265 m/h
im 2. Gang	570 m/h
im 3. Gang	800 m/h
im 4. Gang	1 120 m/h

Grubenaushubmaschine MDK-2M

Masse	28 000 kg
Länge (in Marschlage)	8 000 mm
Breite (in Marschlage)	3 400 mm
Höhe (in Marschlage)	3 950 mm
Marschgeschwindigkeit	
im Gelände	15...18 km/h
auf der Straße	20...25 km/h
Arbeitsgeschwindigkeit	387 m/h
Leistung:	
– Erdstoffklasse I und II	250...300 m³/h
– Erdstoffklasse III und IV	120...150 m³/h
– mit Planiereinrichtung	60...80 m³/h

Universalpioniermaschine DOK

Gesamtmasse	
mit Universalschaufel	27 500 kg
max. Anhängelast	
auf Straße	637 kN (65 Mp)
im Gelände	343 kN (35 Mp)
Länge mit Universalschaufel	10 530 mm
Breite	3 150 mm
Höhe	3 150 mm
Wenderadius	5 200 mm
Marschgeschwindigkeiten	
im Gelände	20 km/h
auf Straße	30 km/h
Arbeitsleistung beim Ausheben von Gruben mit Universalschaufel	
– Erdstoffklasse I und II	150 (130) m³
– Erdstoffklasse III	85 (75) m³

Autobagger E-305 W

Masse	17 500 kg
Länge mit Tieflöffel	10 250 mm
Breite	2 680 mm
Höhe in Marschlage	
– mit Tieflöffel	4 230 mm
– mit Hochlöffel	4 100 mm
Fassungsvermögen des Baggerlöffels	0,3 m³
Leistung:	
– mit Tieflöffel	40 m³/h
– mit Hochlöffel	45 m³/h

Straßenbaumaschine PKT

Masse	19 843 kg
Länge	8 150 mm
Breite	3 300 mm
Höhe	3 140 mm
max. Geschwindigkeit	45 km/h
Leistung:	
– Bau von Kolonnenwegen	5...6 km/h
– Herstellen von Gassen in Gebüsch	3...7 km/h
– Zuschieben von Trichtern	100...120 m³/h
– Bodenabtrag 10 cm tief und 3 m breit	3...7 km/h

leren Böden bis 45 m^3 Erdstoff je Stunde ausbaggern.

Der *Grabenbagger BTM-3* (Bild 2) dient zum Ausheben von Schützen- und Verbindungsgräben. Er ist eine verbesserte Variante der sowjetischen Grabenbagger der Typenreihe *BTM*. Aufgebaut auf dem Basisfahrzeug *ATT*, hat der Grabenbagger *BTM-3* geringere Außenabmessungen in der Transportlage als seine Vorgänger. Das Baggerwerk besteht aus Kettengitterlöffeln. Während des Baggervorgangs wird das ausgehobene Erdreich beidseitig des Grabens ausgeworfen.

Mit dem Grabenbagger können beliebig verlaufende Gräben ausgehoben werden. Das Arbeitsergebnis hängt jedoch vom fachgerechten Einsatz ab. Es ist beispielsweise zweckmäßig, die Gräben so auszuheben, daß der Mindestradius der Grabenkrümmung 25 m beträgt. In mittleren Böden können so in einer Stunde bis zu 350 m lange und 1,5 m tiefe Schützengräben angelegt werden. Bei einem zickzack- oder stufenförmigen Grabenverlauf verringert sich die Leistung um etwa 50 bis 60 Prozent, weil dann viel Zeit zum Heben und Senken des Schaufelrades verlorengeht.

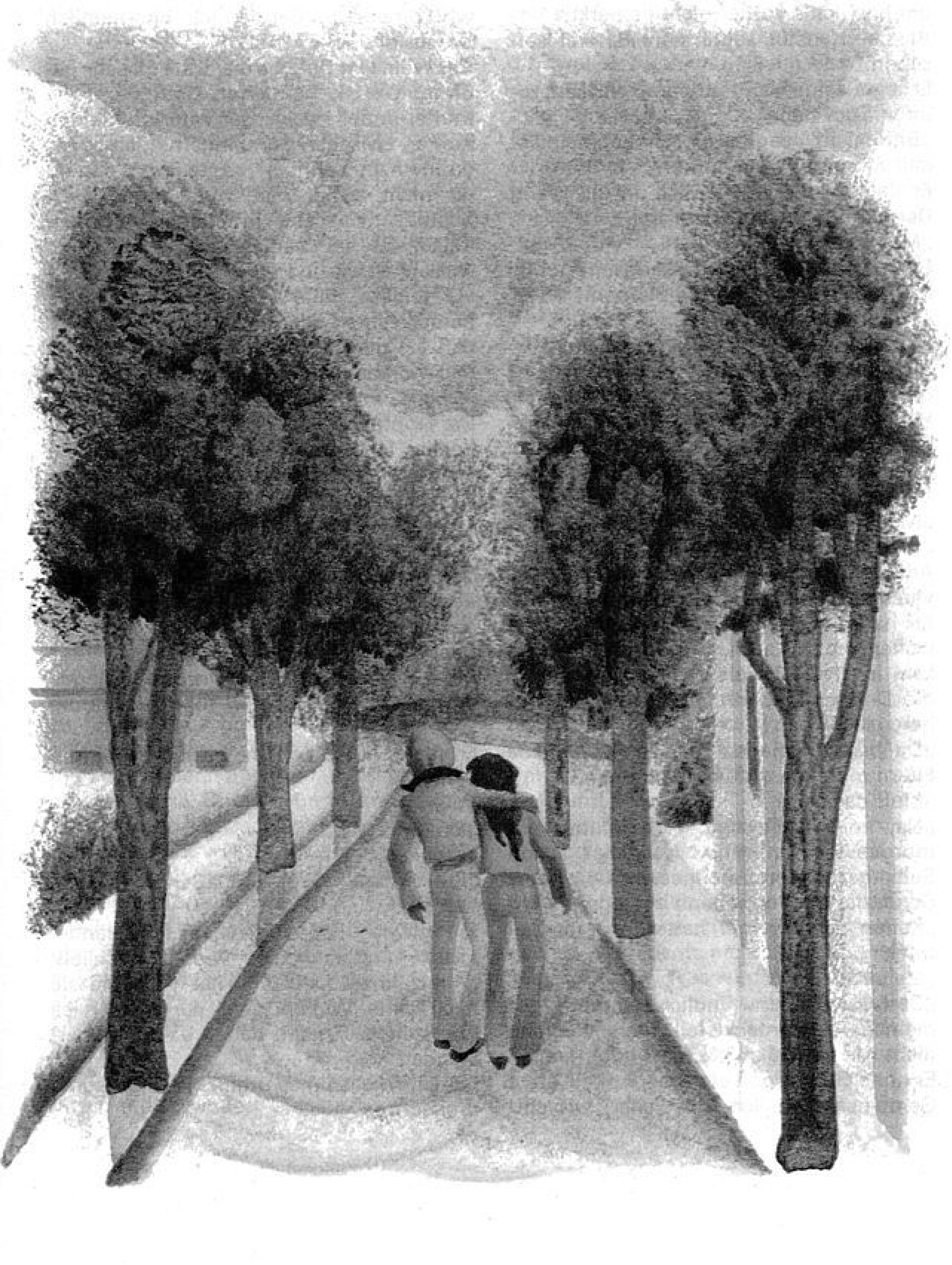
Zum Ausheben von Panzergräben, Dekkungen, Stellungen und Gruben für Unterstände ist bei den Pioniertruppen die Grubenaushubmaschine *MDK-2* (Bild 3) im Einsatz. Dieses Gerät besteht aus dem Basisfahrzeug *ATT* und der Erdfräse mit Schleuderwerk als Hauptarbeitseinrichtung. Mit dem Planierschild als Zusatzausrüstung können Ein- und Ausfahrten sowie die Grubensohlen geebnet werden Die *MDK-2* baggert den Boden schichtweise ab und wirft ihn über das Schleuderwerk seitwärts aus.

Mit der *MDK-2* können Gruben mit einer oberen Breite von 4 m, einer Sohlenbreite von 3,5 m und einer Tiefe von 1,5 bis 4,5 m bei unbeschränkter Grubenlänge ausgehoben werden. Die Arbeitsleistung beträgt in mittleren Böden bis 300 m^3 Erdstoff je Stunde.

Urlaub für Suchy

Stefan Schoblocher

Der Soldat schob Tasche, Mütze und Koppel in die Gepäckablage, setzte sich auf den Fensterplatz, rückte seinen Kopf nah an die Scheibe und blickte hinaus. Zweieinhalb Stunden hin, zweieinhalb zurück, dachte er. Bleiben fünfundzwanzig Stunden. Das ist nicht viel, aber es muß reichen. Ein Glück, das Zoeller mich überhaupt fahren läßt. Ein anderer hätte es wohl abgelehnt.
„Weshalb?" hatte der Leutnant gefragt.
„Es geht um was Wichtiges."
„Worum?"
„Um mein Mädchen."
„Das ist kein Grund, Genosse Suchy."
„Es hängt sehr viel davon ab. Hier ist der Brief. Wollen Sie ihn lesen?"
Der Leutnant nahm den Bogen, deutete auf einen Stuhl. Suchy setzte sich. Das wird wirken, dachte er. Wenn etwas wirkt, dann das: „Ich fühle mich allein. Mit Vater kann ich nicht reden. Du weißt ja, warum. Auch Mutter hat sich verändert. Sie steht zwischen mir und Vater. Einerseits möchte sie keinen Streit, andererseits versucht sie, uns zu helfen. Sie hat alle Deine Briefe abgefangen und mir heimlich gegeben. Es sei besser, wenn Vater nichts merkt, meint sie. Ich habe deshalb ein Postfach gemietet. Die Nummer findest Du im Absender. So sieht es also aus. Es gibt keinen Lichtblick, und ich frage mich, wie es weitergehen soll. Drei Wochen sind erst vergangen, seit Du fort bist. Sie sind eine winzige Spanne gegen die drei Jahre. Sie sind fast nichts. Wenn ich dran denke, wird mir schwindlig. Immer mehr glaube ich, daß wir's nicht schaffen werden, daß wir uns sinnlos quälen. Vielleicht wär's besser, wenn wir uns trennen. Es wäre ehrlicher."
„Sie haben das Mädchen gern?" fragte Zoeller.
„Ja."
„Trotzdem?" Er tippte mit dem Finger auf den Brief.
„Trotzdem."
Wir hätten mehr Zeit gebraucht, dachte Suchy. Wenigstens drei, vier Monate. Schade, daß wir uns so spät kennengelernt haben. Gesehen hatte er sie schon vorher: am Werktor, im Speisesaal, am Fenster des Labors. Doch erst beim Betriebsfest fiel sie ihm auf. Sie fiel ihm auf, weil sie Blumen überreichte. Gerbera für die Ausgezeichneten. Auch für ihn. Er spürte ihre kühle, schmale Hand, sah ihr erhitztes Gesicht, ihre dunklen Augen.
Später holte er sie zum Tanz. Sie gefiel ihm. Ihm gefiel, wie sie lachte, wie sie



sprach, wie sie ihn ansah. Er dachte: Warum hab' ich's vorher nicht gemerkt?
An der Haustür sagte sie: „Es war sehr schön."
Er legte seine Hand um ihren Nacken, zog ihren Kopf näher.
„Bitte nicht", sagte sie. „Ich möchte nicht, daß es so wird wie immer."
Er ließ sie los, lehnte sich an die Wand. Der körnige Putz drückte.
„Mach's gut", sagte sie.
Er sah, daß sie zögerte. Langsam hob er die Hand und gab ihr die Blumen.
„Warum?" fragte sie.
Er zuckte mit den Schultern. „Eben so."
Sie küßte ihn flüchtig auf die Wange, öffnete rasch die Tür und schlüpfte in den Hausflur. Eine Weile blieb es dunkel, dann flammte Licht auf.
„Der Vater hat wohl was gegen Sie?" fragte Zoeller.
„Nicht direkt. Er ist nur gegen die drei Jahre."
Anfangs mochte er mich, dachte Suchy. Da verstanden wir uns. Gleich beim erstenmal. Er hatte eigentlich gar nicht mitgehen wollen, doch Katrin ließ keine Ruhe. Sie kam in die Halle, als er einen Flansch in die Drehbank spannte und den Support heranschob.
„Du bist eingeladen", sagte sie. „Meine Eltern möchten dich kennenlernen."
„Muß das sein?"
„Na, hör mal!" sagte sie. „Mutter will morgen backen, und Vater hat schon Selbstgezogenen bereitgestellt."
So war er am Sonnabend hingegangen.
„Kaffee oder Wein?" hatte der Vater gefragt.
„Lieber Wein."
„Das freut mich. Endlich jemand, der meinen Geschmack teilt. Ich verstehe nicht, was man an Kaffee finden kann." Er holte Gläser, goß sie voll. „Auf die erste Gemeinsamkeit. Ich bin sicher, wir entdecken noch weitere. Schließlich haben wir verwandte Berufe. Ich bin nämlich Drechsler."
Der Wein war gut. Als die dritte Flasche geöffnet wurde, hantierten Katrin und die Mutter in der Küche. Der Vater drehte den Korken zwischen den Fingern. „Ich hoffe, du meinst es ehrlich", sagte er. „Wenn du dir nicht sicher bist, mach lieber jetzt Schluß, nicht erst in einigen Wochen. Katrin ist sehr empfindsam, mußt du wissen, Streit und Lüge treffen sie härter als andere. Eine Enttäuschung hat sie bereits hinter sich, und ich möchte nicht, daß sie gleich die zweite erlebt." Er warf den Korken in den Ascher und griff zur Flasche. Ein bißchen schwappte heraus. Die Tropfen zerliefen auf der Tischdecke.
Zoeller faltete den Brief zusammen. „Ich glaube, Ihr Mädchen ist auch dagegen."
„Scheint so."
„Haben Sie nie drüber gesprochen?"
„Doch."
Sehr spät, dachte er. Es stand lange fest, aber ich brachte es nicht fertig, davon zu reden. Ich schob es 'raus, Tag um Tag. Schließlich mußte ich's doch sagen.
Sie kamen aus dem Kino. Die Straßen lagen still. Der Lampenschein tupfte das Dunkel.
Er sagte: „Bald können wir nicht mehr so gehen."
„Warum?"
„Ich muß weg."
„Wohin?"
„Zur Armee", sagte er. „Schon nächste Woche."
Sie schwieg. Er spürte, daß sich ihr Händedruck verstärkte und wieder nachließ.
„Achtzehn Monate sind lang", sagte sie nach einer Weile, „aber wir werden es überstehen. Andere haben es auch überstanden."
„Es sind nicht nur achtzehn Monate. Es sind drei Jahre."

Am nächsten Tag wußte es auch der Vater.
„Ich hab' dich für klüger gehalten", sagte er. „Auch für anständiger. Du hast's schon neulich gewußt, es war längst perfekt. Aber du hast mich reden lassen, hast ruhig zugehört und nichts geantwortet. Warum nicht?"
„Vielleicht fehlte mir der Mut."
„Du gehst fort, und Katrin soll auf dich warten. Drei Jahre lang! Weißt du eigentlich, was das bedeutet? Das kann man nicht mit ein paar billigen Sätzen abtun!" Seine Hand krumpelte die Tischdecke, glättete sie wieder. „Vielleicht wirst du wirklich gebraucht. Vielleicht. Trotzdem ginge der Sozialismus ohne dich nicht unter. Es gibt genug andere, die gehen können."
„Verstehe", sagte Suchy. „Jetzt verstehe ich: Du denkst bloß an dich, bloß an euer armseliges Glück, das nicht wäre ohne die anderen."
Der Vater hob die Unterarme, ließ sie sinken. Er atmete hastig, krümmte die Finger, bis die Knöchel hervorbuckelten. „Geh!" sagte er. „Geh und komm nicht wieder!"
Suchy stand auf, verließ das Zimmer, öffnete die Flurtür, schlug sie hinter sich zu. Vorm Haus holte ihn Katrin ein und faßte nach seinem Arm. Lange gingen sie nebeneinander, ohne zu sprechen. Sie gingen durch Straßen und Tunnel, über Brücken und Plätze, setzten sich auf eine Bank. Das Holz war feucht, es regnete. „Ich warte auf dich", sagte Katrin. „Wenn wir uns verstehen, kann ich warten."
Zoeller strich mit Daumen und Zeigefinger über die Faltstelle des Briefes. Er blickte auf das knisternde Papier, als sei er allein, als habe er Suchy vergessen. Endlich hob er den Kopf. „Sie dürfen fahren", sagte er.
Der Zug schlingerte, Suchy rutschte gegen die Wand. Draußen begann es zu dämmern. Das Gras färbte sich grau, die Büsche wurden formlos.
Sie hat schnell Zweifel, dachte er. Sie hatte oft Zweifel. Auch damals am See.
Sie hatten am Ufer gestanden. „Diese Zeit mag ich", sagte sie. „Es ist nicht mehr hell und noch nicht dunkel. Die Dinge verschwimmen, Wirkliches mischt sich mit Unwirklichem: Man kann sehen und zugleich träumen." Das Wasser schimmerte rötlich, die Bäume warfen schwarze, zipflige Schatten, weit drüben schwamm eine feurige Kugel, die tiefer sank und langsam verglomm.
Katrin reichte Suchy einen Stein. „Wirf!" sagte sie.
Er warf ihn weit. Es klatschte, als er aufprallte.
„Flach", sagte sie. „Ganz flach. Damit er das Wasser berührt. So oft wie möglich."
Der nächste Stein streifte den See, hüpfte ein Stück und ging unter.
„Noch einen."
Suchy nahm einen flachen Stein, beugte sich weit vor und schleuderte ihn weg. Er verfolgte den Flug, zählte: zwei, drei, vier.
Katrin starrte auf den See. Er verlor rasch an Glanz, das Wasser wurde tintig. Der Sonnenball war nur noch wie ein Funken. Der flackerte ein bißchen, torkelte in die Tiefe und verlosch.
„Der Stein hätte fünfmal aufkommen müssen", sagte sie. „Dann wüßte ich, daß wir zusammenbleiben."
Suchy lehnte sich zurück und schloß die Augen. Sie braucht nicht zu zweifeln, dachte er, brauchte nicht. Alles könnte gut sein, könnte ... Was wird sie jetzt machen? Der Vater vorm Fernseher, die Mutter in der Küche. Sie allein in ihrem Zimmer. Blick auf die Straße: Licht aus Laternen, Fahrzeuge, Menschen ..., Menschen.
Der Zug fuhr in den Bahnhof ein. Suchy

drängelte sich an die Tür. Als der Wagen ausrollte, sprang er ab. Er eilte in die Stadt. Der Markt, Straßen, Plätze, der Tunnel. Die Lampen schwelten, Nebel umfloß sie. Der Birnbaum spreizte seine knorpligen Äste. Durchs Fenster rann Licht.
Suchy lehnte sich an den Zaun. Sein Atem wehte dünn.
In der Nähe eine Stimme. „Eins, zwei, drei, vier Eckstein..."
Kinder hasteten vorbei. Suchy faßte einen Jungen am Arm. „Willst du 'ne Mark verdienen?"
„'ne Mark? Wie denn?"
„Du brauchst bloß was auszurichten."
„Sonst nichts?"
„Sonst nichts."
Der Junge rubbelte seinen Arm. „Gut", sagte er. „Ich mach's."
Suchy gab ihm das Geld. „Du klingelst im ersten Stock auf der linken Seite und fragst nach Katrin. Wenn sie kommt, sagst du: Unten wartet ein Soldat. Du sagst es nur ihr. Verstanden?"
Suchy blieb stehen. Er riß Zweige von der Hecke und zerpflückte sie. Das Licht fiel dünn aus dem Fenster und sickerte in den Birnbaum. Die nackten Zweige schimmerten matt. Damals trugen sie noch Blätter, dachte er.
Die Haustür plauzte, Schritte hallten, der Junge tauchte auf.
„Was ist?" fragte Suchy.
„Sie kommt."
Er sah sie unter der Laterne. Der Wind bauschte ihren offenen Mantel.
Er ging ihr entgegen. „Jörg", sagte sie. „Jörg." Er spürte ihr warmes Gesicht und den Druck ihrer Arme.
Sie gingen die Straße abwärts. Leute hasteten vorbei. Ihre Gesichter schwammen im Nebel.
„Wohin gehen wir?" fragte er.
„Wohin du willst."
Sie stiegen in eine Straßenbahn. Der Wagen schaukelte. Katrin hielt sich an Suchy fest. „Ich kann's noch gar nicht richtig glauben", sagte sie.
Zwei Plätze wurden frei, sie setzten sich. Er sah auf ihre Beine, bemerkte die Schuhe.
„Neu?"
Sie nickte.
„Es sind Tanzschuhe."
„Ich wollte mit dir ausgehen."
Er blickte durchs Fenster. Das Pflaster glänzte. Wind rüttelte die Bäume. Am Kino stiegen sie aus. Regen sprühte wie aus feinen Düsen. Katrin stellte ihren Kragen hoch.
Die Straße gabelte sich. Sie wandten sich nach links. Schaufenster, Gaststätten, Café. Das Haus.
Katrin zögerte.
„Komm mit zu mir."
Sie schwieg.
Er stieß die Haustür auf. Im Flur hob er sie auf die Arme. Sie war leicht. Ihr Mantel wippte gegen seine Knie.
„Laß mich!"
Er trug sie in die Mansarde, setzte sie auf einen Stuhl, streifte ihre Schuhe ab, schob sie unters Bett.
„Sie gefallen dir nicht?"
„Nein."
Er öffnete ihren Mantel, griff unter die Bluse. Seine Hände waren kühl, er merkte, daß sie fröstelte.
„Nicht", sagte sie. „Nicht jetzt."
Er trat ans Fenster. Dächer, Schornsteine, blasse Sterne. Durch einen Spalt drang Luft, wehte ihm ins Gesicht.
Als sie ihn berührte, drehte er sich um. Aus ihrem Körper strömte Wärme. Sie floß in seine Finger.
„Mich friert", sagte sie nachher.
Er zog die Decke höher. „Besser?"
„Es ist nicht deswegen."
Er rückte näher, legte seine Hand auf ihre Brust. „Und nun?"



Sie schüttelte den Kopf.
Er sah, daß sie schluckte. Ihr Ellbogen drückte ihn. „Warum?" fragte er.
„Ich fühle mich allein", sagte sie.
Er strich über ihren Hals. Sie lag reglos.
„Jetzt auch?"
„Jetzt auch. Ich hab' von solch einem Tag geträumt", fuhr sie fort, „von solch einem Abend. Als du vor mir standest, hab' ich gedacht: Jetzt wird alles anders." Ihr Körper straffte sich, erschlaffte wieder. „Nun weiß ich, daß es nicht so ist, daß ich mir was vorgemacht habe. Du mußt wieder zurück, und alles bleibt, wie es war. Vielleicht wird es sogar schlimmer, weil etwas hinzukommt."
„Was?"
„Du mißtraust mir. Mißtraust mir, obwohl du keinen Grund hast. Seit du weg bist, war ich nicht einmal aus."
Die Schuhe, dachte er. Warum nimmt sie es so ernst? Es war doch nur der eine Augenblick. „Die Schuhe sind nicht wichtig", sagte er. „Wichtig ist das andere."
Er spürte, wie sich ihre Bauchdecke spannte. Der Ellbogen drückte stärker. Er ließ sie los, stand auf, trat ans Fenster. Durch den Spalt kam wieder Luft. Sie strich ihm über die Haut. Er hörte, wie das Bett knarrte, hörte Katrins Stimme.
„Es ist schlimm, immer nur zu warten", sagte sie, „auf eine Karte, auf einen Brief, auf Urlaub."
Ich hab's doch nicht leichter, dachte er. Für sie ist alles wie immer. Sie geht ins Labor, macht die gewohnte Arbeit. Danach hat sie frei und kann tun, was sie will. Für mich ist der Zeitplan abgezirkelt, ausgefüllt bis zum letzten: Unterricht, Ausbildung, Waffenreinigen, Revierdienst. Das Soldatenleben fordert viel, manchmal alles: der Marsch neulich im strömenden Regen. Naß von innen und außen. Schmerzende Füße, Seitenstiche, Durst. Und die letzten Kilometer unter der Maske: Da dörrt der Gaumen, hastet der Atem, puckert das Blut in den Schläfen.
„Während der Arbeit geht's noch", fuhr sie fort. „Aber wenn ich nach Hause komme, fühle ich mich elend. Da spüre ich eine schreckliche Leere, begreife, wie trostlos alles ist."
Er drehte sich um. „Du bist wie dein Vater", sagte er, „denkst nur an dich. Wie kann man immer nur an sich denken? Das Leben ist nie einfach, ist nie ohne Probleme. Heute bringt's für den Härten, morgen für den anderen. Man muß es durchstehen, muß es wenigstens durchstehen wollen. Wenn du das nicht begreifst ... Er brach ab, nahm seine Sachen vom Stuhl und begann, sich anzuziehen.
„Wohin willst du?" fragte sie.
„'runter", sagte er.
Er band die Schuhe zu, nahm seinen Mantel.
„Warte!" rief sie. „So warte doch!"
Er ging die leere Straße abwärts. Es regnete stärker. Eine Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Schritte näherten sich, blieben zurück, näherten sich wieder. Er blickte sich um und erkannte Katrin. Sie kam sehr langsam. Er zog die Schultern hoch und wartete.

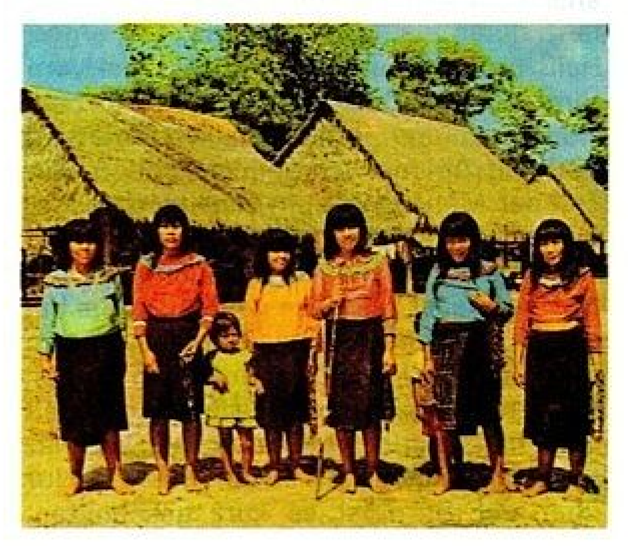
Die Shipibos verteidigen ihr Recht

Dr. Kurt Kauter

Im peruanischen Teil des riesigen Amazonasbeckens liegt mitten im Urwald die Lagune Yarina-cocha. Wer mit dem Boot in die Lagune eindringt, erblickt plötzlich eine hohe, mit Wald und Gestrüpp bewachsene Uferschwelle. Steigt man aus und erklimmt die Böschung, steht man unversehens vor einfachen Holzbauten. Dort wohnen Waldindianer vom Stamm der Shipibos. Die Indianersiedlung hieß früher Yarina.
In dem Shipibodorf leben 48 Familien. Ihre Hütten gruppieren sich um einen langgestreckten Platz. Meist sind es nur mit Palmstroh gedeckte Dächer, die auf Holzpfählen ruhen, an die Hängematten geknüpft sind. An einigen Behausungen sind zwischen den Stützpfeilern reich mit Ornamenten verzierte Holzplatten angebracht. Bevorzugt werden die Farben Weiß, Schwarz und Ziegelrot. Wegen der Skorpione und des Ungeziefers liegt die Wohnfläche einen halben Meter über dem Erdboden.
Die Shipiboindianer sind von kleinem Wuchs und haben eine kupferfarbene Haut. Meist gehen sie fast nackt. Ihre wenigen Kleidungsstücke bestehen aus Baumwolle und sind mit den gleichen Farben wie ihre Hütten und mit ebensolchen geometrischen Figuren geschmückt. Die Frauen haben um die Hüften dicke Gürtel geschlungen, die aus vielen Fäden bestehen, auf die kleine Fruchtkerne gereiht sind. Ihr schwarzblaues Haar fällt bis auf die Schultern herab. Die Männer sind kurzgeschoren, einige von ihnen tragen eine Tonsur.
Die Shipibos leben vom Jagen und Fischen. Am liebsten fangen sie die dicken Paitsche, die zwei Meter lang werden. Darüber hinaus haben sie in mühseliger Arbeit größere Stücke des dichten Waldes urbar gemacht. Dort bauen sie Mais und Yucca an.

Heiß brennt heute die Tropensonne vom Himmel. Das Dorf ist wie ausgestorben. Nur ein müder Hund schleicht schattensuchend um die leeren Palmhütten. Ein Teil der Männer ist zum Fischfang ausgefahren. Die anderen Männer und auch die Frauen sind auf die Äcker gegangen.
Nur Teresa ist zu Hause geblieben. Sie hat einen Wickelrock aus selbstgewebtem Baumwollstoff an. Den wulstigen Gürtel, auf den farbige Samen wie Perlen gefädelt sind, hat sie abgelegt. Ihr dichtes, schwarzes Haar reicht ihr bis zu den Brüsten. Nur über der Stirn ist es kurz geschnitten.

Teresa macht sich schön, schöner, als sie mit ihrem dunklen Teint ohnehin ist. Sie hat schwarze Kerne zerstoßen und mit Holzkohle und Fett zu einer Paste vermengt. Mit dieser glättet sie nun ihr Haar und färbt auch die Stirn schwarz. So entspricht es den Schönheitsvorstellungen der Shipibos.



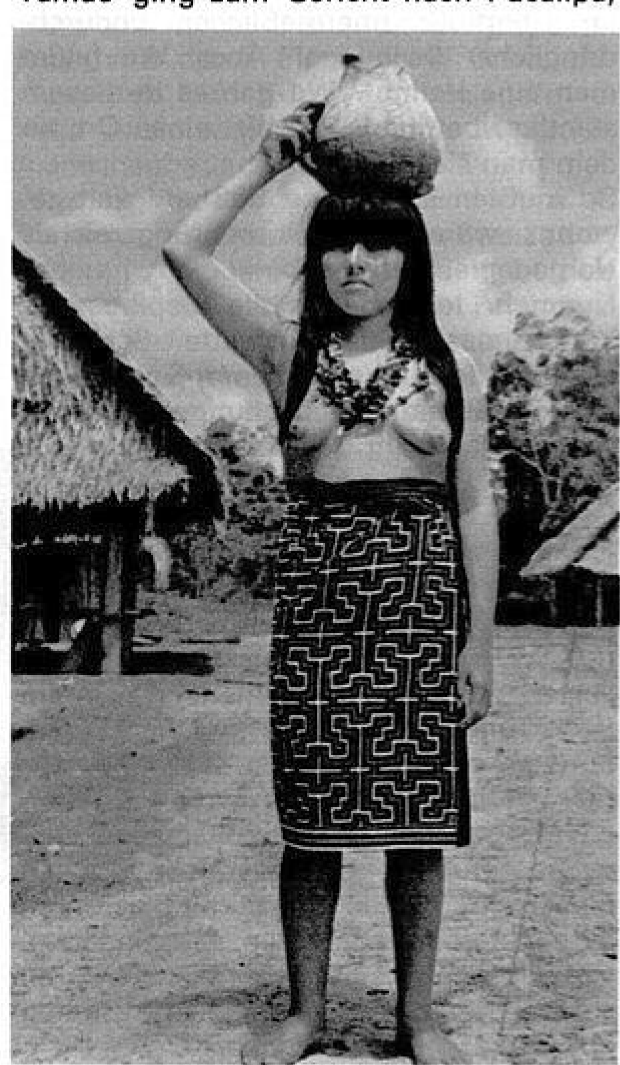
Frauen vom Stamme der Shipibos aus dem Indianerdorf Yarina, im peruanischen Teil des Amazonasbeckens gelegen

Gerade will sie in einem Spiegelchen, ihrem kostbarsten Besitz, das Ergebnis ihrer Kunst überpüfen, da schreckt sie auf: Eine Libelle hat sich von der Lagune in ihre Hütte verflogen. Aufgeregt fuchtelnd und laut schimpfend, vertreibt sie das Insekt.

Sie tut das, weil ihr die Legende gegenwärtig ist, die ihr die Eltern erzählt haben, die sie wiederum von ihren Eltern hörten: Vor langer, langer Zeit tauchte in einem Shipibodorf ein junger, schlaksiger Mann auf. Niemand wußte, woher er kam und was er wollte. Doch seitdem er im Dorf herumlungerte, herrschte Unfrieden in der sonst so friedlichen Gemeinschaft. Der Fremde hetzte den einen gegen den anderen auf und war selbst zu den alten Leuten frech, denen man doch mit Ehrfurcht zu begegnen hat.

Eines Tages wurde es den Dorfbewohnern

zuviel. Sie berieten, wie sie den Störenfried loswerden könnten. Unter Beschwörungsformeln brauten sie einen kräftigen Trank. Kaum hatte der Bösewicht davon gekostet, verwandelte er sich in Chinchilejo, eine Libelle. Sie flog auf und davon.
Bei ihrem Herumgewirbel hatte Teresa gar nicht bemerkt, daß Tamao, der Häuptling und beste Jäger des Stammes, in die Hütte getreten war. Er war nackt bis auf einen Schamschurz. Über der Schulter trug er ein Wasserschwein, das er mit dem Pfeil erlegt hatte. Den Bogen hatte er über die andere Schulter gehängt. Die gefiederten Enden der Pfeile ragten aus dem Köcher. Tamao warf die Jagdbeute auf den Boden und sagte: „Es ist recht, daß du die Libelle verjagt hast. In unserer Genossenschaft, unserer Cumunidad, sollen Frieden und Eintracht herrschen, nachdem wir endlich zu unserem Recht gekommen sind."
Teresa verstand ihn. Er dachte an all das Leid, das ihrem Stamm erst vor kurzem widerfahren war.
Friedlich hatten sie gelebt, und so hätte es bleiben können für alle Zeiten, wenn nicht eines Tages zwei Engländer gekommen wären. Sie legten Tamao eine Urkunde vor. Er hatte vor Jahren einmal in einer Missionsstation etwas Lesen gelernt. Mühsam entzifferte er das Dokument. Es besagte, das Land der Shipibos wäre Eigentum einer britischen Gesellschaft, die dort Rinderzucht betreiben wolle.
Natürlich erfaßte die Indianer Zorn und Empörung. Sie ergriffen ihre Pfeile und Bogen, auch die Blasrohre, und nahmen eine drohende Haltung ein, bereit, ihren Besitz und ihre dem Urwald abgerungenen Äcker zu verteidigen.
Die beiden Europäer hatten das erwartet. Sie zogen ihre Pistolen und brachen brutal den Widerstand der Shipibos.
Die verängstigten Menschen flohen in Kanoas auf den See hinaus. Dort berieten sie sich, doch keiner wußte, wie es weitergehen sollte. Schließlich wurde Tamaos Vorschlag angenommen, zur Missionsstation zu fahren und dort Hilfe zu erbitten.
Die Missionare sprachen ihnen Trost zu, der kostete nichts. Aber wie dieser amtlich vollzogene Landraub rückgängig gemacht werden könnte, vermochten sie nicht zu sagen. Sie rieten dem Häuptling, beim Gericht Klage zu erheben, schätzten selbst jedoch die Aussicht auf einen Erfolg gering. So war es auch.
Tamao ging zum Gericht nach Pucallpa,



der einzigen Stadt in der Umgebung. Aber er erhielt kein Recht. Jedes Haustier stand dem Richter näher als ein Indianer.
Das alles geschah nicht in grauer Vorzeit, sondern unter dem Präsidenten Belaunde, der von 1963 bis 1968 regierte. Er öffnete ausländischen Kapitalgesellschaften in der peruanischen Wirtschaft Tür und Tor und wäre bereit gewesen, gegen Dollar seine eigene Seele zu verkaufen. Wie sollte da einem „nackten Wilden" Recht gesprochen werden?
Von da an zogen die Leute aus Yarina auf Flußarmen und Lagunen des Amazonas unstet durch den Urwald. Land gab es im Überfluß; unermeßlicher, undurchdringlicher Dschungel. Aber: Wo findet man eine Heimat? Wo gab es in diesem ständig überfluteten Gebiet einen Ort, an dem man siedeln konnte?
So mußten sie, die an Seßhaftigkeit gewohnt waren, ein entbehrungsreiches Nomadenleben führen.
Nunmehr teilten auch die Shipibos aus Yarina das bedauernswerte Schicksal vieler anderer Waldindianer, von denen über 40 Stämme im Dschungel des Amazonastieflands ihr Dasein fristen.
Seit der Jahrhundertwende sind ganze Wellen von Ausplünderungen über sie hereingebrochen. Zunächst strömten gewinnsüchtige Europäer, auf der Suche nach Kautschuk, in die Niederungen des Amazonas und seiner Nebenflüsse. Widerrechtlich erklärten sie das Indianerland zu ihrem Besitz und machten die arglosen Eingeborenen zu ihren Sklaven. Wie Vieh trieb man sie in die Urwälder, wo sie Gummibäume schlagen und Rohkautschuk gewinnen mußten. Die gutmütigen braunen Menschen, die heute noch mit Blasrohren jagen, starben in Massen. Sie gingen zu Grunde an der ungewohnten schweren Arbeit, durch Hunger, grausame Strafen und eingeschleppte Krankheiten.
Als es mit dem Kautschukgeschäft, das Schiebern, Managern und Großgewinnlern ein maßloses Schlemmerleben ermöglichte, zu Ende ging, waren die Waldindianer, unter ihnen die Shipibos, entwurzelt, die Stämme weitgehend zerstört, die Menschen krank und süchtig.
Den Shipibos blieb keine Zeit, die schwärenden Wunden zu lindern. Sie wurden von einer neuen Welle der Ausbeutung überspült. Diesmal ging es um Edelhölzer. Und wieder stand der sich auftürmende Gewinn der Wenigen dem wachsenden Elend des Volkes gegenüber, das ihn schuf.
Die Indianer mußten die mächtigen Mahagonibäume tief im Dschungel am Ucayali, einem der großen Quellflüsse des Amazonas, schlagen. Auf Urwaldschneisen, unter unvorstellbar schweren Bedingungen, wurden die Stämme in den Fluß geschleppt, dort zu Flößen zusammengefügt und zu den Holzfabriken transportiert.
Diesmal hielt der Boom nicht so lange an wie beim Kautschuk. Die Stammesgemeinschaft der Shipibos hätte sich allmählich wieder festigen können. Da ermunterte — wie schon gesagt — die Regierung Belaunde ausländische Firmen, sich in Perú einzunisten.
Doch die volksfeindliche Politik des Präsidenten erwies sich schließlich als Fehlschlag. Arbeiter, Studenten, Bauern und Handwerker erhoben sich. Belaunde ließ gegen sie das Heer aufmarschieren. Es unterstand dem Kommando des Generals Juan Velasco Alvarado. Auf diese Weise kam der General mit den Aufständischen in Berührung, lernte ihre Gedanken kennen und begann einzusehen, daß ihr Ziel seinem eigenen Bestreben, daß Perú den Peruanern gehören müsse, entsprach. Er verbündete sich mit ihnen. Mit patriotisch gesinnten Offizieren und Soldaten stürzte er im Jahre 1968 den reaktionären Präsi-

denten Belaunde und bildete die „Regierung der Revolutionären Streitkräfte".
Gedrängt vom Volk, das Not und Ausbeutung nicht länger ertragen wollte, ging General Alvarado nunmehr daran, die US-Amerikaner des Landes zu verweisen: aus den Erdölfeldern an der Küste und im Amazonastiefland, aus den Zentren von Energie und Bergbau, aus den Missionsstationen, die nicht viel mehr waren als vorgeschobene Posten ausländischer Konzerne, aus den Militärstützpunkten.
Das waren aufsehenerregende Reformen. Aber es geschah noch Aufregenderes: Die bisher als „nackte Wilde" Verunglimpften wurden zu vollwertigen Staatsbürgern Perús erklärt, und das Land, das sie dem Dschungel abgetrotzt hatten, wurde ihnen übereignet! Das war etwas ganz Neues, Revolutionäres in der Geschichte Perús.
Auch Tamaos Stamm bekam das zu spüren. Die beiden Briten mußten den Ort verlassen. Tamao erhielt als Stammesoberhaupt eine Urkunde, in der ihm und seinem Stamm die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes in und um das Urwalddorf bestätigt wurde. Außerdem wurde ihm versichert, das Land dürfe nur nach einem ordentlichen Vertrag mit ihm verpachtet oder verkauft werden.
Nach langer Irrfahrt konnte nunmehr Tamao mit den Seinen in die alte Heimat zurückkehren. Sie bauten das Zerstörte und Verfallene wieder auf und nannten die Siedlung Nueva Yarina.
Zuerst glaubte die peruanische Bevölkerung, ihre Rechte unangefochten genießen zu können. Doch dann änderte sich einiges. General Alvarado starb, und die nicht enteigneten einheimischen Kapitalisten versuchten, die Reformen rückgängig zu machen. Nicht so blutig-spektakulär wie durch Pinochet in Chile, mit Gewehren und Konzentrationslagern. O nein! Viel sanfter, dennoch in nichts menschenfreundlicher.
Aber die Werktätigen Perús sind erwacht. Sie wehren sich mit gewaltigen Streiks und anderen Aktionen. Dabei vereinigen sich die Interessen aller wahrhaften Patrioten: der Fischer von der Küste, der Landarbeiter auf den Zuckerrohrplantagen, der Werktätigen aus den Produktionsbetrieben von





Lima und Arequipa. Neben ihnen, in derselben Reihe, stehen die Indianer aus den Comunidades, den neuen Genossenschaften im Hochgebirge, und die Indianer aus den Wäldern des Amazonastieflands, unter ihnen die Shipibos von Nueva Yarina. Leidenschaftlich verteidigen sie ihr Recht, das ihnen erneut genommen werden soll.

Mit ihrem Kaziken Tamao haben sie ein Kampfprogramm entworfen und den Nachbarstamm, die Cunibos, aufgerufen, sich ihren Forderungen anzuschließen. Mit Erfolg! In der Urwaldstadt Pucallpa kamen 150 Delegierte aus den indianischen Gemeinschaften beider Stämme zusammen. Sie erklärten die Grundsätze von Tamao und den Shipibos zu ihrem gemeinsamen Programm, das sie gegenüber dem Staat und der Regierung zu vertreten bereit sind. Es lautet:

1. Wir sind Menschen und haben ein Recht, als solche angesehen zu werden. Daher fordern wir die gesetzliche Anerkennung als Personen und als Gruppe.
2. Wir haben ein Recht auf das Land, das wir seit undenklichen Zeiten bewohnen, wo wir geboren sind und wo unsere Vorfahren beerdigt wurden. Daher fordern wir die gesetzliche Anerkennung, damit das nicht mehr in Abrede gestellt werden kann.
3. Wir haben ein Recht zu leben. Deswegen fordern wir, daß man uns leben läßt und es uns ermöglicht, würdig zu leben.
4. Wir haben ein Recht, teilzuhaben am Aufbau der peruanischen Nation, ohne Sklaven zu sein. Deswegen fordern wir Autonomie, Gleichheit und Freiheit, die uns bisher versagt geblieben sind.

Die Stimme des Rechts ist unüberhörbar geworden.

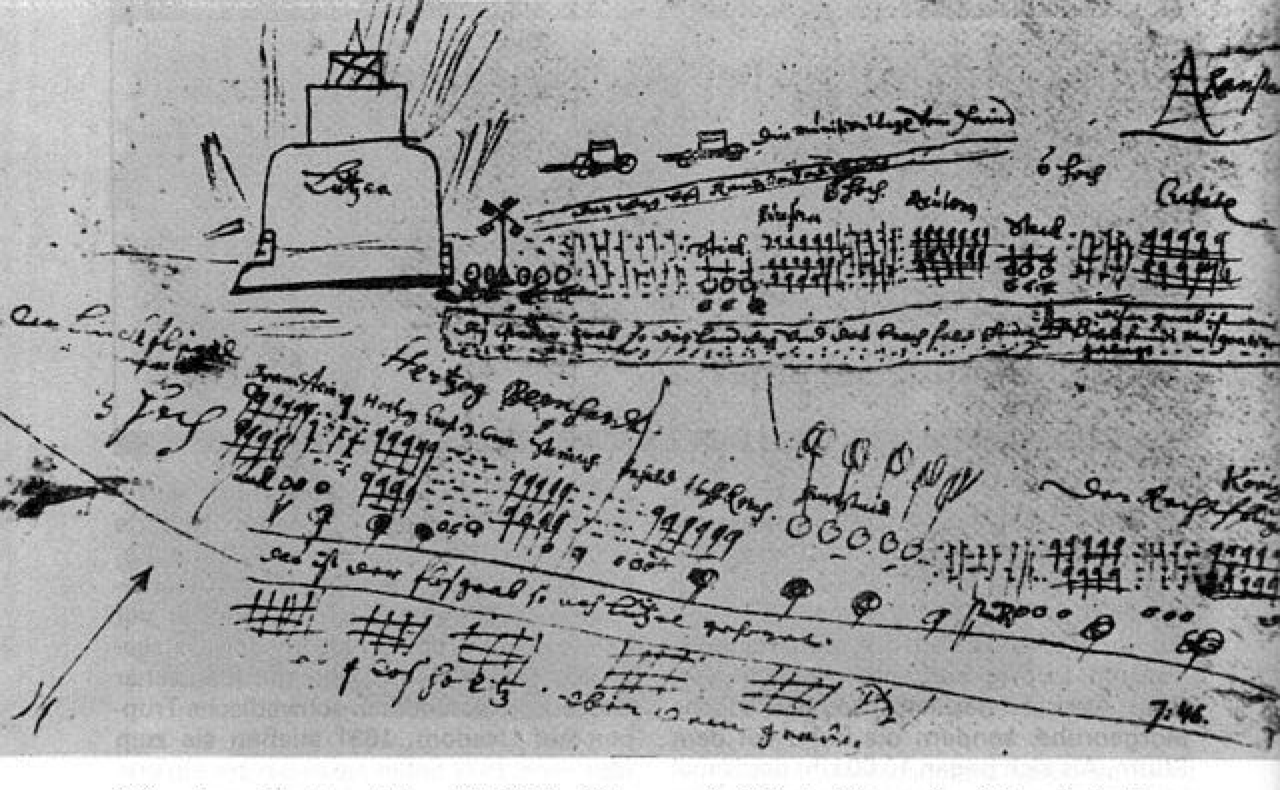
Eine Schlacht in der Weltgeschichte – Lützen 1632 –

Major Helmut Schnitter

16. November 1632. Über der weiten Ebene der Leipziger Tieflandsbucht lag der Morgennebel. Es war kühl, hin und wieder fegte der Wind durch diesige Luft und Nebelschwaden. Ostwärts von Lützen, auf der Straße, die Erfurt mit dem Handelszentrum Leipzig verband, war kein Verkehr. Aber es herrschte keine friedliche Morgenruhe, sondern die Ruhe vor dem Sturm. Als sich gegen 10.00 Uhr der Nebel langsam hob, wurde das gewaltige Panorama zweier großer Heere sichtbar, die sich zur Schlacht aufgestellt hatten; der Schwedenkönig Gustav II. Adolf trat mit seiner Armee gegen das von Albrecht Eusebius Wenzel von Wallenstein, Herzog von Friedland und Mecklenburg, befehligte kaiserliche Heer zum Kampf an.

Zu diesem Zeitpunkt tobte bereits über vierzehn Jahre der Krieg, der einmal der Dreißigjährige heißen sollte. Ausgelöst hatte ihn der bekannte Prager Fenstersturz 1618, seine Ursachen aber wurzelten in der Raubpolitik des herrschenden Feudaladels und seiner gekrönten Häupter. Unter religiöser Flagge – hie Katholiken, da Protestanten – bekämpften sich zunächst vor allem deutsche Feudalgewalten. Bald aber griffen europäische Mächte in den Krieg ein mit der Absicht, selbst Eroberungen im römisch-deutschen Kaiserreich einzuheimsen. Zu diesen Staaten gehörte Schweden. Die schwedische Krone behauptete, für die „Rettung des Protestantismus" zu streiten, aber es ging ihr vor allem um die Herrschaft an den Ostseeküsten und die Annexion norddeutscher Gebiete. 1630 landeten schwedische Truppen auf Usedom, 1631 stießen sie zum Main vor, 1632 fielen sie in Bayern ein und bedrohten Österreich. Brandenburg, Sachsen, Hessen und andere Fürstenstaaten waren auf die schwedische Seite übergegangen.

In dieser schwierigen Lage beauftragte der Kaiser den böhmischen Adligen Wallenstein, der bereits 1625 bis 1630 ein kaiserliches Heer befehligt hatte, erneut mit der Bildung einer Armee. Als der Herzog seine Werbetrommeln rühren ließ, strömten ihm in kurzer Zeit Tausende von kriegserfahrenen Söldnern zu, die hoher Sold und reiche Beute lockten. Mit dieser Streitmacht rückte Wallenstein im Herbst 1632 in Sachsen ein, besetzte Leipzig und bedrohte die rückwärtigen Verbindungen der Schweden von Franken und Thüringen bis zur Ostsee. Für den Schwedenkönig war Eile geboten, wollte er die gegnerische Armee zurückdrängen. Nach längeren



Märschen standen sich schließlich Mitte November beide Heere bei Lützen gegenüber.

Wallenstein, der nördlich der Straße seine Stellung bezogen hatte, gebot am Morgen des 16. November über 8000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 21 Geschütze; etwa 7000 Mann unter dem Befehl von Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim standen noch bei Halle, waren aber auf die Kunde vom Aufmarsch der Schweden zurückbeordert worden. Wallenstein rechnete fest mit dem Eintreffen dieser kampferfahrenen Kavallerie (Schiller läßt in „Wallensteins Tod" den Herzog sagen: „Daran erkenn' ich meine Pappenheimer!"). Das Fußvolk stellte sich in vier mächtigen Haufen, Terzios genannt, auf; jedes Terzio bestand aus Pikenieren und Musketieren, wobei die Schützen die dichte Aufstellung der Pikenträger umrahmten. Die Kavallerie befand sich an den Flügeln, zu ihr zählten die schwer gerüsteten Lanzenreiter und Kürassiere, die Dragoner als berittene Musketiere und die leichte Reiterei der Kroaten. Vor der Straße war ein Graben ausgehoben, in dem sieben Geschütze standen, die Masse der schwerfälligen Artillerie war auf einem Hügel am rechten Flügel der Schlachtordnung postiert.

Südlich der Straße war die schwedisch-sächsische Streitmacht aufmarschiert. Sie bildete zwei große Treffen, wobei sich die Pikenier- und Schützenformationen gegenseitig deckten und zwischen den Regimentern noch Geschütze standen, die berühmten Lederkanonen. Das waren leichte Geschütze, die in der vordersten Linie ein-

Handschriftliche Schlachtskizze eines Zeitgenossen über die Truppenaufstellung bei Lützen

gesetzt wurden und die Feuerkraft der Infanterie steigerten. Die Kavallerie stand gleichfalls an den Flügeln. Insgesamt befehligte der Schwedenkönig 12000 Mann Fußvolk, 5000 Reiter und 60 Geschütze. Die schwedisch-sächsische Armee war nicht nur zahlenmäßig bei Beginn der Schlacht überlegen, sondern auch waffentechnisch besser ausgerüstet und für einen beweglichen Kampf vorbereitet. Im Unterschied zum Söldnerheer Wallensteins setzte sich die schwedische Armee zu dieser Zeit vorwiegend aus dienstverpflichteten Bauern und Bürgern des Landes zusammen, die einer strengen Disziplin unterworfen waren. Eben auf Grund dieser nationalen Zusammensetzung besaß die schwedische Streitmacht ein starkes moralisches Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Kampfkraft festigte.

Die Schlacht begann mit dem erfolgreichen Angriff der schwedischen Reiterei am rechten Flügel und dem des Fußvolks im Zentrum. Die kaiserliche Reiterei wurde zurückgeworfen, die Geschütze Wallensteins im Graben gingen verloren und zwei von den vier Terzios erlitten große Verluste. Dagegen scheiterten die schwedischen Kavallerieangriffe am linken Flügel. Wallenstein, der trotz eines Gichtanfalls das Kommando behielt, warf nun weitere Kräfte in die Schlacht, drängte die Schweden zurück und gewann sogar die verlorenen Kanonen wieder.

Jetzt griffen die Schweden zum zweitenmal an. Ein erbitterter Kampf entbrannte zwischen den aufeinanderprallenden Reiterregimentern. Gustav II. Adolf befand sich mit seinem Schwager, dem Herzog Franz von Lauenburg, dem Pagen Leubelfing und einigen Knechten mitten im Kampfgetümmel. Hier wurde der König von einer Kugel getroffen und kurz darauf von heranpreschenden kaiserlichen Kürassieren (die den Verwundeten nicht erkannten) getötet, der Page, der den König retten wollte, wurde schwer verwundet. Erst als das blutbespritzte Roß des Königs zu den schwedischen Reitern zurücktrabte, erfuhren die Schweden vom Tode ihres Herrschers. Es breitete sich jedoch keine Panik aus, vielmehr kämpften nun die Schweden, um den Tod Gustav Adolfs zu rächen, noch erbitterter. Das Kommando übernahm Herzog Bernhard von Weimar, der bis dahin den linken Flügel des Heeres befehligt hatte.

Inzwischen war aber, von Halle kommend, die Reiterei Pappenheims eingetroffen und hatte den rechten schwedischen Flügel angegriffen. Den vordringenden Kaiserlichen warfen sich die Schweden in einer dritten Attacke entgegen. Pappenheim wurde schwer verwundet, die gesamte kaiserliche Schlachtordnung begann nun zu wanken, aber sie zerbrach nicht. Ein durchschlagender Erfolg blieb den Schweden versagt. Als der Abend hereinbrach und der Nebel wieder fiel, zog sich die Wallensteinsche Armee unter Preisgabe der Bagage in Richtung Leipzig zurück. Die Schweden behaupteten das Schlachtfeld und galten damit nach zeitgenössischer Ansicht als die Sieger. Der Tag kostete beide Seiten hohe Blutopfer: Die kaiserliche Streitmacht büßte über 5000 Mann an Toten und Verwundeten ein, die schwedisch-sächsische Armee mehr als 4000 Mann.

Lützen war eine der bedeutendsten Schlachten des langen Krieges. Wallenstein zog sich schließlich nach Böhmen zurück, wo er Strafgericht über all die Söldneroffiziere hielt, die in der Schlacht versagt hatten. Die Schweden behaupteten vorläufig noch ihre Positionen im Reich. Der Tod des energischen, kriegserfahrenen und bei den Soldaten angesehenen Königs trug jedoch mit dazu bei, daß Disziplin und Schlagkraft der gefürch-

Lützen, 16. November 1632

Reiterei Pappenheims

Wallenstein

Leipzig

Lützen

Gustav II. Adolf

Meuchen

N

Fußvolk der Armee Wallensteins

Reiter der Armee Wallensteins

Artillerie Wallensteins

Fußvolk der Schweden und Sachsen

Reiterei der Schweden und Sachsen

Artillerie der Schweden und Sachsen

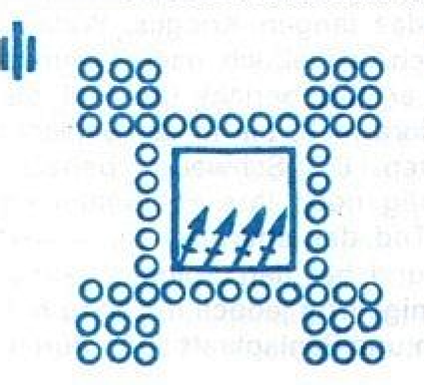
Tod Gustav II. Adolf

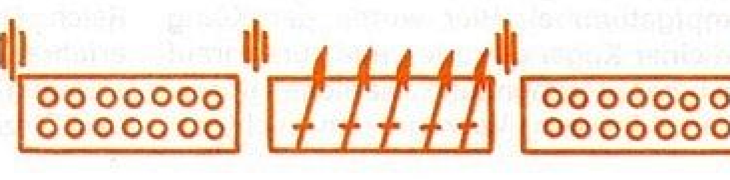
Angriffe der Schweden/Sachsen

Angriffe der Kaiserlichen

teten schwedischen Armee sanken und die Streitmacht rasch zu einem Söldnerheer herabsank. Bald wurde der Ruf „Die Schweden kommen!" zu einem Schreckensschrei der gepeinigten Bevölkerung.

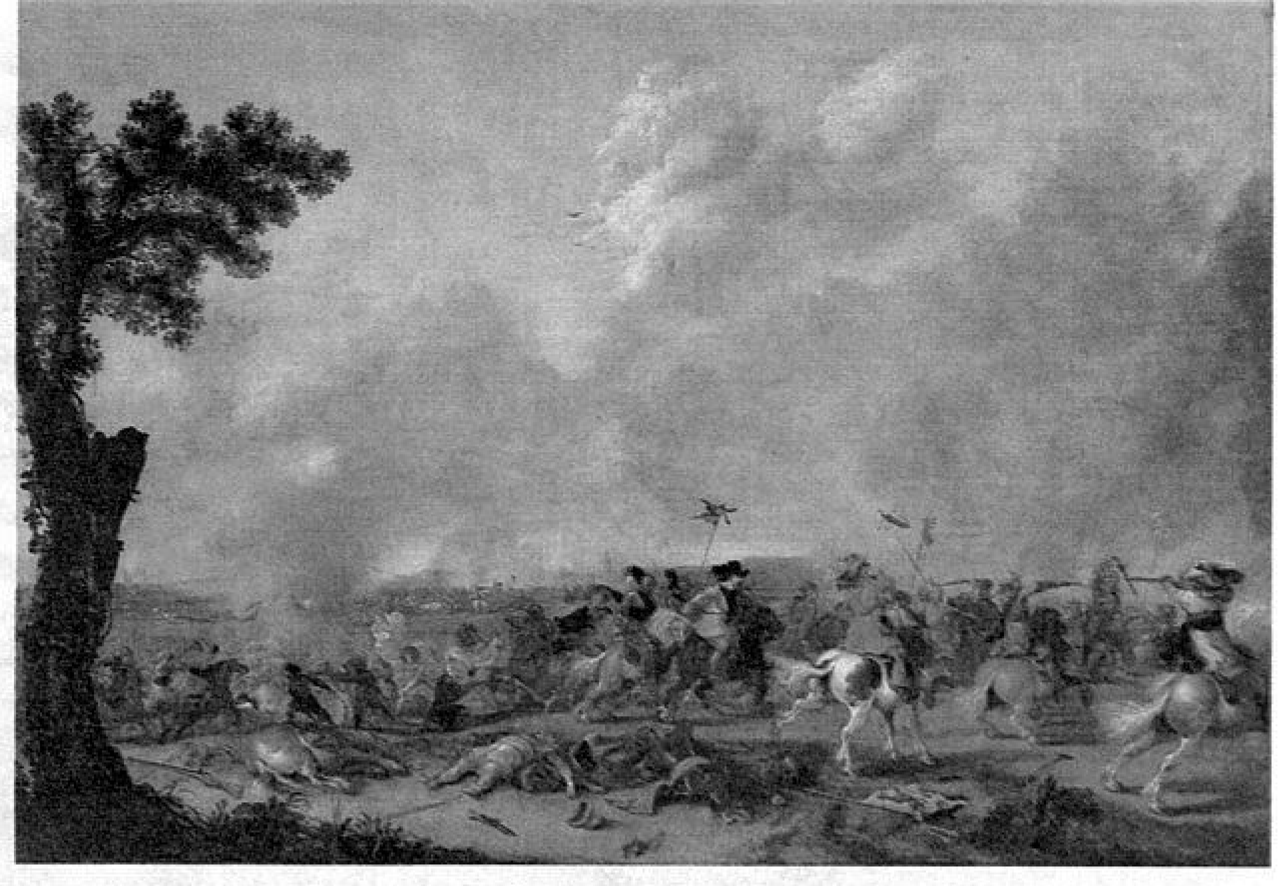
Lützen hatte erneut die überlegene Kriegskunst der Schweden gezeigt. Hier wie in der vorangegangenen Schlacht bei Breitenfeld am 17. September 1631 verdankte die schwedische Armee ihre militärischen Erfolge namentlich dem Zusammenwirken von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, der hohen Feuerkraft der Musketiere und Geschütze und den ungestümen Angriffen der Reiter. Die mächtigen Haufen des Wallensteinschen Fußvolks boten der gegnerischen Artillerie ein großes Ziel, allerdings besaßen die Terzios auch eine starke Verteidigungskraft und waren nicht leicht aufzubrechen. In militärischer Hinsicht





Unterschiedliche Aufstellung des Fußvolks: Ein Terzio Wallensteins (links).

Ein Regiment Gustav II. Adolf



markierte Lützen das Ende des aufsehenerregenden Siegeslaufs der schwedischen Armee seit 1630. Zwei Jahre nach Lützen, in der blutigen Schlacht bei Nördlingen 1634, erlitt das von Herzog Bernhard von Weimar geführte schwedisch-deutsche Heer eine schwere Niederlage.
Wallenstein und Gustav II. Adolf sind in die Weltliteratur eingegangen und seit ihrem Tode Gegenstand historischer Untersuchungen. Friedrich Schiller, angezogen von der Gestalt des kaiserlichen Generalissimus, schrieb 1798/99 seine Wallenstein-Trilogie; August Strindberg, der bedeutendste bürgerliche Dichter Schwedens, würdigte den Schwedenkönig in dem Bühnenstück „Gustav Adolf". Friedrich Engels bezeichnete Gustav II. Adolf als den „großen Militärreformator des 17. Jahrhunderts" und wertete damit die Leistung dieses Feldherrn für die Entwicklung des Militärwesens und der Kriegführung am Beginn der Neuzeit. Um den Tod Gustav II. Adolfs schlangen sich viele Gerüchte. So hieß es, daß der Herzog von Lauenburg oder ein gedungener Knecht des Herzogs Bernhard von Weimar den verwundeten König aus persönlichen Gründen getötet habe. Die Forschung hat für derartige Behauptungen bis heute keinen Beweis gefunden. Dies gilt auch für die durch den Dichter Conrad Ferdinand Meyer in der Novelle „Gustav Adolfs Page" geschilderte Legende, wonach Leubelfing ein verkleidetes Mädchen gewesen sei, das an der Seite des Königs – ohne von diesem erkannt zu werden – den Tod fand.
In der Nähe von Lützen befindet sich eine Gedenkstätte, und im Schloß der Stadt ist ein Diorama der Schlacht zu besichtigen.

Reitergefecht zwischen Kaiserlichen und Schweden in der Schlacht bei Lützen 1632. Nach einem Gemälde von Jan Asselyn

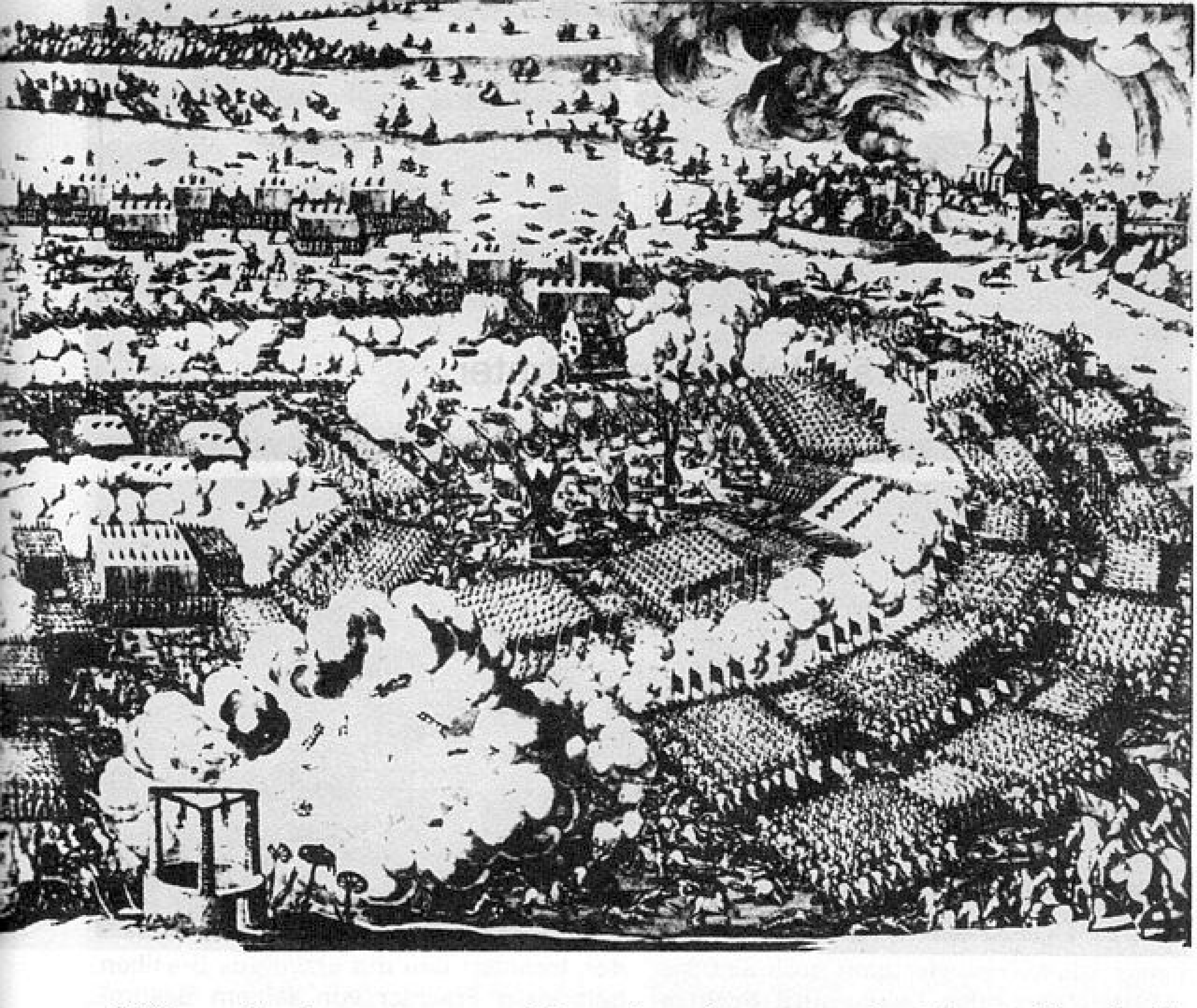


Die zwei Gesichter der Söldnerheere

„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein andrer für ihn ein,
auf sich selber steht er da ganz allein.
Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
man sieht nur Herren und Knechte;
die Falschheit herrschet, die Hinterlist
bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
der Soldat allein ist der freie Mann."

Friedrich Schiller, Wallensteins Lager,

Panorama der Schlacht von Lützen. Kupferstich des Mattäus Merian, Mitte 17. Jh.

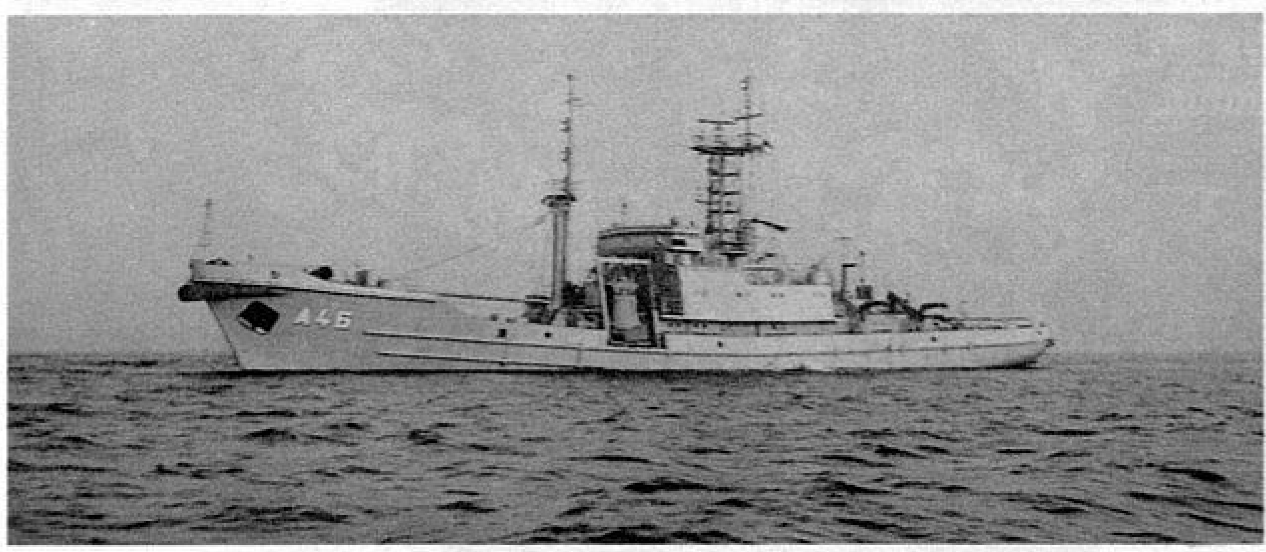


„Während eines ganzen Menschenalters wurde Deutschland die Kreuz und Quer durchzogen von der zuchtlosesten Soldateska, die die Geschichte kennt. Überall wurde gebrandschatzt, geplündert, gesengt, genotzüchtigt, gemordet. Am meisten litt der Bauer da, wo abseits der großen Heere die Freischaren oder vielmehr Freibeuter auf eigne Faust und für eigne Rechnung hantierten. Die Verwüstung und Entvölkerung war grenzenlos. Als der Friede kam, lag Deutschland hilflos, zertreten, zerfetzt, blutend am Boden; am elendsten aber war wieder der Bauer."

Friedrich Engels

SOS – und was dann?

Fregattenkapitän Robert Rosentreter



Immer wieder und viel zuoft noch tönt das SOS durch den Äther. Das bedeutet: Schiff in Not, Menschenleben in Gefahr! Die Welthandelsflotte verzeichnet noch Jahr für Jahr Hunderte von Schiffsverlusten, und das trotz immer moderner werdender Technik, trotz immer genauerer meteorologischer Vorhersagen, trotz präziserer Kennzeichnung von Gefahrenstellen an den Küsten und trotz immer besser ausgebauter Seenotrettungssysteme ...

Einige tausend Meilen hatte die „Archon Gabriel", Heimathafen Puerto Limon, Costarica, zurückgelegt. Nur vier Reisestunden trennten den mit Erzen aus Brasilien beladenen Frachter von seinem Bestimmungshafen Szczecin. Das Schiff machte ruhig seine 15 kn Fahrt. Plötzlich erzitterte der Leib des 6000-BRT-Frachters – Grundberührung!

„Land voraus!" rief im selben Augenblick, halb verwundert, halb erschreckt, der Erste Steuermann, der gerade durch das Glas schaute. Sekundenbruchteile später befahl er: „Maschinen stopp! Ruder hart Backbord!" Doch zu spät, schon erschütterte ein schwerer Stoß das Schiff. Die „Archon Gabriel" war auf ein Steinriff nordöstlich der Greifswalder Oie aufgelaufen. Zwei

Bergungs- und Rettungsschiff „Otto von Guericke" der Volksmarine der NVA









Blick durch das Bullauge des Hubschraubers: Ein Mann treibt in der See

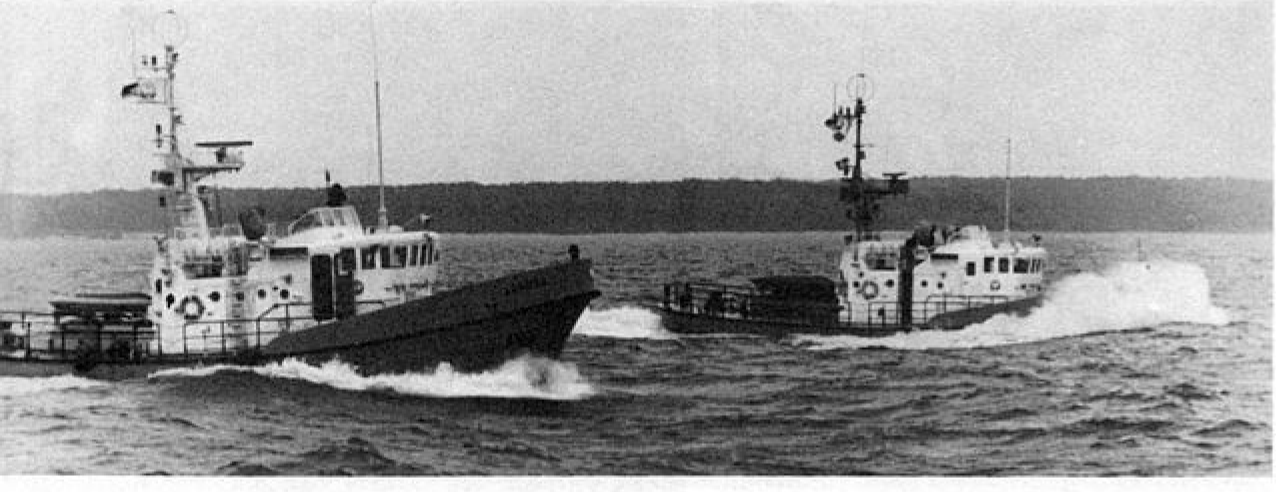
Der Mann ist aufgenommen und wird mit der Netzboje hochgehievt

Er hat es geschafft!

Hubschrauber der Volksmarine werden auch zum Seenotrettungsdienst eingesetzt

Schiffbrüchige werden aus treibenden Flößen vom Rettungskreuzer an Bord genommen





Abteilungen des Costaricaners liefen voll Wasser. Ohne Bergungshilfe war nun kein Freikommen mehr!

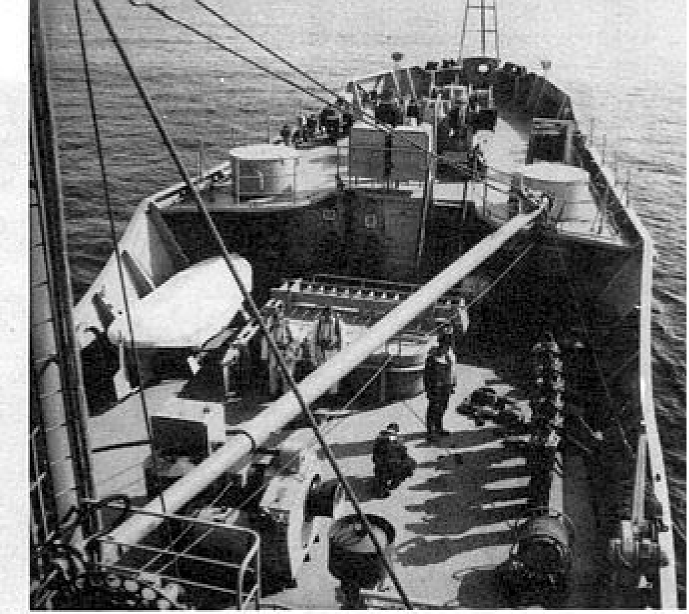
Das ereignete sich am frühen Morgen des 8. Januar 1958. Wenige Stunden nach der Strandung trafen DDR-Bergungsfahrzeuge am Ort ein, unter ihnen der Bergungsschlepper „Wismar" unserer Seestreitkräfte. Es wurde zunächst versucht, Schleppverbindung zur „Archon Gabriel" herzustellen, um das Schiff vom Riff herunterzuziehen. Doch alle Bemühungen schlugen fehl – immer wieder brachen die Schlepptrossen. Es war ein erbittertes Ringen bei scharfem Wind um Stärke 6, bei zeitweisem Nebel und bei Kälte. Das Schiff rührte sich nicht vom Fleck. Daraufhin wurde das Kümo „Timmendorf" heranbeordert, um die „Archon Gabriel" zu leichtern. Nachdem 500 Tonnen Erz vom gestrandeten Schiff abgeladen waren, gelang es vier Schleppern gemeinsam, die „Archon Gabriel" freizubekommen; nach elftägigem Einsatz! Doch auch dann war der Kampf um die Rettung des Schiffs noch nicht beendet; denn inzwischen war das Wasser durch beständig wehende Südwestwinde erheblich gefallen. Deshalb gelang es nicht, den Frachter auch über jene Barriere zu bringen, an der er die erste

Feuerlöschboot der Volksmarine bei der Brandbekämpfung

Die Seenotrettungskreuzer „Arkona" und „Stoltera" während einer Übung vor Warnemünde

Grundberührung vor dem endgültigen Auflaufen gehabt hatte. Wieder wurde geleichtert, gleichzeitig wurde das Leck in der Außenhaut besser abgedichtet, als das anfangs für die Besatzung möglich war. Pumpen saugten das eingedrungene Wasser ab ...

Der ganze Havariefall offenbarte einige der Ursachen, die immer wieder zu Schiffsverlusten auf See führen. Neben der enorm angestiegenen und weiter zunehmenden Verkehrsdichte auf See und neben den höheren Geschwindigkeiten, die man als objektive Bedingungen der Seefahrt unserer Tage bezeichnen könnte, ist als subjektiv bedingter Grund immer wieder das menschliche Versagen an erster Stelle zu nennen. Die Seekarte, die vom nautischen Personal benutzt wurde, war zwanzig Jahre alt und wies trotz zahlreicher Berichtigungen einige Ungenauigkeiten auf, da ja Meeresboden und Küstenbeschaffenheit, Tiefe der Fahrwasser, um nur einige Faktoren zu nennen, ständigen Veränderungen unterliegen. Außerdem hatte das Brückenpersonal seinen Dienst ziemlich nachlässig versehen, was ja in Küstennähe besonders sträflich ist, weil gerade dort, wo sich Meer und Land berühren, die größten Gefahren für die Seefahrt drohen: Riffe, Sandbänke, große Steine, Wracks oder enge Fahrwasser.
Immer wieder bewegten aufsehenerregende Schiffsuntergänge und dramatische Rettungsaktionen die Menschen. Schriftsteller und Dichter beschrieben Strandungen und Katastrophen auf See, Maler stellten sinkende Schiffe dar, in Filmen kam dieses Thema ebenfalls nicht zu kurz. Natürlich waren in vergangenen Zeiten die Möglichkeiten zur Rettung von Schiffbrüchigen aus Seenot nur sehr gering, sie entsprachen dem jeweiligen Stand der Wissenschaft und Technik.

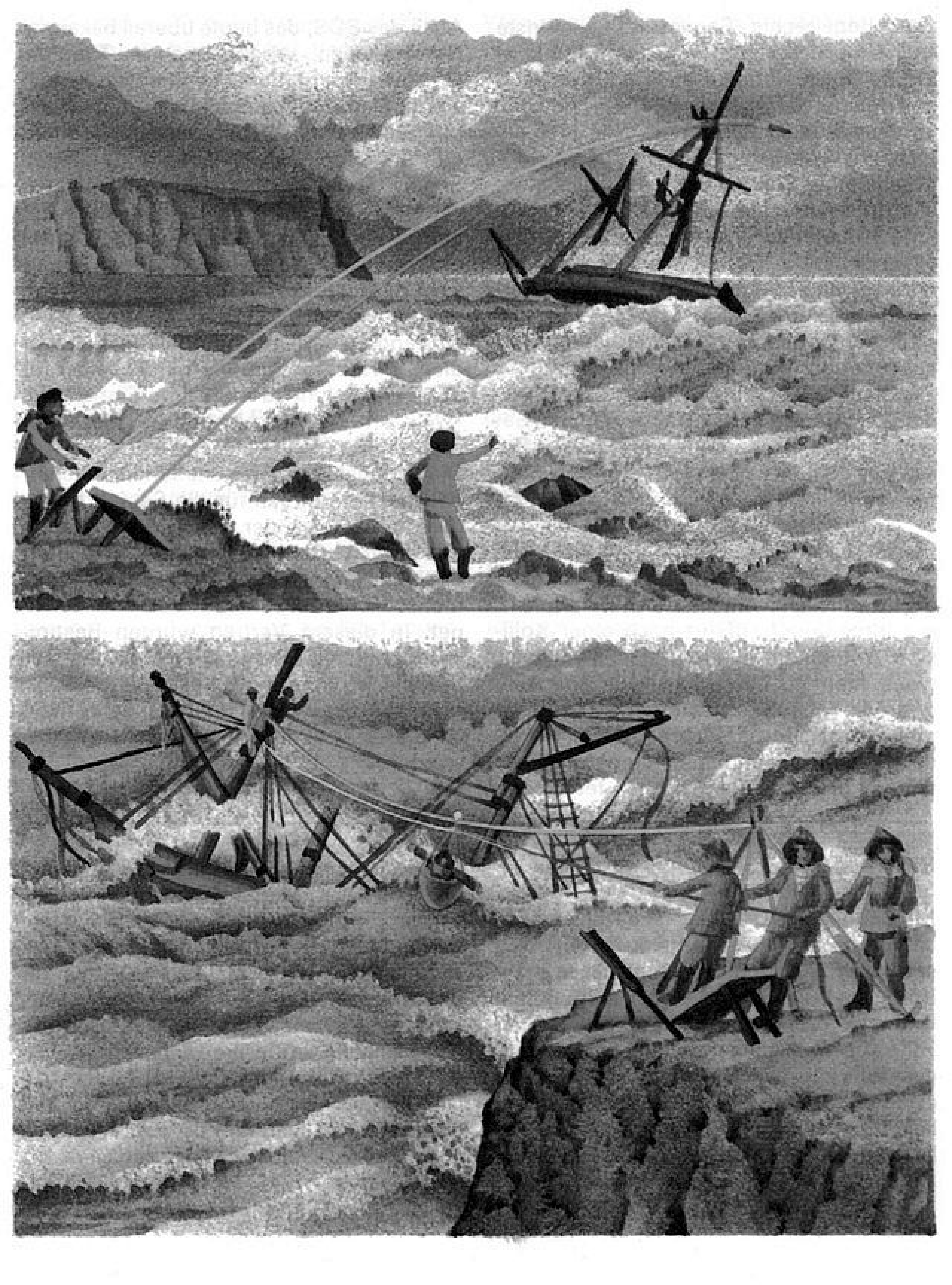




Um so mehr entzündeten Glaube und Aberglaube die Hoffnung der Seeleute auf Rettung aus Not und Bedrängnis. Sankt Nikolaus, der legendäre katholische Volksheilige, Bischof zu Myra, an dessen Geburtstag, dem 6. Dezember (geb. 374) noch heute vielerorts die Kinder Süßigkeiten in die bereitgestellten Schuhe gesteckt bekommen, avancierte in der „christlichen Seefahrt" rasch zum Schutzpatron der Seeleute und zum Seenotretter Nummer eins. Viel Erfolg konnte ihm freilich nicht beschieden sein, wie auch allen Schutzgeistern und Schutzheiligen vor und nach

Eine Einsatzgruppe ist auf der Back der „Otto von Guericke" angetreten

Motor-Rettungsbarkasse der „Otto von Guericke" im Bergungseinsatz



ihm. Regelrechte Seenotrettungsdienste entstanden erst im vorigen Jahrhundert. So die Royal National Lifeboat Institution in England, dem damals führenden Seefahrtsland. In Deutschland wurde 1865 die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gegründet. Erst seit 1910 besteht eine internationale Verpflichtung zur Rettung von Menschenleben aus Seenot. Der entsprechende Vertrag wurde in Brüssel unterzeichnet. Darin heißt es, daß alle Personen, die auf See in Lebensgefahr geraten, Anspruch auf Beistand haben. Daraus leitet der Vertrag die Verpflichtung für alle Schiffsführer ab, entsprechend zu handeln, sofern sie dazu ohne ernsthafte Gefahr für das eigene Schiff und dessen Besatzung in der Lage sind. Diese Bestimmung schließt auch die Hilfe für schiffbrüchige Seeleute eines feindlichen Landes im Kriegsfall mit ein.

Die furchtbare Katastrophe der „Titanic", die in der Nacht vom 14. zum 15. April 1912 auf ihrer Jungfernfahrt nach einer Kollision mit einem Eisberg gesunken war, wobei mehr als 1 500 Menschen ertranken, gab den Anstoß zu weiteren Sicherheitsmaßnahmen in der Schiffahrt. So wurde der Eispatrouillendienst eingeführt, es wurden die Nordatlantikrouten festgelegt. Auch das SOS, das heute überall bekannte Notrufzeichen, wird seit dem „Titanic"-Unglück international einheitlich angewandt. Jeder Funker, der es hört, muß sofort seinen Funkverkehr unterbrechen, um die Angaben des in Seenot geratenen Schiffs unverzüglich aufnehmen und auswerten zu können. Es ist aber eine Legende, daß SOS „Save our souls" (Rettet unsere Seelen) bedeuten soll. Diese „Übersetzung in Klartext" ist viel später erfolgt, ebenso wie das zynische „So oder so", eine andere Variante. Ausschlaggebend für diese Buchstabengruppe ist die selbst für den Laien leicht zu merkende Signalfolge · · · — — — · · ·, ihr nicht zu überhörender Rhythmus.

Die nationalen und internationalen Sicherheitsbestimmungen für die Seefahrt wurden immer strenger. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde 1948 in London eine internationale Abmachung zum Schutze des menschlichen Lebens auf See unterzeichnet. In diesem Vertrag wurden Bestimmungen über Bau und Ausrüstung der Seeschiffe, über Rettungsmittel, Wetterdienste u. a. aufgenommen. Im Jahre 1960 ist dieser Vertrag erneuert bzw. ergänzt worden.

Am 22. Juni 1962 patrouillierte das MLR-

Historischer Rückblick

Die Rettung von Land aus fand früher wie in unserer Zeit starke Aufmerksamkeit, weil unter den Havariefällen Strandungen recht häufig sind. Die Prinzipien der Rettung sind heute wie damals unverändert. So wird mit Hilfe von Wurfapparaten eine Leinenverbindung zum gestrandeten Schiff hergestellt, um die Mannschaft des Unglücksschiffs an Land holen zu können. Auch die Methode, mit Rettungsbooten den in Gefahr Geratenen zu Hilfe zu eilen, wird beibehalten. Freilich sind die Mittel heute um ein vielfaches moderner und wirksamer. Statt Segel und Riemen werden seetüchtige und starke Motorboote und Rettungskreuzer mit aller nautischen Ausstattung sowie mit den nötigsten Mitteln für die sofortige medizinische Betreuung eingesetzt. Statt Pferdewagen, die die Boote, Raketenapparate sowie die Helfer an die Unglücksstelle transportierten, sind heute geländegängige Lastkraftwagen zur Stelle. Statt offener Feuer am Strand oder Fackeln dienen heute zur nächtlichen Beleuchtung starke Scheinwerfer.

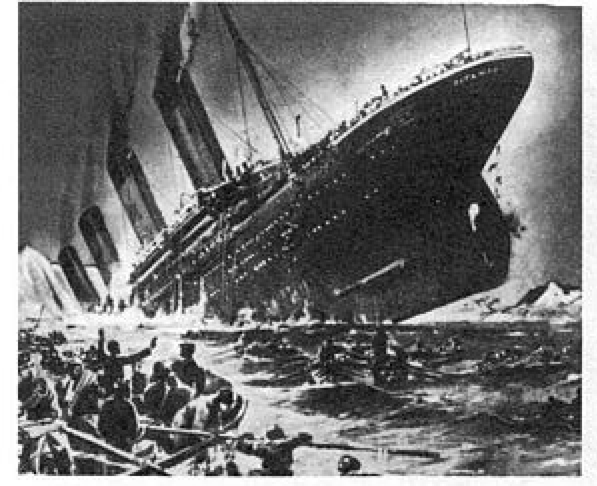
Schiff „Saßnitz" nördlich von Kap Arkona. Der Ausguck fröstelte bei dem frischen Nordost. Mißmutig stellte er fest, daß es erst 02.00 Uhr war. Verdammte Hundewache! Normalerweise schlafen die Leute um diese Zeit. Als er wieder durch sein Zeiß-Glas in die Runde schaute, stutzte er. Das kann doch wohl nicht sein!? Er rieb sich die Augen, blickte nochmals angestrengt. Dann rief er aufgeregt von seinem Signaldeck zur Brücke hinunter: „Feuerschein, Steuerbord 10°. Vermutlich brennendes Fahrzeug!"

Nur Sekunden später eilte der Funker auf den Hauptbefehlsstand und übergab dem Kommandanten einen SOS-Spruch, den er gerade aufgenommen hatte. Alarmglocken schrillten durch die Decks. Mit „zweimal großer Fahrt" steuerte die „Saßnitz" den Havaristen an.

Am Unfallort 54°44,1' Nord/ 12°54,2' Süd befanden sich bereits zwei kleine Motorschiffe und ein Fischkutter. Sie hatten inzwischen zwei Frauen und ein Kind sowie einen großen Teil der Besatzung von dem lichterloh brennenden 3892-BRT-Frachter „Agne", Heimathafen Göteborg, Schweden, übernommen. Ihre Löschbemühungen mit den für diesen Fall viel zu leistungsschwachen Löschpumpen und Schläuchen mußten aber erfolglos bleiben. Auf der „Saßnitz" war alles zur Hilfeleistung bereit. Die Löschschläuche waren angeschlossen, die Leinen klargemacht, die Löschtrupps formiert. Der Kapitän des Unglücksschiffs, der mit einigen älteren Seeleuten noch an Bord war und den Kampf noch nicht aufgegeben hatte, atmete auf, als das Kampfschiff unserer Volksmarine erschien und Hilfe anbot. Wenn überhaupt, dann konnte nur noch von diesem Schiff Rettung kommen, das erkannte der erfahrene Seemann sofort. Kriegsschiffe haben für die Lösung von Rettungsaufgaben in der Regel bessere Voraussetzungen als Handelsschiffe oder Fischereifahrzeuge. Sie können dank ihrer höheren Geschwindigkeit rascher an den Unfallort gelangen, sie verfügen über die wirksameren Brandbekämpfungs- und Leckwehrmittel sowie über mehr „helfende Hände". Die „Saßnitz" ging ohne zu zögern am brennenden Frachter längsseits und machte fest. Zur selben Zeit ergoß sich aus allen verfügbaren Schläuchen das Wasser auf die „Agne" und die Löschtrupps betraten mutig das brennende Schiff, denn zwei der schwedischen Matrosen wurden noch vermißt. Es gelang zunächst, die weitere Ausbreitung des Brandes zu verhindern und ihn etwas einzudämmern. Die Entscheidung aber fiel erst, nachdem auch das in der Nähe befindliche MLR-Schiff „Gera" erschien und ins Geschehen eingriff. Die „Gera" ging an der anderen Seite der „Agne" längsseits, und nun rückten die Einsatzkommandos beider Schiffe, mit B- und C-Schläuchen sowie mit Schaumlöschern bewaffnet, gegen den Brandherd vor. Gegen 06.00 Uhr befand sich das Feuer unter Kontrolle. Die „Agne" war gerettet. Für die beiden vermißten schwedischen Seeleute kam leider jede Hilfe zu spät ...

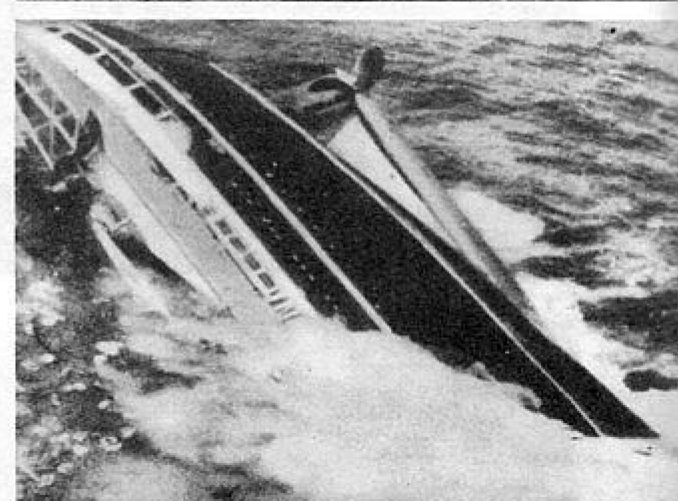
Die „Otto von Guericke" lief zu einer Übung aus. Draußen in See kam auf Gegenkurs ein Versorgungsschiff der Volksmarine in Sicht. Auf der „Otto von Guericke" wurde Alarm ausgelöst. Der Versorger stellte nämlich ein hilfsbedürftiges Schiff dar, es war für die nächsten Stunden eine Art Sparringspartner für das Bergungs- und Rettungsschiff. – Zunächst wurde auf dem entgegenkommenden Schiff ein Brand imitiert.

Über eine Distanz von mehreren Dutzend Metern begann die „Otto von Guericke" das „Gefecht". Wahre Sturzbäche von Wasser und Schaum ergossen sich aus den armdicken Rohren der Wasserkanonen



So sah ein zeitgenössischer Maler die „Titanic"-Tragödie. Konstruktive Mängel hatten nach der Kollision des Passagierdampfers mit einem Eisberg am 15. April 1912 zum Untergang des als unsinkbar ausgegebenen Schiffs geführt



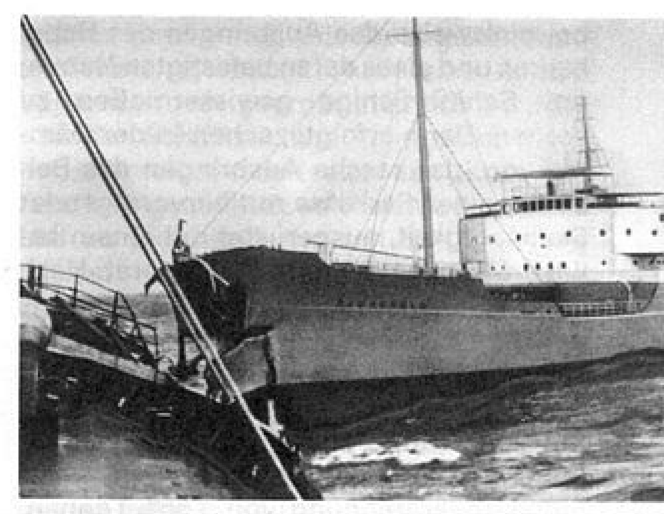




Ähnliche konstruktive Mängel wie bei der „Titanic" führten am 27. Juli 1956 zum Untergang des italienischen Passagierschiffs „Andrea Doria", nachdem das Schiff am 26. Juli mit der schwedischen „Stockholm" auf dem Atlantik im Nebel kollidiert war.
Von oben nach unten: Die „Andrea Doria" am 27. Juli 1956 um 7.40 Uhr mit starker Schlagseite. „Andrea Doria" um 15.09 Uhr – das Vernichtungswerk ist fast vollendet. Um 15.15 Uhr taucht das Heck für Sekunden aus dem Atlantik, dann ist das stolze Schiff für immer verschwunden

auf das Versorgungsschiff, gerade so, als gelte es, eine echte Feuersbrunst niederzukämpfen.
Wenig später ging das Versorgungsschiff an der „Otto von Guericke" längsseits. Nun begann die nächste Übung für eine weitere Feuerlöschvariante: Brandbekämpfung von Bord zu Bord. „Spezial-Marine-Feuerwehrleute", die, in Asbestanzügen und mit Druckluftatemgeräten ausgerüstet, sehr an Marsmenschen erinnerten, gingen zur Brandaufklärung und Brandbekämpfung mit Schläuchen und Gasfeuerlöschgeräten vor. Im Ernstfall

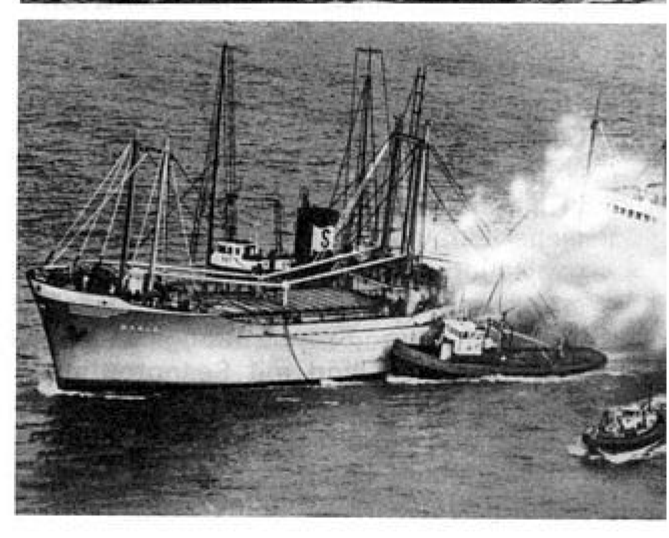
Trotz Radaranlagen kollidierte im August 1952 der norwegische Tanker „Bjorgholm" (rechts im Bild) im Ärmelkanal mit dem USA-Frachter „Western Farmer". Das amerikanische Schiff brach in der Mitte auseinander und sank nach acht Stunden. Noch gehen jährlich mehr Schiffe durch Kollisionen verloren als durch Sturm und Strandung



Auch Flugzeugbesatzungen können in Seenot geraten. Im Bild ein UAW-Flugzeug vom Typ Grumman TBM „Avenger" der USA nach der Notwasserung



Am 7. Januar 1967 kam es im Ärmelkanal abermals zu einer Kollision: MS „Saale" der DSR wurde von dem britischen Tanker „Edenfield" gerammt und geriet in Brand. Dem Einsatz der Besatzung ist es zu danken, daß der Brand unter Kontrolle gebracht und das Schiff gerettet werden konnte



hätte die „Otto von Guericke" auch einen Schaumgürtel anlegen können. Dabei geschieht folgendes: Aus Düsen unterhalb der Scheuerleiste des Schiffs wird auf die Wasserfläche entlang der Bordwand Schaum gesprüht. Dank dieses Schaumflecks vermag sich das Schiff an ein brennendes Objekt oder auch an ausgelaufenes brennendes Öl schrittweise heranzuarbeiten.
Kaum war dieser Übungsteil beendet, begann ein weiteres Trainingsmanöver. Die Männer der „Otto von Guericke" versuchten, den „leck geschlagenen" Versorger mit Hilfe eines mächtigen Lecksegels von außen und mit verschiedenen Leckwehrmaterialien, wie Holzbalken, Keilen, Leckwehrkissen, von innen abzudichten. Der Einsatz leistungsstarker Pumpen wurde imitiert. Sie beförderten das in den Versorger eingedrungene Wasser rasch außenbords.
Der Tag neigte sich zum Ende. Der Versorger legte ab und ging auf Heimatkurs. Die Besatzung der „Otto von Guericke" setzte die Ausbildung nun allein fort. Die Aufnahme Schiffbrüchiger stand auf dem Plan. Immer und immer wieder wurden verschiedene Rettungsmethoden trainiert,

beispielsweise das Ausbringen des Hebebaums und eines daran befestigten Netzes, um Schiffbrüchige gewissermaßen zu fischen. Dann erfolgte, schon in der Dämmerung, das rasche Ausbringen des Beiboots, einer Barkasse mit hervorragender Seegängigkeit, ausgerüstet mit einem soliden Motor und einem Sendegerät. Nach mehrfachem Wiederholen des Aussetzens und des Einnehmens der Barkasse ging spät abends die Ausbildung zu Ende.

Die „Otto von Guericke" ist ein vielseitiges Bergungs- und Rettungsschiff mit einer Standardverdrängung von 1 561 Tonnen. Sie ist für Schleppereinsätze in allen Seegebieten und für das Abbergen gestrandeter Schiffe mit einer achtunggebietenden Schleppleine von 500 m Länge und 48 mm Durchmesser sowie mit einer Winsch ausgerüstet, die bei zu hoch werdender Last hydraulisch nachgibt und so einem Brechen der Leine vorbeugt.
Neben der Brand- und Leckbekämpfung und der Aufnahme sowie der ärztlichen Betreuung von Schiffbrüchigen gehören auch Taucherarbeiten verschiedenster Art zu den Spezialaufgaben dieses Schiffs. Die auf der Gdańsker Nordwerft gebaute „Otto von Guericke" und ihre Schwesterschiffe „Piast" und „Lech" der Polnischen Seekriegsflotte gehören zum Modernsten, was in unseren Tagen für die Aufgaben der Seenotrettung in der Ostsee zur Verfügung steht.
In der DDR ist übrigens der Seenotrettungsdienst eine staatliche Aufgabe, deren Organisation und Führung dem Seefahrtsamt der DDR obliegt. An unserer Küste gibt es neun Seenotrettungsstationen. Vier Stationen sind mit Seenotrettungsfahrzeugen ausgerüstet, darunter Warnemünde und Saßnitz mit den beiden in der Volksrepublik Polen gebauten Seenotrettungskreuzern „Stoltera" und „Arkona", die sehr seetüchtig sind und sich bei Übungen hervorragend bewährt haben. Die Stationen in Kühlungsborn, Wustrow, Zingst, Kloster und Zinnowitz sind mit Mitteln zur Rettung von Land aus eingerichtet.
Seenotrettung verlangt aber immer wieder schnelles Handeln, vor allem zur Aufnahme von Schiffbrüchigen, deren Unterkühlung gerade in unserer Klimazone selbst in warmen Sommermonaten sehr rasch voranschreitet. Jeder Ostseeurlauber hat schon selbst erfahren, daß man auch an heißesten Tagen nicht stundenlang baden kann.
Seefahrzeuge, selbst die schnellsten, sind oft noch zu langsam, wenn es gilt, möglichst in wenigen Minuten zu Hilfe zu eilen. Der mit speziellen Rettungsmitteln ausgerüstete Hubschrauber hat in dieser Hinsicht entscheidende Vorteile, zumal ein Auffinden eines im Wasser treibenden Menschen aus der Luft leichter ist als aus der Bordperspektive.
In der DDR werden deshalb vom Seenotrettungsdienst, der für die operative Leitung der Einsätze zuständig ist, nötigenfalls auch Hubschrauber der Volksmarine angefordert. Die Hubschrauberkräfte der Volksmarine und der Luftstreitkräfte der NVA erhalten eine entsprechende Ausbildung und haben bereits an Seenotrettungsübungen — auch im Zusammenwirken mit zivilen Kräften des Seenotrettungsdienstes — teilgenommen.

Auf dem Flugplatz nahe der Küste dröhnten schon am frühen Morgen die Motoren der Hubschrauber. Eine Maschine befand sich bereits zum Wetterflug in der Luft. Es war ein etwas kühler Sommertag, und leichte Regenschauer waren angesagt. Die Wetterflugbesatzung bestätigte diese Prognose nach ihrer Landung. Unangenehm für die Genossen, die da in einem Schlauchboot auf dem Strelasund hockten, um dann

beim Anflug der Hubschrauber ins Wasser zu springen und sich „retten" zu lassen. Man hätte ihnen angenehmeres Badewetter gewünscht. Den Maschinen machte der Regen nichts aus, auch nicht der leichte Wind, der kabblige Wellen formte. Die erste Mi-8 schwang sich hinauf in die Lüfte. Unter der „Hornisse" breitete sich die Stadt aus mit ihren ehrwürdigen Türmen, den windschiefen alten Dächern, den Neubauten landeinwärts, dem Hafen, der Werft und der neuen Badeanstalt an ihrer Wasserseite. Unten auf dem Sund zogen ein paar Seebäderdampfer und Segelboote dahin. Dutzende Augenpaare richteten sich auf die herunterschwebende Mi. Der Hubschrauberführer baute eine Platzrunde auf und flog zu jener Stelle, wo der „Schiffbrüchige" trieb. Der Bordtechniker fuhr inzwischen die Netzboje aus und gab seinem Hubschrauberführer Anweisungen, denn in dem Augenblick, da sich die „Hornisse" genau über dem im Wasser treibenden Mann befindet, kann der Hubschrauberführer ihn nicht sehen. Etwa 15 bis 20 Meter über dem zu Rettenden brachte der Hubschrauberführer seine Mi-8 in die Standschwebe. Der Mann da unten schwamm auf den rettenden Ring zu und zog sich ins Netz. Nun stieg der Hubschrauber ein bis zwei Meter, hob so die lebende Last aus den Wellen. Dann konnte der Bordtechniker die Netzboje wieder einfahren und dem Mann in die Maschine helfen, die sich auf den Rückflugkurs begab. Doch ein Anlauf, ein einziger Anflug konnte natürlich nicht das ganze Trainingspensum ausmachen. So wurde der Mann wieder abgesetzt, von einer anderen Hubschrauberbesatzung erneut aufgenommen, wieder abgesetzt und nochmals „gerettet". Auch eine andere Variante wurde geprobt, nämlich der Fall, daß der Schiffbrüchige keine Kraft mehr hat, sich selbst in den rettenden „Kescher" zu schwingen. Einen solchen Mann aus der Luft zu „fischen", ihn mit der Kraft des ganzen Hubschraubers in die Netzboje hineinzuziehen, das erfordert noch mehr fliegerisches Können und die Erfahrung vieler Übungsstunden.

Seenotrettung ist seemännische Pflicht. Jeder, der in Not gerät, hat auf Hilfe Anspruch, auch jene, die durch Fahrlässigkeit in eine gefährliche Lage geraten sind. Das kommt nicht selten vor. Da rettete das MLR-Schiff „Rostock" einen Sportflieger aus der BRD, der aus Freude über die Geburt seines Sohnes „in die Luft gegangen" war und den Neugeborenen fast zum Halbwaisen gemacht hätte, weil er sich vor dem Start nicht von der Flugbereitschaft seines Apparats überzeugt hatte. Da mußten Sportbootfahrer aus dem Bach gefischt werden, weil sie mit einer Autokarte statt mit einer Seekarte auf der Ostsee herumkutschiert waren, auf der die Seewege natürlich nicht verzeichnet sind. Und so könnte man eine ziemliche Liste von Havariefällen anführen, die dem Bruder Leichtsinn zuzuschreiben sind. Gerade in kapitalistischen Ländern, nicht zuletzt in der BRD, sind die gesetzlichen Bestimmungen für das Benutzen von Seefahrzeugen so locker, daß immer mehr vergnügungs- und renommiersüchtige Leute ohne genügende Kenntnisse und Fertigkeiten die See unsicher machen dürfen. Auch das sind Gründe, weshalb der SOS-Ruf noch so häufig ertönt, viel zu oft noch ...

Wir bauen ein elektronisches Schießtrainingsgerät

Hagen Jakubaschk

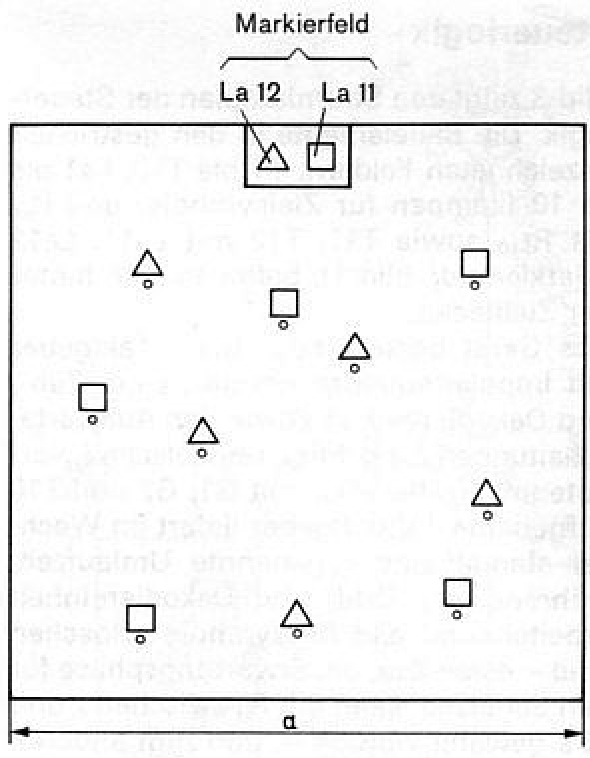
Das Schießen mit Luftdruck- und Kleinkaliberwaffen ist eine sehr populäre wehrsportliche Disziplin. Gute Schießergebnisse sind Ehrensache, nur kommen sie nicht von selbst. Vielmehr müssen Konzentrationsfähigkeit und Reaktionsschnelligkeit regelmäßig trainiert werden. Da den Schützen aber zum Training nicht immer Schießstände zur Verfügung stehen und sich darüber hinaus z. B. die Reaktionszeiten der Schützen nur umständlich, dazu noch oft ungenau ermitteln lassen, kann das nachfolgend beschriebene elektronische Schießtrainingsgerät das praktische Schießen sehr gut ergänzen.
Das Gerät ist in TTL-Technik, mit 9 integrierten Schaltkreisen und 24 Transistoren bestückt, aufgebaut. Da der Aufwand an Bauelementen für das Gerät relativ groß ist und für den Aufbau auch gute Kenntnisse in der Elektronik notwendig sind, sollten sich besonders Arbeitsgemeinschaften dieser Aufgabe zuwenden.

Prinzip des Schießtrainingsgeräts

Der Schütze muß mit einem pistolenförmig ausgebildeten Lichtblitzgeber die von der Steuerlogik des Geräts in zufälliger, unregelmäßiger Folge angebotenen Ziele richtig auswählen, anvisieren und treffen. Das Gerät zählt getrennt die richtig ausgewählten und getroffenen Ziele sowie die fälschlich anvisierten und getroffenen „verbotenen" Ziele und registriert diese als Fehlschüsse. Die Reaktionszeit des Schützen, die Zeit vom Zielangebot bis zum Schuß, kann über einen extern anzuschließenden beliebigen Zeitmesser ermittelt werden.

Zielfläche

Bild 1 zeigt eine mögliche Gestaltung der Zielfläche. Auf ihr sind insgesamt 10 Ziele, in 2 Gruppen zu je 5 gleichartigen Zielsymbolen (Quadrat und Dreieck), unregelmäßig über die Zielfläche verteilt. Diese Symbole sind transparent und können von der Rückseite mit Lampen (La 1 bis La 10) beleuchtet werden. Unmittelbar unter ihnen befinden sich kleine Lichteintrittsöffnungen, hinter denen Fotowiderstände (R_F) als Lichtblitzempfänger angeordnet sind. Ferner ist ein Markierfeld vorhanden, in dem jeweils eines der beiden transparenten Zielsymbole in zufälliger Folge



Gruppe I: △ Leuchtfeld La 1...La 5

Gruppe II: □ Leuchtfeld La 6...La 10

° Lichteintrittsöffnung

Schußentfernung in m	2	3	5
a in cm	90	130	200

durch Beleuchtung mit den Lampen La11 oder La12 von der Rückseite sichtbar wird.

Während einer vorwählbaren Wartezeit (2 bis 20 s) sind sämtliche Zielsymbole erloschen. Nach Ablauf dieser Zeit leuchtet im Markierfeld eines der Zielsymbole auf; gleichzeitig erscheint – ebenfalls in zufälliger Reihenfolge – eines der Zielsymbole im Zielfeld als „Zielangebot". Stimmt das aufleuchtende Zielsymbol (z. B. Quadrat) mit dem zugleich im Markierfeld erscheinenden Symbol überein (Quadrat), so gilt es als „zulässiges Ziel". Der Schütze muß das Ziel nun möglichst schnell mit der Lichtblitzpistole anvisieren und versuchen, es zu treffen. Stimmt dagegen das auf der Zielfläche aufleuchtende Symbol nicht mit dem im Markierfeld erscheinenden überein, so gilt es als „verbotenes Ziel", und es darf nicht geschossen werden; ein Schuß auf ein „verbotenes Ziel" würde als Fehlschuß gezählt werden.

Ist das Ziel korrekt getroffen, so verlischt das Zielsymbol. Durch ein akustisches Signal mit einer bestimmten Tonhöhe läßt sich zusätzlich der Treffer eines korrekten oder – mit einer anderen Tonhöhe – eines verbotenen Ziels erkennen.

Die Zeit, in der das Ziel angeboten wird, kann zwischen etwa 1 bis 5 s vorgewählt werden. In dieser Zeit muß der Schütze das Zielsymbol mit dem aufleuchtenden Symbol im Markierfeld vergleichen und feststellen, ob das angebotene Ziel „erlaubt" ist oder nicht beschossen werden darf, und er muß es danach gegebenenfalls so schnell wie möglich genau anvisieren und treffen. Wird die dafür vorgegebene Zeit überschritten oder das Ziel nicht getroffen bzw. nicht beschossen, so verlischt das Zielsymbol, und nach einer vorher eingestellten Pausenzeit erscheint ein neues Zielangebot auf Zielfläche und Markierfeld. Dieser Vorgang wiederholt sich periodisch, wobei die Reihenfolge der Zielsymbole sowie ihre Übereinstimmung mit einem Markierfeldsymbol rein zufällig sind. Diese scheinbar einfache Aufgabe erfordert aber vom Schützen bereits Konzentrationsvermögen und Ausgeglichenheit, um schnell über die Zulässigkeit des Schusses zu entscheiden und das Ziel sicher zu treffen.

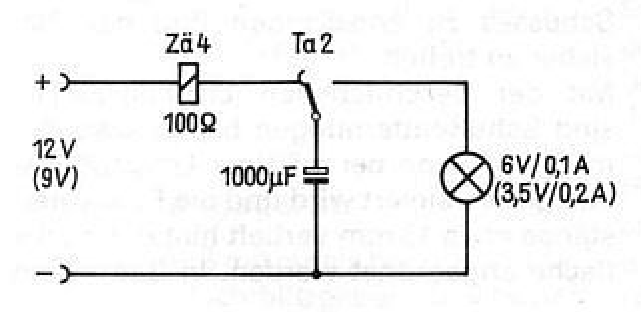
Mit der beschriebenen Lichtblitzpistole sind Schußentfernungen bis zu etwa 5 m möglich, wenn bei mäßiger Umgebungshelligkeit trainiert wird und die Fotowiderstände etwa 15 mm vertieft hinter der Zielfläche angeordnet werden. In Bild 1 sind

Gestaltungsvorschlag für die Zielfläche mit Zielsymbolen und Markierfeld für das Schießtrainingsgerät

günstige Abmessungen für die Zielfläche bei unterschiedlichen Schußentfernungen als Richtwerte angegeben. Bei größeren Schußentfernungen sollten die transparenten Zielsymbole farblich verschieden sein, damit der Schütze sie besser erkennen kann.

Lichtblitzpistole

Die Schaltung der Lichtblitzpistole (Bild 2) ist sehr einfach. Das Licht der Lampe muß möglichst eng gebündelt sein. Dazu eignet sich sehr gut ein Taschenlampenhohlspiegel, der an Stelle des Pistolenlaufs auf einem entsprechenden Griffkolben verstellbar montiert wird. Im Griff können der Elektrolytkondensator, die Batterie und das elektromechanische Zählwerk (Postgesprächszähler) Zä4, mit dem sich die Schußzahl erfassen läßt, untergebracht werden. Ein Mikrostößeltaster Ta2 wird mit dem Pistolenabzug gekoppelt. Das Postgesprächszählwerk benötigt eine Speisespannung von 12 V (Lampentyp 6 V/0,1 A). Wird Zä4 durch einen Widerstand von 100 bis 220 Ω ersetzt, so kann als Betriebsspannung 9 V mit einem Lampentyp 3,5 V/0,2 A verwendet werden. Betriebsspannung, Lampentyp und 1000-µF-Elektrolytkondensator sind so aufeinander abgestimmt, daß sich ein kurzer, ausreichend kräftiger, die Lampe auch bei häufigem Gebrauch nicht vorzeitig schädigender Lichtblitz ergibt.



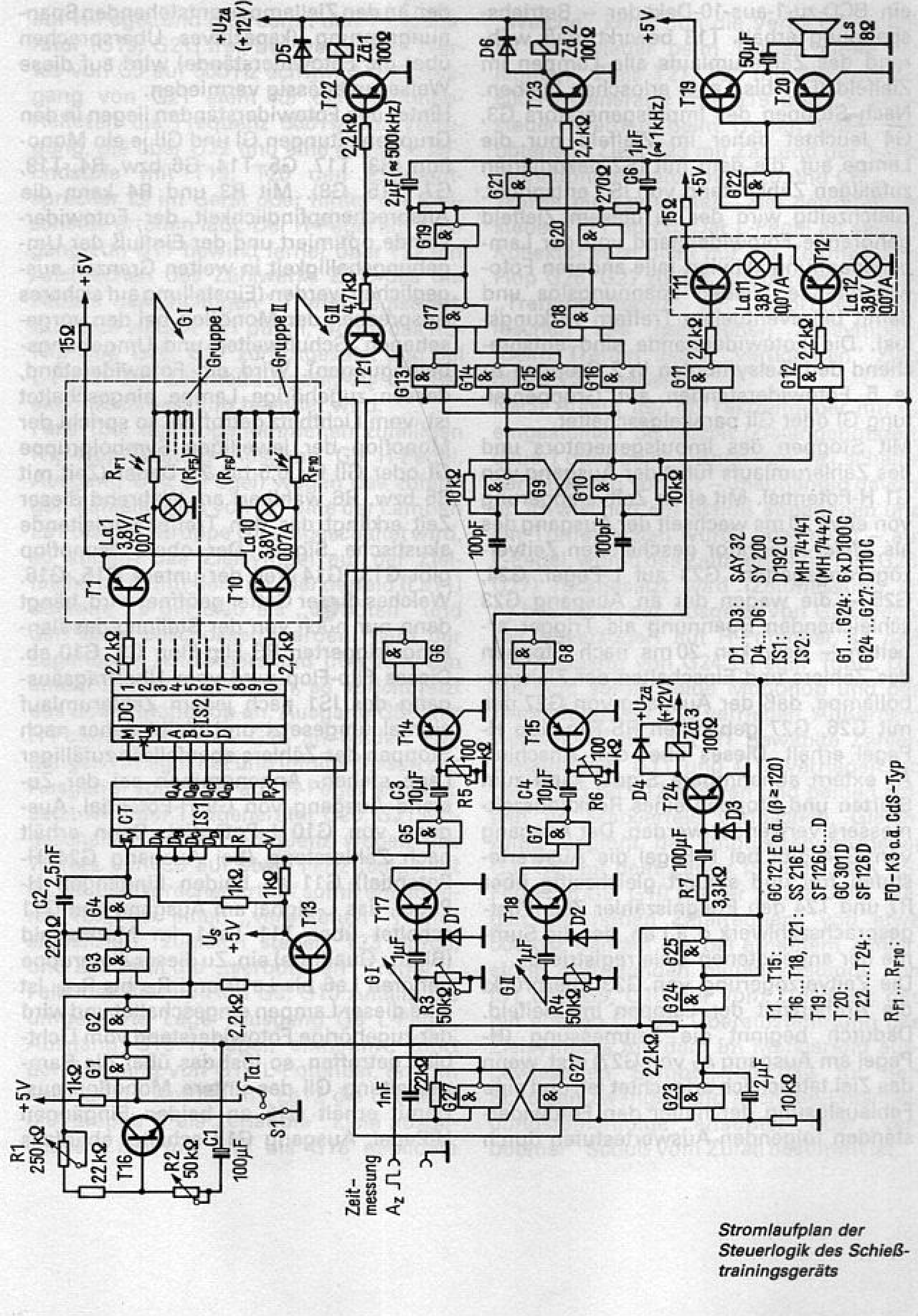
Stromlaufplan der Lichtblitzpistole

Steuerlogik

Bild 3 zeigt den Stromlaufplan der Steuerlogik. Die Bauelemente in den gestrichelt gezeichneten Feldern. T1 bis T10. La1 bis La 10 (Lampen für Zielsymbole) und R_{F1} bis R_{F10} sowie T11, T12 mit La11, La12 (Markierfeld; Bild 1), befinden sich hinter der Zielfläche.

Das Gerät besteht aus einem Taktgeber mit Impulsfrequenzgenerator, einer Zähl- und Dekodiereinheit sowie den Auswerteschaltungen für richtige und falsche („verbotene") Treffer. Der mit G1, G2 und T16 aufgebaute Taktzeitgeber liefert im Wechsel einmal eine sogenannte Umlaufzeit, während der Zähl- und Dekodiereinheit arbeiten und alle Zielsymbole erloschen sind – diese Zeit, die Erwartungsphase für den Schützen, kann mit R1 zwischen 2 und 20 s gewählt werden –, und zum anderen eine Stoppzeit, während der ein Zielsymbol aufleuchtet und innerhalb der der Schütze reagieren muß. Diese Zeit läßt sich mit R2 (maximal 5 s Dauer) festlegen. Beide, Umlaufzeit und Stoppzeit, folgen periodisch aufeinander. Der Übungsleiter kann aber auch mit S1 den Taktgeber abschalten und jederzeit von Hand ein Ziel durch Schließen von Ta1 vorgeben.

Während der Umlaufzeit führt der Ausgang von G1 L-Pegel, der Ausgang von G2 hat H-Potential, womit der Impulsfrequenzgenerator G3, G4 freigegeben ist. Er erzeugt eine vom Wert von C2 bestimmte Frequenz von etwa 500 kHz. G4 steuert den dekadischen Zähler IS1 *(D 192 C)* an. Sobald die Umlaufzeit beendet ist (oder Ta1 geschlossen wird), liegt der Ausgang von G2 auf L-Pegel, so daß der Impulsfrequenzgenerator stoppt und der Zähler IS1 in einer zufälligen Stellung stehenbleibt. Gleichzeitig wird mit dem L-Pegel von G2 T13 durchgesteuert, so daß der Dekoder IS2 *(MH 74141* oder *MH 7442* von *TESLA)* –



Stromlaufplan der Steuerlogik des Schießtrainingsgeräts

ein BCD-zu-1-aus-10-Dekoder – Betriebsspannung erhält. T13 bewirkt, daß während des Zählerumlaufs alle Lampen im Zielfeld (La1 bis La10) erloschen bleiben. Nach Stoppen des Impulsgenerators G3, G4 leuchtet daher im Zielfeld nur die Lampe auf, die dem mit IS2 dekodierten zufälligen Zählerstand von IS1 entspricht. Gleichzeitig wird der zu diesem Zielfeld gehörende Fotowiderstand von der Lampenspannung aktiviert (alle anderen Fotowiderstände bleiben spannungslos und damit bei eventuellen Treffern wirkungslos). Die Fotowiderstände sind entsprechend den Zielsymbolen in 2 Gruppen zu je 5 Fotowiderständen auf Gruppenleitung GI oder GII parallelgeschaltet.
Mit Stoppen des Impulsgenerators und des Zählerumlaufs führt der Ausgang von G1 H-Potential. Mit einer Zeitverzögerung von etwa 20 ms wechselt der Ausgang des als *Miller*-Integrator geschalteten Zeitverzögerungsgatters G23 auf L-Pegel. G24, G25 – die wegen der an Ausgang G23 schleichenden Spannung als Trigger arbeiten – bewirken 20 ms nach Stoppen des Zählers und Einschalten der Zielsymbollampe, daß der Ausgang von G27 des mit G26, G27 gebildeten RS-Flip-Flop H-Pegel erhält. Dieses über den Anschluß A_Z extern abnehmbare Signal kann zum Starten und Stoppen eines Reaktionszeitmessers verwendet werden. Der Ausgang von G24 gibt bei H-Pegel die Auswertestufen frei und steuert gleichzeitig über R7 und T24 den Ereigniszähler Zä3 (Postgesprächszählwerk o. ä.) an, der die Summe der angebotenen Ziele registriert.
Die Zeitverzögerung von G23 überbrückt die Aufheizzeit der Lampen im Zielfeld. Dadurch beginnt die Zeitmessung (H-Pegel am Ausgang A_Z von G27) erst, wenn das Ziel tatsächlich erleuchtet ist, und eine Fehlauslösung der hinter den Fotowiderständen folgenden Auswertestufen durch den an den Ziellampen entstehenden Spannungssprung (kapazitives Übersprechen über die Fotowiderstände) wird auf diese Weise zuverlässig vermieden.
Hinter den Fotowiderständen liegen in den Gruppenleitungen GI und GII je ein Monoflop (R3, T17, G5, T14, G6 bzw. R4, T18, G7, T15, G8). Mit R3 und R4 kann die Ansprechempfindlichkeit der Fotowiderstände optimiert und der Einfluß der Umgebungshelligkeit in weiten Grenzen ausgeglichen werden (Einstellung auf sicheres Ansprechen der Monoflop bei den vorgesehenen Schußweiten und Umgebungsbedingungen). Wird ein Fotowiderstand, dessen zugehörige Lampe eingeschaltet ist, vom Lichtblitz getroffen, so spricht der Monoflop der jeweiligen Symbolgruppe GI oder GII für 0,5 bis 2 s Dauer (Zeit mit R5 bzw. R6 wählbar) an. Während dieser Zeit erklingt das den Treffer begleitende akustische Signal. Der obere Monoflop gibt G13, G14 frei, der untere G15, G16. Welches dieser Gatter geöffnet wird, hängt dann nur noch von der Stellung des flankengetriggerten RS-Flip-Flop G9, G10 ab. Dieses Flip-Flop wird vom Übertragsausgang des IS1 nach jedem Zählerumlauf einmal umgesetzt und bleibt daher nach Stoppen des Zählers ebenfalls in zufälliger Lage stehen. Angenommen sei der Zustand Ausgang von G9 H-Potential, Ausgang von G10 L-Potential. Dann erhält nach Zählerstopp (bei Ausgang G24 H-Potential) G11 an beiden Eingängen H-Pegel, das L-Signal am Ausgang von G11 schaltet über T11 La11 im Markierfeld (Bild 1: Quadrate) ein. Zu dieser Zielgruppe gehören La6 bis La10 und R_{F6} bis R_{F10}. Ist eine dieser Lampen eingeschaltet und wird der zugehörige Fotowiderstand vom Lichtblitz getroffen, so löst das über die Sammelleitung GII das untere Monoflop aus. Damit erhält G15 an beiden Eingängen H-Pegel, Ausgang G17 schaltet ebenfalls

auf H-Pegel und gibt damit den Tongenerator (G19, G21) frei, der wegen des Wertes von C5 auf 500 Hz schwingt. Am Ausgang von G21 steht für die Monoflop-Haltezeit die Frequenz 500 Hz zur Verfügung, die über G22 und eine einfache NF-Endstufe mit T19, T20 den Kleinlautsprecher Ls im Gerät oder hinter der Zielscheibe ertönen läßt. Der H-Pegel am Ausgang von G17 bewirkt ferner über T22 ein Ansprechen des Zählwerks Zä1, das die Anzahl der „richtigen" Treffer registriert. Zugleich steuert T21 durch, womit das RS-Flip-Flop G26, G27 zurückgesetzt und bei L-Pegel am Zeitmeßausgang A_Z die Reaktionszeitmessung beendet wird.
Falls (bei der angenommenen zufälligen Flip-Flop-Stellung Ausgang G9 H-Pegel, Ausgang G10 L-Pegel) wegen des zufälligen Zählerstands von IS1 eine der Lampen La1 bis La5 (Gruppe GI) eingeschaltet wird, so stimmt das Zielsymbol auf der Zielfläche nicht mit dem im Markierfeld (La11) überein. Es gilt also als „verboten" und darf nicht beschossen werden. Wird der zugehörige Fotowiderstand trotzdem von einem Lichtblitz getroffen, so spricht jetzt das obere Monoflop an, Ausgang G5 führt H-Potential, so daß G14 an beiden Eingängen H-Pegel hat und infolgedessen der Ausgang von G18 auf H-Pegel schaltet. Jetzt wird der Tongenerator G20, G21 eingeschaltet, dessen Frequenz wegen des Wertes von C6 auf etwa 1 kHz festgelegt ist. Im Lautsprecher ertönt somit ein höherer Ton, der einen „verbotenen" Treffer signalisiert; zugleich steuert T23 durch, und Zä2 zählt die „verbotenen" Treffer.
Falls das RS-Flip-Flop G9, G10 zufällig die umgekehrte Lage (Ausgang G9 L-Pegel, Ausgang G10 H-Pegel) einnimmt, führt der Ausgang von G12 L-Potential, und im Markierfeld werden mit La12 die Dreiecke (Zielgruppe I) als „erlaubte" Ziele ausgewiesen. Die mit G13 bis G18 gebildete „Weiche" kehrt nun die Verhältnisse um, so daß wieder beim Treffen eines „erlaubten" Ziels T21, T22 mit Zä1 und der 500-Hz-Generator mit G19 und C5 angesteuert werden, beim Treffen eines „verbotenen" Ziels T23 mit Zä2 und der 1-kHz-Signaltongenerator mit G20 und C6.
Wurde ein „erlaubtes" Ziel getroffen, so steuert T21 durch. Der L-Pegel an seinem Kollektor setzt nicht nur das Zeitmeß-Flip-Flop G26, G27 zurück, sondern bewirkt als „Trefferquittung" ein sofortiges Verlöschen des getroffenen Zielsymbols. (Beim Treffen eines „verbotenen" Ziels bleibt T21 gesperrt.)
Nach Ablauf der im Taktzeitgeber mit R2 eingestellten Schußzeit (Zielangebotszeitdauer) oder beim Öffnen von Ta1 schaltet der Ausgang von G1 – unabhängig davon, ob inzwischen ein Schuß abgegeben und ein Treffer erzielt wurde oder nicht – auf L-Pegel, womit das Zeitmeß-Flip-Flop (G26, G27) rückgesetzt wird (Zeitmessung an A_Z beendet); der Ausgang von G23 wechselt unverzögert auf H-Potential, so daß der Ausgang von G24 L-Pegel führt. Damit sind sofort beide Monoflop und das Tonstufengatter G22 verriegelt. Außerdem werden für die mit R1 gewählte Zählerumlaufdauer G11 und G12 verriegelt, so daß T11 und T12 sperren und beide Lampen im Markierfeld verlöschen. Gleichzeitig beginnt der Impulsfrequenzgeber G3, G4 mit dem Zähler IS1 und dem RS-Flip-Flop G9, G10 wieder zu arbeiten. Wegen der hohen Zählfrequenz von etwa 500 kHz hängen die bei erneutem Zählerstopp auftretenden neuen Zustände von IS1 und G9, G10 nur vom Zufall ab; das gilt ebenso für die Übereinstimmung des Zielsymbols mit dem im Markierfeld ausgewiesenen Symbol, so daß für den Schützen zwangsläufig auch die Entscheidungsreihenfolge „erlaubter" oder „verbotener" Schuß vom Zufall bestimmt ist.

Der Knabe Schumann

Arno Mücke

Die Suche nach jungen Talenten ist eine wichtige Aufgabe aller Trainer. Kinder- und Jugendspartakiaden bieten Gelegenheit, auf solche Mädchen und Jungen aufmerksam zu werden.
Nach der Spartakiade in den Wintersportdisziplinen 1968 berichtete der Nachwuchstrainer der Rennschlittenmannschaft, Genosse Weidner, dem Mannschaftsleiter, er habe ein sehr talentiertes Mädchen entdeckt, eine Schülerin aus Friedrichroda. Sie kamen überein, das Mädel einmal zu besuchen, denn das Spartakiadeergebnis, sie hatte einen mittleren Platz belegt, sprach noch nicht für eine Aufnahme in den Klub. Mannschaftsleiter und Trainer entschlossen sich an einem Tag im Juli, das Mädchen aufzusuchen, trafen jedoch nur die Mutter an. Ihre Tochter war baden, sollte aber gleich zurückkommen. So warteten die beiden Oberhofer auf einer Bank vor dem kleinen Haus.
Nach einiger Zeit steuerte ein Junge in kurzen Lederhosen und Sporthemd die Bank an. Endlich konnten sich die Talentsucher genau erkundigen. „Sag mal, Kleiner, kommt deine Schwester auch bald vom baden zurück?"
„Schwester??? Hab' ich nicht!"



„Wir kommen vom ASK Oberhof und wollten uns gern mit Margit Schumann unterhalten."
„Margit bin ich doch!"

Technik und Taktik der Panzerwaffe bis zum Vorabend des zweiten Weltkriegs

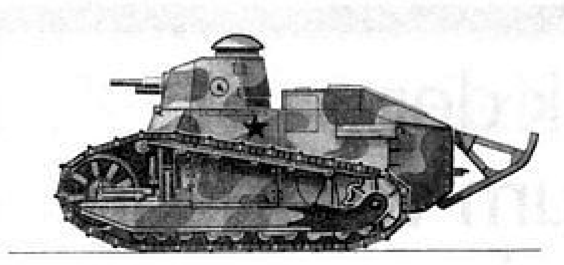
Oberst Gerhard Förster

Vergleicht man Panzertypen der beginnenden 20er Jahre mit solchen aus der zweiten Hälfte der 30er Jahre, so wird man über einen Unterschied kaum hinwegsehen können: Die schwerfälligen, plump anmutenden Panzer mit ihren kantigen Formen haben eleganter und beweglicher wirkenden Modellen Platz gemacht. Der veränderte äußere Eindruck zeugte von neuen konstruktiven Lösungen im Panzerbau. Tatsächlich war in den zwei Jahrzehnten zwischen dem Ende des ersten und der Entfesselung des zweiten Weltkriegs die Panzertechnik vorangeeilt. Die Leistungsparameter aller taktisch-technischen Daten waren steil nach oben geklettert. Lag beispielsweise die Höchstgeschwindigkeit der Panzer des ersten Weltkriegs zwischen 6 bis 10 Kilometer in der Stunde, so betrug die der Panzer am Vorabend des zweiten Weltkriegs zwischen 30 und 50 Kilometer in der Stunde.

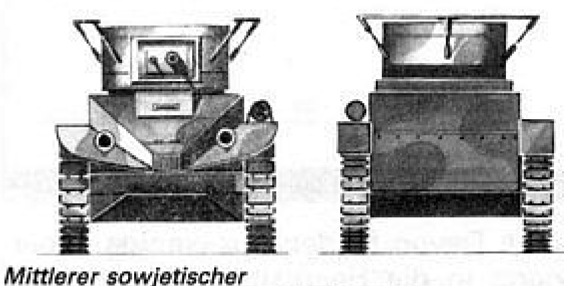
Freilich verlief diese Entwicklung nicht geradlinig. Auch war sie von Land zu Land sehr unterschiedlich. Gab es am Ende des ersten Weltkriegs rund ein halbes Dutzend verschiedener Panzertypen, so waren es 20 Jahre später Dutzende. Allein in England wurden zwischen 1918 und 1939 mehr als 75 Panzertypen konstruiert. Davon fanden nur wenige Typen Eingang in die Heeresbewaffnung. Viele wurden nur in geringen Stückzahlen als Versuchsmodelle produziert.

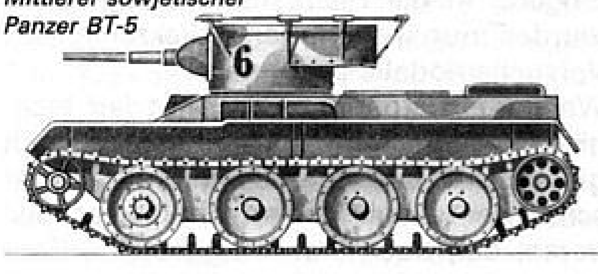
War das ein Experimentieren mit dem technischen Fortschritt, um dadurch zu noch günstigeren Lösungen zu kommen? Oder schritt der technische Fortschritt so schnell voran, daß eben erst fertiggestellte Konstruktionen schon wieder überholt waren? Gewiß spielte beides eine Rolle. Aber entscheidend war es nicht. Gewichtiger waren die von der Militärtheorie diktierten Forderungen an die Konstruktionsbüros.

Nun kann und darf die Militärtheorie keine Forderungen erheben, die technisch noch nicht lösbar sind. Doch ist es ein gewaltiger Unterschied, ob die Militärtheorie die technischen Entwicklungstendenzen erkennt und daraus konzeptionell klare Aufgaben ableitet oder ob sie unklaren Auffassungen nachjagt und sich widersprechende Lösungen verlangt. Ebenso gravierend ist es, ob die militärtheoretischen Vorstellungen der Kriegswirklichkeit tatsächlich nahekommen. Wenig der Kriegswirklichkeit entsprechende militärtheoretische Auffassungen bedingen in der Regel waffentechnische Lösungen, die den Anforderungen des Krieges nicht standhalten.



Erster sowjetischer Panzer aus dem Jahre 1920, Typ „Kämpfer für die Freiheit, Genosse Lenin"





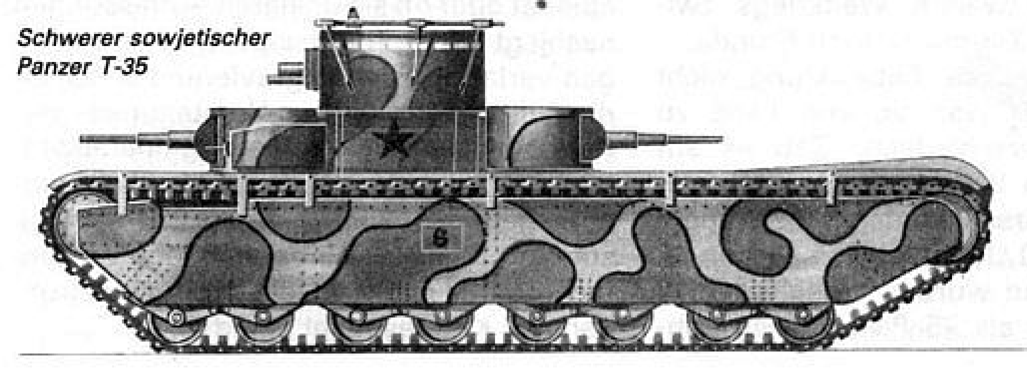
Mittlerer sowjetischer Panzer BT-5

Heiße Diskussionen entbrannten in den 20er Jahren über die sogenannte Theorie des Panzer- und mechanisierten Krieges. Der geistige Vater dieser Theorie, der englische Offizier und Panzerexperte J. F. C. Fuller, verfocht in Wort und Schrift leidenschaftlich die Meinung, die Heere der Zukunft bestünden aus kleinen, durchgängig motorisierten, vornehmlich mit Panzern ausgestatteten und gut ausgebildeten Armeen von Berufssoldaten. Bei der Verteidigung seiner umstrittenen Auffassungen verstieg er sich mitunter zu grotesken Behauptungen. So erklärte er 1919 ernsthaft, wüßte man die richtigen Waffen zu finden, so würden diese 99 Prozent des Sieges ausmachen und alle anderen Dinge nicht mehr als 1 Prozent.

Derartige Vorstellungen über den Zukunftskrieg als eine Art Maschinenkrieg wurzelten nicht nur in einer krassen Überschätzung der Militärtechnik. Fast noch mehr entsprangen sie der Furcht der Militärs vor den möglichen revolutionären Folgen neuer imperialistischer Kriege. Die revolutionären Ereignisse wärend des ersten Weltkriegs und das Anwachsen der revolutionären Bewegung nach dem Kriege ließ für die imperialistischen Militärs den moralischen Faktor zu einem Unsicherheitsfaktor ersten Ranges werden. Den Ausweg aus diesem Dilemma suchten sie im Einsatz neuer Kampfmittel. Diese sollten Formen und Methoden der Kriegführung ermöglichen, mit denen rasche Entscheidungen herbeigeführt werden konnten. Der Blick richtete sich dabei besonders auf Panzer und Flugzeuge. Auf diese Weise wollte man solchen inneren Erschütterungen, wie sie im ersten Weltkrieg aufgetreten waren, entgehen.

Den Auffassungen Fullers über den mechanisierten Krieg moderner Panzerflotten zu Lande entsprach ein 1925/26 bei Vickers-Armstrongs konstruierter Panzer, der Vikkers Independent. Bestückt mit einer Ka-

Schwerer sowjetischer Panzer T-35



none und fünf Maschinengewehren, setzte er die Tradition der schweren Weltkriegstypen mit schwacher Kanonen-, aber starker Maschinengewehrbewaffnung fort. Allerdings diente der in wenigen Exemplaren gebaute Vickers Independent nur als Versuchsfahrzeug.

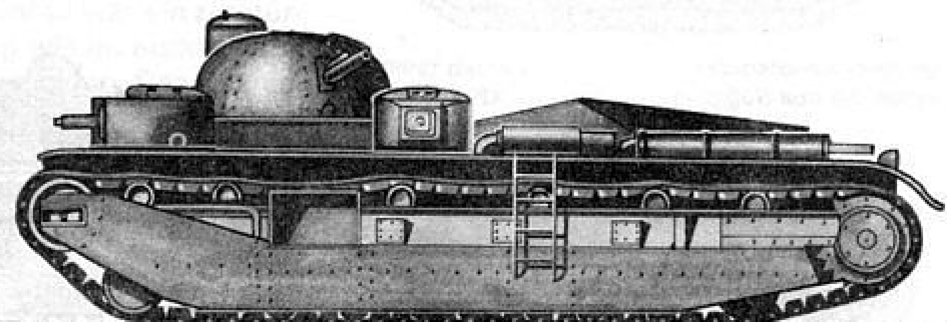
Die britische Militärdoktrin war jedoch nicht dazu angetan, der Panzerentwicklung besondere Aufmerksamkeit zu schenken. See- und Luftstreitkräfte rangierten vor den Landstreitkräften. Die Hauptaufgabe letzterer wurde darin gesehen, die britische Herrschaft in den Kolonien und abhängigen Ländern zu sichern. Dafür schienen relativ kleine, aber kampfstarke Kräfte ausreichend. Dem entsprach ein Trend nach leichten und beweglichen Panzern. Anders als in England hatte in Frankreich die Alltanktheorie wenig profilierte Anhänger. Die französische Militärtheorie verabsolutierte die Erfahrungen aus dem ersten Weltkrieg. Daraus entsprang eine Überbetonung der Infanterie. Die Rolle der Panzer wurde deshalb faktisch auf die Frage reduziert, wie sie die Infanterie beim Angriff am wirksamsten unterstützen können. Bis weit in die 30er Jahre dominierte daher die Entwicklung relativ langsamer, aber stark gepanzerter und bewaffneter Typen. Charakteristisch dafür war der 80 Tonnen schwere Panzer 2 C beziehungsweise 3 C. Trotz einer Panzerung von 50 bis 55 Millimetern war er infolge seiner Schwerfälligkeit und geringen Geschwindigkeit leicht verwundbar.



Mittlerer sowjetischer Panzer T-34/76

Schwerer sowjetischer Panzer KW-1

Zwar ging die Konstruktionspolitik in der Folgezeit von solchen überschweren Typen ab, aber der Panzer wurde weiterhin als reine Begleitwaffe der Infanterie betrachtet. Das wirkte sich auf alle neukonstruierten Typen so aus, daß Kanonenbewaffnung und Panzerung zu den starken, Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit zu den schwachen Seiten der französischen Panzer gehörten. Das war so beim mitt-



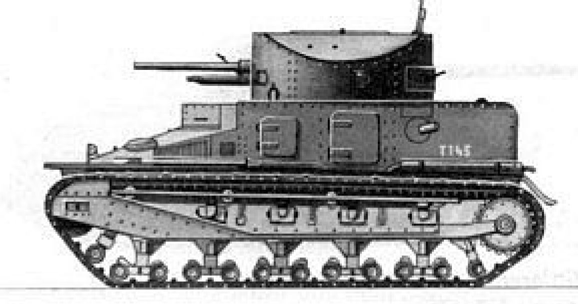
Schwerer englischer Panzer Vickers Independent

leren Panzer D 2 wie beim B 2. Eine Ausnahme machte lediglich der mittlere Panzer S 35, der 1936 in die Serienproduktion ging. Beim S 35 standen die Komponenten Beweglichkeit mit einer Höchstgeschwindigkeit von 40 Kilometern in der Stunde, Panzerung bis zu 55 Millimetern und Bewaffnung mit einer Kanone von 47 Millimetern in einem für die damalige Zeit günstigen Verhältnis. Der S 35 war ein relativ kampfstarker Panzer.

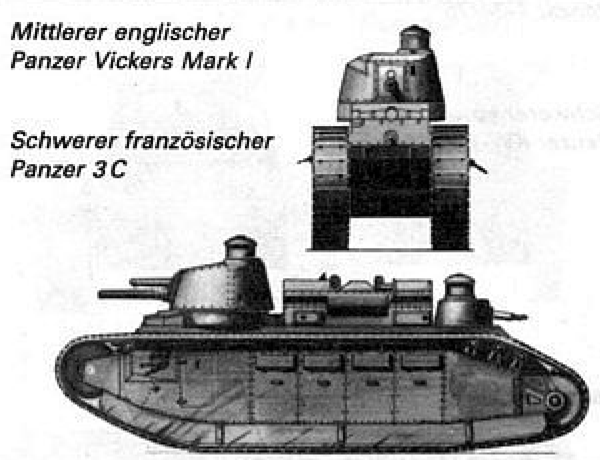
Ungünstig auf die Kampfkraft der französischen Panzer wirkten sich die Turmkonstruktionen aus. Sie ließen nur Platz für einen Mann, was für das Zusammenspiel der Panzerbesatzungen von Nachteil war. Die Gefechtsmöglichkeiten wurden ferner durch die fehlende Ausstattung mit Funkmitteln beeinträchtigt. Das wirkte sich negativ sowohl auf das taktische Zusammenwirken der Panzer untereinander als auch auf das zwischen Panzern und Infanterie aus.

Einen anderen Weg als in England und Frankreich nahm die Panzerentwicklung in Deutschland. Der Versailler Friedensvertrag von 1919 verbot die Herstellung und die Einfuhr von Panzern; doch wurde diese Festlegung ebenso umgangen, wie der deutsche Militarismus andere Entwaffnungsklauseln mißachtete. In den 20er Jahren wurden drei leichte und zwei mittlere Panzertypen entwickelt. Ihre Tarnbezeichnungen lauteten „leichter Traktor" und „Großtraktor".

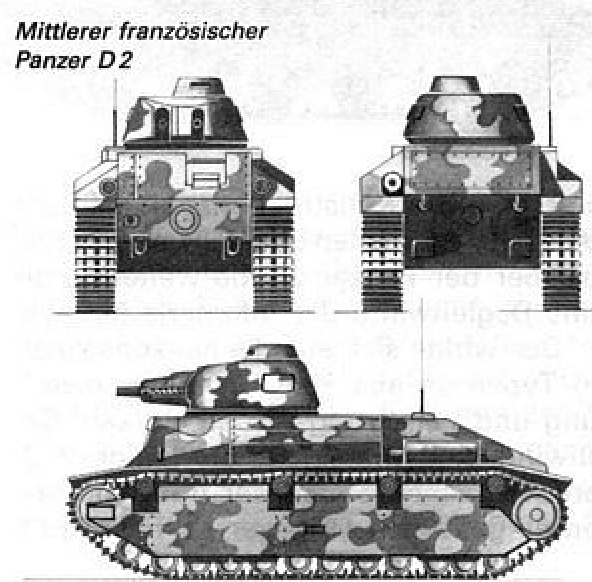
An diese Vorarbeiten konnten die deut-



Mittlerer englischer Panzer Vickers Mark I



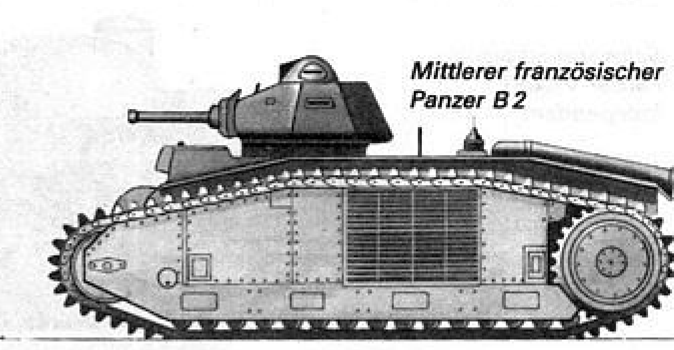
Schwerer französischer Panzer 3 C



Mittlerer französischer Panzer D 2



Mittlerer französischer Panzer Somua S 35



Mittlerer französischer Panzer B 2

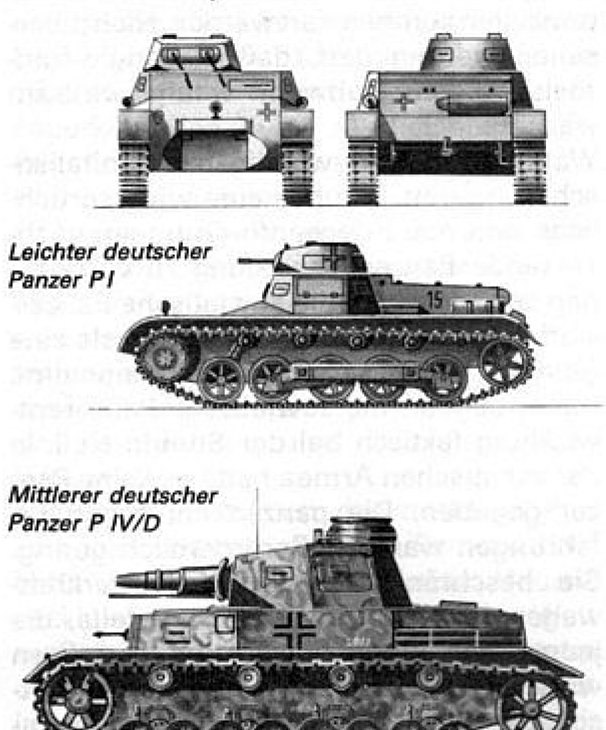
schen Militärs und Panzerkonstrukteure anknüpfen, als nach Errichtung der faschistischen Diktatur am 30. Januar 1933 eine forcierte Aufrüstung einsetzte. Das faschistische Regime bereitete intensiv den Krieg vor, mit dem das deutsche Monopolkapital die Weltherrschaft erobern wollte. Beim Aufbau einer „Angriffswaffe großen Stils" nahmen die Panzertruppen und die Fliegerkräfte eine zentrale Stellung ein. Panzer und Flugzeuge galten als die entscheidenden Waffen einer erfolgreichen Blitzkriegführung.

Die faschistischen Panzertheoretiker orientierten darauf, motorisierte und Panzertruppen in Panzerverbänden, den Panzerdivisionen, zusammenzufassen. Wenn auch manche Vorstellungen über den Panzereinsatz noch nicht ausgereift waren, so tendierte die Entwicklung doch dahin, mehrere gepanzerte Verbände in größeren Vereinigungen – Panzerkorps und -armeen – massiert in der Hauptrichtung einzusetzen. Diese „gepanzerten Stoßkörper" sollten überraschend in die Tiefe vorstoßen, starke gegnerische Gruppierungen einkreisen und sie im Zusammenwirken mit Infanterieverbänden vernichten. Am Vorabend des zweiten Weltkriegs galten die Panzerverbände als besonders wirkungsvolles Entscheidungsmittel, in kurzer Zeit die gegnerischen Hauptkräfte zu zerschlagen und den Sieg zu erringen.

Tatsächlich ermöglichten die schnell voranschreitende Motorisierung der Heere und die Entwicklung der Panzerwaffe tiefe Panzeroperationen. Damit war ein zermürbender Stellungskrieg wie im ersten Weltkrieg nicht mehr zu erwarten. Das aggressive, von abenteuerlichen Tendenzen durchdrungene Denken der faschistischen Militärs zielte darauf, alles auf eine rasche Entscheidung durch tiefe Panzeroperationen zu setzen.

Freilich entsprachen viele Prinzipien des Panzereinsatzes den damaligen Möglichkeiten. Das war einer der Faktoren, die die faschistische Blitzkriegsstrategie so gefährlich machten. Jedoch barg diese Gefährlichkeit auch viele Schwächemomente in sich: Die unmittelbare Unterstützung der Infanterie durch Panzer wurde ebenso unterschätzt wie das Zusammenwirken der schnellen Panzerverbände mit den langsamen, weil hauptsächlich auf Fußmarsch angewiesenen Infanterieverbänden. Im Kampf gegen einen entschlossenen Gegner, der über schlagkräftige Streitkräfte und moderne Einsatzprinzipien verfügte, konnte das zum Fiasko führen.

Gegenüber den voraussichtlich stärksten imperialistischen Gegnern des faschistischen Deutschlands, namentlich Frankreich und Großbritannien, besaß die faschistische Panzertheorie einen deutlichen Vorsprung. Die modernen Einsatzprinzipien, insbesondere auch das enge Zusammenwirken zwischen Panzerverbänden und Fliegerkräften, waren dann auch eine Hauptursache für den schnellen



Leichter deutscher Panzer P I

Mittlerer deutscher Panzer P IV/D

Sieg über Frankreich im Mai/Juni 1940; denn die taktisch-technischen Eigenschaften der deutschen Panzer entsprachen zu dieser Zeit keinesfalls Höchstanforderungen.
Die Masse der faschistischen Panzer bestand aus den leichten Typen P I und P II, beide unzureichend gepanzert und bewaffnet, aber sehr beweglich. Mit 30 Millimetern Panzerung und einer Kanone vom Kaliber 37 Millimeter beziehungsweise 75 Millimeter waren der P III und der P IV zwar wesentlich kampfstärker, doch blieb die Kanonenbewaffnung ein ausgesprochen schwacher Punkt. Auch die kurzrohrige Kanone vom Kaliber 75 Millimeter erwies sich als unzureichend im Kampf gegen stark gepanzerte Typen, weil die Anfangsgeschwindigkeit ihrer Granaten viel zu niedrig lag. Die den Kampfanforderungen in vieler Hinsicht nicht entsprechenden taktisch-technischen Eigenschaften der deutschen Panzer konnten bis 1940 weitgehend durch die modernen Einsatzprinzipien kompensiert werden. Nicht übersehen werden darf, daß die anglo-französische Panzerabwehr wenig wirksam war.
Während in den wichtigsten kapitalistischen Heeren Europas eine widersprüchliche und den Kriegsanforderungen nachhinkende Panzerentwicklung zu verzeichnen war, durchlief die sowjetische Panzerwaffe einen Weg, an dessen Ende sie eine führende Position in der Welt einnahm. Dabei begann die sowjetische Panzerentwicklung faktisch bei der Stunde Null. In der zaristischen Armee hatte es keine Panzer gegeben. Die panzertechnischen Erfahrungen waren außerordentlich gering. Sie beschränkten sich auf Panzerkraftwagen und einige Versuchsmodelle, die jedoch nie in die Produktion gegangen waren. Hinzu kamen die zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse als Erbe der zaristischen Mißwirtschaft, des ersten Weltkriegs und schließlich des Kampfes gegen die einheimische Konterrevolution und die ausländische Intervention.
Angesichts dieser Bedingungen ist es mehr als bemerkenswert, wenn schon 1919 der Grundstein für den sowjetischen Panzerbau gelegt wurde. Wahrhaft übermenschliche, enthusiastische Angstrengungen der Werktätigen und Konstrukteure ermöglichten es, daß am 31. August 1920 der erste Panzer vom Typ „Kämpfer für die Freiheit, Genosse Lenin" seine Probefahrt antreten konnte. Bis 1922 wurden noch 14 Panzer dieses leichten Typs produziert. An die hierbei gewonnenen Erfahrungen konnte der sowjetische Panzerbau anknüpfen, als in der zweiten Hälfte der 20er Jahre solche Typen von leichten Panzern entwickelt und produziert wurden wie der T-18, der in seiner äußeren Form dem ersten sowjetischen Panzer ähnelte. Er bestand seine Bewährungsprobe 1929 bei den Kämpfen um die Ostchinabahn gegen die chinesisch-mandschurischen Truppen.
Allerdings war das kein Gradmesser. Im Vergleich zum Ausrüstungsstand der Armeen großer imperialistischer Staaten lag die Sowjetarmee Ende der 20er Jahre noch weit zurück. Sollten die imperialistischen Aggressoren gezügelt werden, mußte die Verteidigungskraft gestärkt werden. Die militärische Hauptaufgabe im ersten Fünfjahrplan (1929 bis 1932) bestand daher darin, eine moderne ökonomische Basis für die Landesverteidigung zu schaffen und die Kampfkraft der sowjetischen Streitkräfte „auf das Niveau erstklassiger europäischer Armeen" zu heben. Diese Aufgabe verlangte auch, eine leistungsfähige Panzerwaffe zu schaffen.
In kurzer Zeit schufen junge sowjetische Konstrukteurkollektive neue Panzertypen, die in einigen taktisch-technischen Kenn-

ziffern die vergleichbaren ausländischen Typen sogar übertrafen. Welche schöpferische Arbeit dabei geleistet wurde, zeigen die Panzer der BT-Serie. Diese auch als Schnellpanzer bezeichneten Typen wiesen als konstruktive Besonderheit ein Räderkettenlaufwerk auf. Mit einer Höchstgeschwindigkeit von 70 Kilometern je Stunde bei der Räderfahrt und mit etwa 50 Kilometern je Stunde bei der Fahrt auf Ketten im Gelände waren die BT-Panzer für schnelle motorisierte Verbände besonders geeignet. Die Umstellung von einer Fahrart auf die andere erforderte etwa 30 Minuten.

Neben der BT-Serie wurden mittlere und schwere Panzer konstruiert, deren taktische Hauptaufgabe darin bestehen sollte, den Durchbruch durch stark befestigte Stellungen zu erzwingen. Der schwere Durchbruchspanzer T-35, der 1933 in die Serienproduktion ging, verfügte über eine enorme Feuerkraft. Er war bestückt mit 3 Kanonen vom Kaliber 76,2 Millimeter, mit 2 Kanonen vom Kaliber 45 Millimeter und 5 Maschinengewehren. Das ging jedoch auf Kosten der Geschwindigkeit und der Wendigkeit.

Mitte der 30er Jahre wurde international deutlich, daß die Panzerabwehrartillerie im Duell gegen den Panzer die Nase vorn hatte. Die Stärken der Panzerung reichten nicht mehr aus. Auch die Kanonenbewaffnung erwies sich als zu schwach, wie der Einsatz von Panzern im nationalrevolutionären Kampf des spanischen Volkes von Juli 1936 bis März 1939 zeigte. Das Verteidigungskomitee der UdSSR erteilte deshalb im August 1938 den Auftrag, Panzer zu konstruieren, die in Bewaffnung, Panzerung, Schnelligkeit und Geländegängigkeit zweckmäßig aufeinander abgestimmt sein sollten. Erhöhte Feuerkraft und relative Unverwundbarkeit gegenüber der derzeitigen Panzerabwehrartillerie waren weitere Forderungen. Konkret war an zwei Typen gedacht: einen schweren Durchbruchspanzer und einen mittleren Panzer, der sowohl für das direkte Zusammenwirken mit der Infanterie als auch für den Einsatz im Rahmen von Panzerverbänden geeignet war.

Die sowjetischen Konstrukteure konnten sich konzeptionell auf zwei klare Entwicklungslinien stützen: erstens die schnellen Rad-Ketten-Panzer der BT-Serie, zweitens die mittleren und schweren Panzer. Was lag näher, als konstruktive Hauptelemente der Schnellpanzer mit solchen der stark bewaffneten und gepanzerten Typen zu verschmelzen. Über mehrere Zwischenstationen entwickelten die Konstrukteurkollektive bis Ende 1939 den legendären T-34 und den schweren Panzer KW-1.

Insbesondere der T-34 verkörperte eine konstruktive Meisterleistung, mit der in der Panzertechnik völlig neue Wege gewiesen wurden. Der leistungsstarke, kompakte Aluminium-Dieselmotor war genauso eine Neuheit wie das Verfahren des elektrischen Schweißens bei der Montage. Die relativ lange Kanone vom Kaliber 76,2 Millimeter machte den T-34 in der Feuerkraft gegenüber vergleichbaren Typen anderer Länder absolut überlegen. Hinzu kamen eine Panzerung von 45 bis 80 Millimeter Dicke, eine Höchstgeschwindigkeit von 55 Kilometern je Stunde und ein Fahrbereich von 400 Kilometern. All das machte den T-34 zu einer gelungenen Synthese von hoher Feuerkraft, starker Panzerung, großer Geländegängigkeit, günstiger Formgebung und niedriger Störanfälligkeit.

Mit der Konstruktion des mittleren Panzers T-34 und des schweren Panzers KW-1 hatte der sowjetische Panzerbau Neuentwicklungen hervorgebracht, die im Weltmaßstab Spitzenleistungen bedeuteten und für viele Jahre die weitere Entwicklung bestimmten. Beide Typen waren ein

großartiger Erfolg des sowjetischen Panzerbaus und der sozialistischen Militärwissenschaft, die die Anforderungen, die ein künftiger Krieg an die Panzer stellen würde, richtig vorausberechnet hatte. Beim faschistischen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 erwiesen sich die Existenz und die Kampfkraft des T-34 und des KW-1 als eine große Überraschung für die Hitlerwehrmacht. Die faschistischen Militärs mußten erschreckt feststellen, daß sie diesen Panzern nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten.

Überblickt und vergleicht man die Panzerentwicklung in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, so hebt sich die klare, konzeptionelle Linienführung des sowjetischen Panzerbaus deutlich ab. Eine der entscheidenden Ursachen dafür bestand darin, daß die sowjetische Militärwissenschaft auf der Höhe ihrer Zeit stand. Dadurch war es ihr möglich, die Entwicklungstendenzen richtig zu erkennen und den Konstruktionsbüros rechtzeitig klare Aufträge zu erteilen.

Dagegen schränkte die auf die taktische Verwendung der Panzer orientierte französische Militärtheorie die Einsatzmöglichkeiten der neuen Waffe erheblich ein. Auch die englische Militärtheorie stand nicht auf der Höhe ihrer Zeit. Das ist auch eine Ursache dafür, daß das englische Heer am Vorabend des zweiten Weltkriegs nur über Panzer verfügte, deren Kampfeigenschaften den Gefechtsbedingungen unzureichend entsprachen. Von den USA gingen so gut wie keine Impulse auf die Panzertheorie und den Panzerbau aus. Anders war das im faschistischen Deutschland, das sich intensiv darauf vorbereitete, die Weltherrschaftsziele des deutschen Imperialismus mit militärischer Gewalt zu verwirklichen. Die modernen Prinzipien des Panzereinsatzes verschafften der faschistischen Wehrmacht von vornherein Vorteile über ihre imperialistischen Gegner.

Aber die Grenzen der deutschen Panzertheorie werden besonders beim Vergleich mit der sowjetischen Militärtheorie deutlich. Die in den dreißiger Jahren entwickelte Theorie des tiefen Gefechts und der tiefen Operation enthielt Prinzipien für den Panzereinsatz, die jene der kapitalistischen Länder weit überragten. Zu den Grundforderungen gehörte der Masseneinsatz von Panzern sowohl zur Unterstützung der Infanterie als auch zum operativen Stoß großer mechanisierter Verbände. Die Überlegenheit dieser Auffassung sollte sich im zweiten Weltkrieg bestätigen.

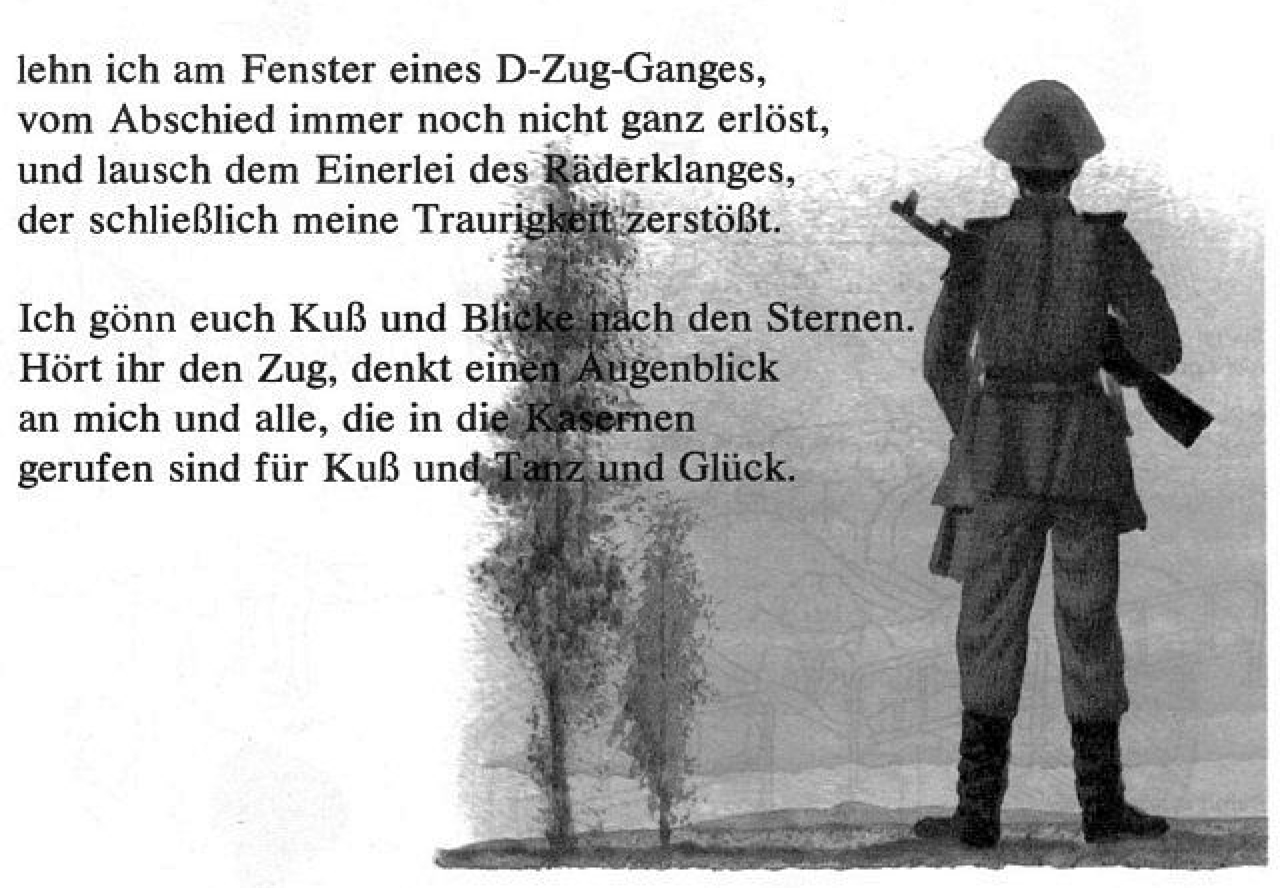
Bitte eines Soldaten

Oberstleutnant Walter Flegel

Wenn ihr im Foyer der Oper steht,
im dunklen Anzug oder langen Kleid,
wenn ihr im Tanz euch ausgelassen dreht
und bis zum Morgen beieinander seid,

lehn ich am Fenster eines D-Zug-Ganges,
vom Abschied immer noch nicht ganz erlöst,
und lausch dem Einerlei des Räderklanges,
der schließlich meine Traurigkeit zerstößt.

Ich gönn euch Kuß und Blicke nach den Sternen.
Hört ihr den Zug, denkt einen Augenblick
an mich und alle, die in die Kasernen
gerufen sind für Kuß und Tanz und Glück.



Der freche Zeichenstift

Tscherepanow

Makarenko

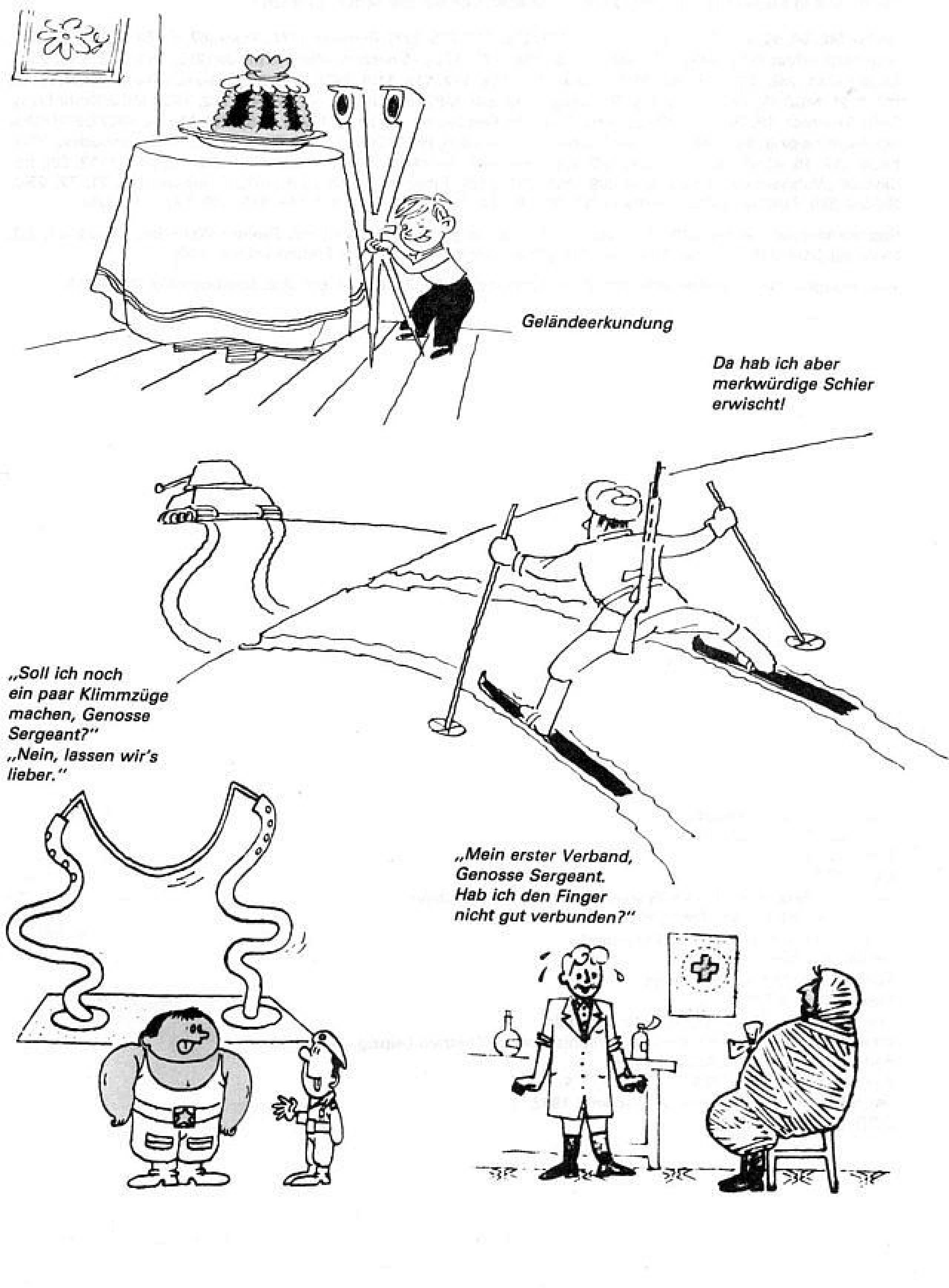
Tilman



Sie ist nicht gekommen

Auf dem Marsch

Damit morgen das Bett nicht gebaut werden muß


Geländeerkundung
Da hab ich aber
merkwürdige Schier
erwischt!
„Soll ich noch
ein paar Klimmzüge
machen, Genosse
Sergeant?"
„Nein, lassen wir's
lieber."
„Mein erster Verband,
Genosse Sergeant.
Hab ich den Finger
nicht gut verbunden?"

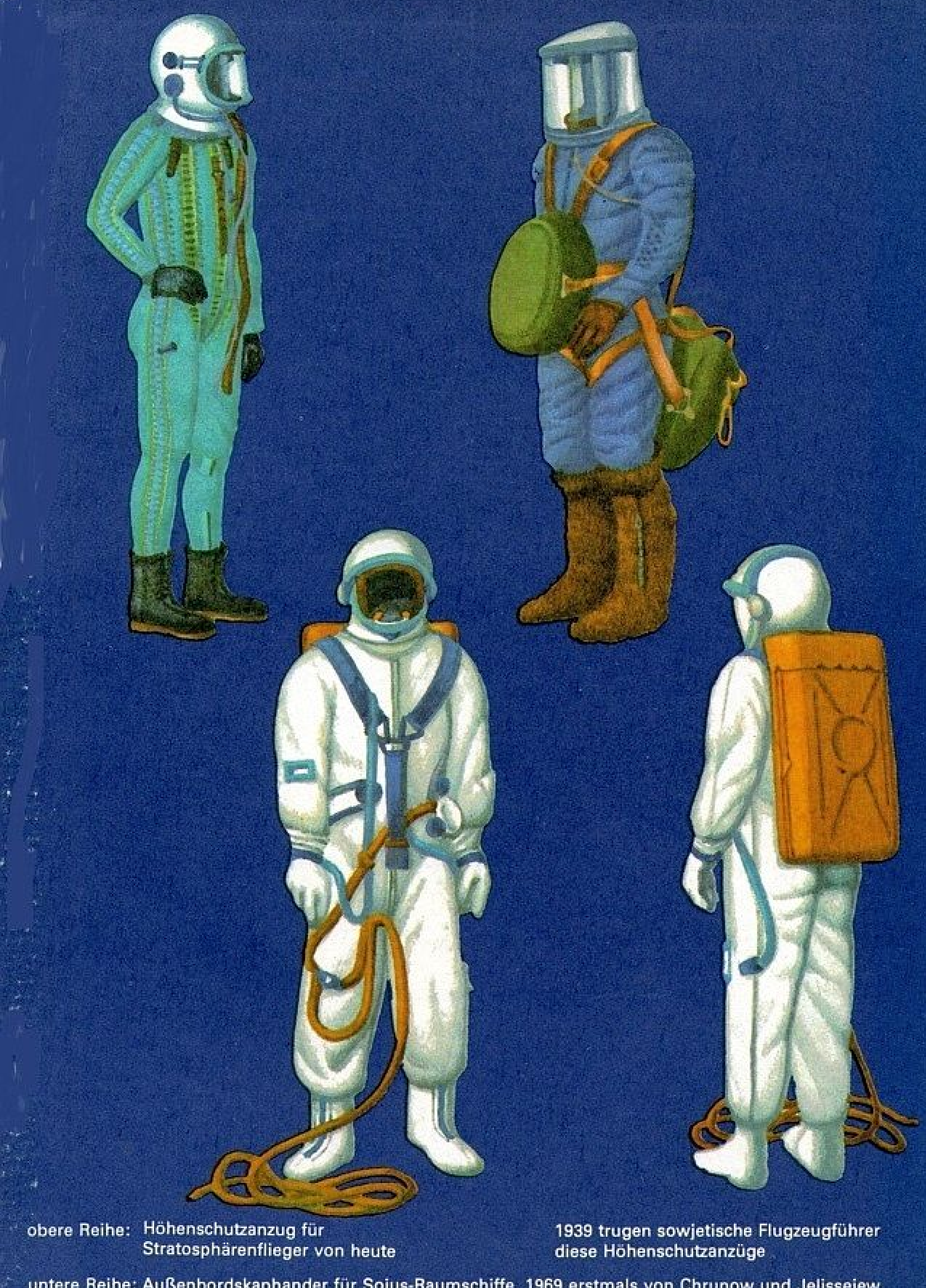
Fotos: (die in Klammern gesetzten Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Buch.)

Archiv (42, 54, 55, 57, 73, 79, 83, 142, 144, 145, 218, 224, 225, 228), Bernhardt (74), Flohr (67, 68, 69, 70, 71, 73, 257), Grünberg privat (175, 179), GST/Hein (168, 169, 171, 173), Haberzettl (48), Karpinski (212, 213, 215, 216, 217), Kauter (244, 245, 247), Kubenz (99), Leskin (108, 109, 112, 113, 116), MBD (79), MBD/Bersch (149), MBD/Fröbus (20, 222), MBD/Geißler (10, 13), MBD/Klöppel (18, 50), MBD/Patzer (11, 14, 76, 141, 182, 183), MBD/Stöhr (221), MBD/Tessmer (15, 19, 183), Museum für Deutsche Geschichte, Berlin (211, 214, 218, 220), Museum für Geschichte der Stadt Leipzig (247), Murza (148), Platow (211, Vorsatz), PMA/Christel (11), Redaktion „Armeerundschau"/Gebauer (17, 19, 43–45, 47, 121–126, 128, 129, 163–166), Redaktion „Armeerundschau"/Uhlenhut (11, 19, 23), Redaktion „Volksarmee"/Rosentreter (69, 256, 257, 259), Ritter (68), Schubert (101), Seemann (68, 71, 72, 258), Stötzel (50), Tuschek (103), Willmann (91–93, 96), Zentralbild (40, 41, 107, 111, 115, 196, 197, 199, 226).

Reproduktionen: Archiv (206, 225, 266, 267), Aus Bergschicker, Bildchronik Zweiter Weltkrieg (32–34, 36, 37), Fleischer (203–205), Platow (253), Aus Schlachten der Weltgeschichte, Edition Leipzig (250).

Zeichnungen: Heinz Grothmann (271–273), Karl Liedtke (20, 21, 61, 63, 64), Ralf Swoboda (53, 278–281).

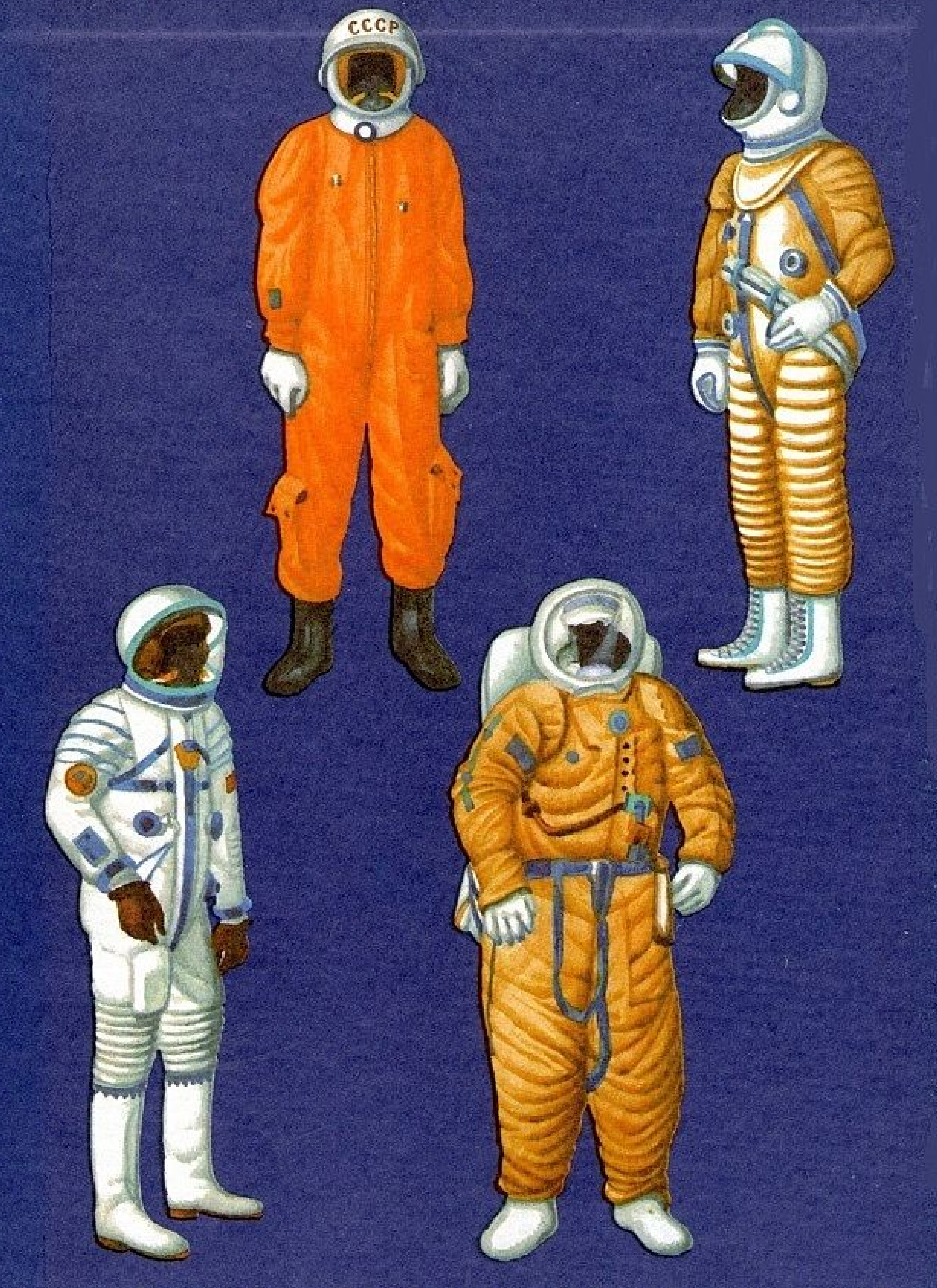
Cheflektorat Militärliteratur
1. Auflage 1.–30. Tausend
Lizenz-Nr. 5
LSV: 0589
Lektoren: Hannelore Haelke, Werner Kießhauer, Erika Walter
Gesamtgestaltung: Wolfgang Ritter
Einbandentwurf: Kurt-Norbert Marsand
Hersteller: Hannelore Lorenz
Vorauskorrektor: Ilse Fähndrich
Korrektor: Eva Plake
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Redaktionsschluß: 31. August 1979
Bestellnummer: 746 142 9
Der nächste Band „Arsenal 4" erscheint 1982.
DDR 12,50 M



obere Reihe: Höhenschutzanzug für Stratosphärenflieger von heute

1939 trugen sowjetische Flugzeugführer diese Höhenschutzanzüge

untere Reihe: Außenbordskaphander für Sojus-Raumschiffe. 1969 erstmals von Chrunow und Jelissejew für den Umstieg aus Sojus 5 in Sojus 4 benutzt. Die Schnur ist hier Sicherheitsleine. Atmungs- und Ventilationsprozeß erfolgen über die Systeme im Tornister



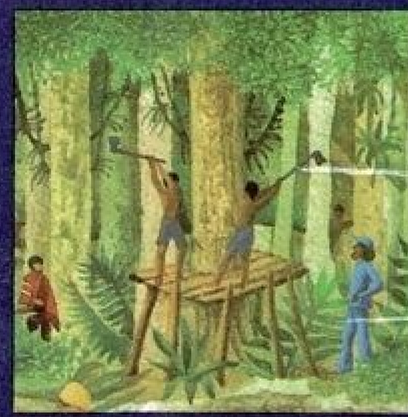
Der Bordskaphander Juri Gagarins und weiterer Kosmonauten der Wostok-Raumschiffe.

Bordskaphander für Sojus-Raumschiffe, wie er seit 1973 in Gebrauch ist. Auch Sigmund Jähn hat ihn getragen

In diesem Skaphander begab sich Leonow an der „Nabelschnur" und mit Klimaanlage in den Raum

Halbstarrer Außenbordskaphander für Salut. 1977 arbeiteten Gretschko und Romanenko erstmals mit ihm außerhalb von Salut 6







Wie aus einem
Panzermann
ein Panzerjäger wird.
Die Kostüme der
Kosmonauten.
Kanone, Haubitze
oder Werfer?
Bei den Partisanen
in den
Brjansker Wäldern.

Clausewitz und
die Konvention
von Tauroggen 1812.
Vom Bidenhänder
zum Bajonett.
„Stratofestung" B-52.
Kleine Typenschau
der Pioniertechnik.
Eine Schlacht
der Weltgeschichte:
Lützen 1632.

Aus der Geschichte
der Panzerwaffe.
Urlaubserlebnis
eines Soldaten.
Der freche
Zeichenstift.
Elektronisches
Schießtrainingsgerät,
selbstgebaut.